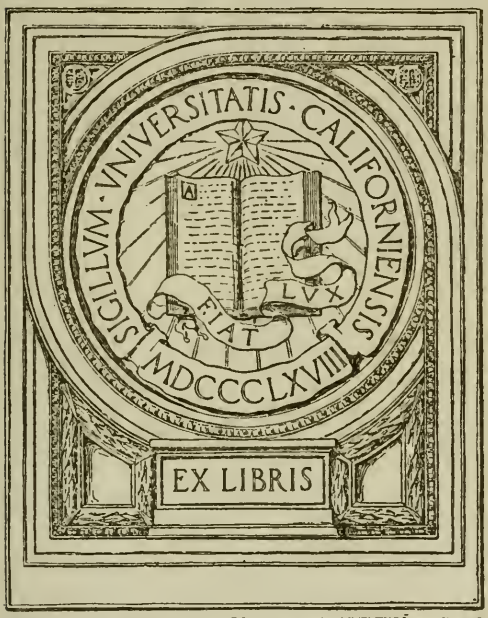
RANKES MEISTERWERKE

ZWEITER BAND

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
AT LOS ANGELES



ROLF HOFFMANN

RANKES MEISTERWERKE

II. Band

RANKES MEISTERWERKE

ZWEITER BAND

Deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation

Zweiter Band

DUNCKER & HUMBLOT
MÜNCHEN UND LEIPZIG 1914

I 7
T 16m
v. 2

RANKES MEISTERWERKE
WURDEN IN DER PIERERSCHEN HOF-BUCHDRUCKEREI STEPHAN GEIBEL & CO. IN ALTENBURG IN ZEHN BÄNDEN FÜR DIE VERLAGSBUCHHANDLUNG DUNCKER & HUMBLOT IN MÜNCHEN UND LEIPZIG GEDRUCKT. — AUSSER DER WOHLFEILEN WURDE EINE VORZUGSAUSGABE AUF REINEM HADERNPAPIER ABGEZOGEN, VON DER 200 IM ERSTEN BANDE VON 1—200 NUMERIERTE EXEMPLARE IN DEN HANDEL KOMMEN. IHRE AUSSTATTUNG ÜBERNAHM HANS VON WEBER IN MÜNCHEN. DIE KARTONAGEN, HALBFRANZ- UND GANZLEDERBDE. DIESER AUSGABE WURDEN VON DER HANDBUCHBINDEREI VON H. FIKENTSCHER IN LEIPZIG HERGESTELLT. — DIE EINBANDENTWÜRFE DER WOHLFEILEN AUSGABE STAMMEN VON MINNA VOLLNHALS IN MÜNCHEN.

160997

Inhalt.

Seite

Drittes Buch. Versuche einer nationalen Durchführung der Reform. 1521—1525 1

Erstes Kapitel. Unruhen in Wittenberg. Oktober 1521 bis März 1522 8

Zweites Kapitel. Weltliche und geistliche Tendenzen des Reichsregiments 1521—1523 38

Drittes Kapitel. Ausbreitung der Lehre. 1522—1524 66

Viertes Kapitel. Opposition gegen das Reichsregiment, Reichstag von 1523, 1524 100

Sickingen und seine Gegner 101

Die Städte und der kaiserliche Hof 124

Reichstag von 1524. 133

Fünftes Kapitel. Ursprung der Spaltung in der Nation 144

Sechstes Kapitel. Der Bauernkrieg 180

Siebentes Kapitel. Anfang entgegengesetzter Bündnisse, Reichstag zu Augsburg im Dezember 1525. . . 229

Viertes Buch. Auswärtige Verhältnisse, Gründung der Landeskirchen. 1521—1528 253

Erstes Kapitel. Französisch-italienische Kriege bis zur Ligue von Cognac. 1521—1526 255

Feldzug von 1521, 1522. 265

Feldzug von 1523, 1524. Angriff auf Frankreich 288

Schlacht bei Pavia 309

Mißverständnisse zwischen Papst und Kaiser . 324

Zweites Kapitel. Reichstag zu Speier im Jahre 1526 349

Drittes Kapitel. Eroberung von Rom im Jahre 1527 374

Viertes Kapitel. Besitznahme von Böhmen und Ungarn 405

Fünftes Kapitel. Gründung evangelischer Territorien. 433

Drittes Buch.

Versuche einer nationalen Durchführung der Reform.

1521—1525.

Wir haben gesehen, wie aus der einseitigen Entwickelung, welche das lateinische Kirchenwesen genommen, die Notwendigkeit entsprang, dasselbe zu reformieren, wie die allgemeine Lage der Weltverhältnisse das forderte, die nationalen Regungen des deutschen Geistes, die Fortschritte der Gelehrsamkeit die Gegensätze der Theologie dazu vorbereiteten, wie endlich die Mißbräuche des Ablaßhandels, die daran sich knüpfenden Streitigkeiten, ohne daß jemand die bewußte Absicht gehabt hätte, zu dem gewaltigsten Ausbruche der Opposition führten.

War das nun unvermeidlich, so können wir doch keinen Schritt weiter tun, ohne zu bemerken, wie höchst gefährlich es zugleich werden konnte.

Denn in der Totalität des Bestehenden, wie es nun einmal geworden, ist alles verbunden, unterstützt sich alles; sind die inneren Lebenskräfte einmal in Kampf geraten, — wer kann sagen, wo dem siegreichen Angriff wieder Einhalt geschehen, ob er nicht alles umstürzen werde?

Bei welchem Institute auf Erden wäre aber diese Gefahr größer gewesen als bei dem Papsttume, welches auf das gesamte Leben der europäischen Nationen seit Jahrhunderten einen so mächtigen Einfluß ausgeübt hatte?

Was in Europa bestand, war doch im Grunde eben

jener kriegerisch-priesterliche Staat, der im 8., 9. Jahrhundert gebildet worden und, allen Veränderungen, welche eingetreten sein mochten, zum Trotz, in seiner Tiefe, der Mischung seiner Grundbestandteile immer derselbe geblieben war. Ja, die Veränderungen, welche geschehen waren, hatten selbst doch in der Regel das priesterliche Element begünstigt; eben vermöge seiner Siege hatte es alle Formen des öffentlichen und des Privatlebens, alle Adern der geistigen Bildung durchdrungen. Wie war es möglich, es anzugreifen, ohne alles zu gefährden, in Frage zu stellen, ohne die Grundlagen des gesamten Daseins zu erschüttern?

Man dürfte nicht glauben, dem Dogma in dem Fortgange seiner hierarchisch-scholastischen Formation habe eine so unwiderstehliche Kraft, die Gemüter zu überzeugen, sich zu eigen zu machen, beigewohnt. Die kirchlichen Festsetzungen selbst hatten vielmehr unaufhörlichen Widerspruch gefunden, in der Regel wohl nur innerhalb des Kreises der einmal angenommenen Ideen, zuweilen aber auch jenseit desselben in entschlossener Feindseligkeit. Allein das enge Verhältnis, in dem sich das Papsttum zu allen bestehenden Gewalten zu erhalten wußte, hatte immer bewirkt, daß die Oppositionen unterlagen. Wie hätte auch z. B. ein Kaiser es wagen können, eine dem herrschenden System der Gedanken nicht in einzelnen Bestimmungen, worauf wenig ankam, sondern innerlich und wesentlich entgegengesetzte religiöse Meinung in

Schutz zu nehmen? Selbst einem Papste gegenüber, den er bekriegte, durfte er es nicht wagen: er hätte fürchten müssen, den geistigen Grund zu untergraben, auf welchem seine eigene Würde beruhte; übrigens hätte er ja auch erst den Kreis der Vorstellungen zu durchbrechen gehabt, der die Gemüter fesselte. Die Staatsgewalten fühlten sich immer in unauflöslichen Beziehungen zur Hierarchie: sie führten in der Regel die Verfolgungen der Andersgläubigen selber aus.

Dazu kam, daß sich mit den letzten Angriffen auf das römische Kirchenwesen in der Tat Unternehmungen der gefährlichsten Art in Verbindung gesetzt hatten.

Es war nun anderthalb Jahrhunderte her, daß John Wiklif in England, ziemlich mt denselben Waffen wie Luther und durch verwandte nationale Regungen unterstützt, den Kampf mit dem Papsttum unternommen hatte; aber auf der Stelle hatte sich ihm eine stürmische Bewegung der untersten Stände zugesellt, die, mit den Verbesserungen des Dogmas oder der Emanzipation von dem römischen Stuhle nicht zufrieden, auf die Vertilgung der gesamten pfründenbesitzenden Geistlichkeit, ja auf die Gleichmachung des Edelmanns und des Bauern, d. i. auf eine vollständige Umkehr der Kirche und des Staates, ausging. Mochte nun Wiklif an diesem Treiben Anteil haben oder nicht, genug, von der Ungunst, welche es erweckte, ward auch er betroffen und von dem Schauplatze seiner Tätigkeit, der Universität

Oxford, wo er sich einen eigentümlichen Einfluß auf England und die Welt verschaffen konnte, hinweg auf den engen Wirkungskreis einer Landpfarre verwiesen.

Die Bewegungen in Böhmen, die infolge der Lehren und der Verdammung Hussens ausbrachen, hielten sich zwar zunächst an das geistliche Element, von dem sie ausgegangen; allein der Widerstand, den sie fanden, erweckte gar bald eine höchst verderbliche fanatische Richtung. Die Taboriten verwarfen nicht allein die Lehren der Kirchenväter so gut wie die spätesten Satzungen, sondern sie wollten die Bücher, in denen sie enthalten waren, vertilgt wissen. Sie erklärten es für eitel und unevangelisch, ja sündlich, Studien zu treiben, Grade auf den Universitäten zu empfangen. Sie predigten, daß Gott die Welt verderben wolle und nur die gerechten Menschen in fünf Städten erretten werde; ihre Prediger hielten sich für die Racheengel Gottes, gesendet, um sein Gebot der Vernichtung zu vollstrecken; sie würden die Welt im Namen Gottes in eine Wüste verwandelt haben, wenn es in ihrer Macht gestanden hätte.

Denn mit einer gelingenden Opposition pflegen sich zerstörende Tendenzen zu verbinden, um so heftiger, je gewaltiger der Feind noch ist, mit dem sie kämpfen muß.

Und sollte nun in Deutschland, wo der Papst bisher einen Teil der Reichsgewalt in Händen gehabt, nicht auch ein ähnlicher Sturm zu befürchten sein?

Die Nation war von einer allgemeinen Gärung

ergriffen; in der Tiefe hatte sich, der öffentlichen Ordnung gegenüber, schon immer die drohende Empörung geregt, — sollte dieselbe durch den Angriff auf die höchste irdische Gewalt, die man anerkannte, nicht aufgerufen werden? sollten sich nicht die destruktiven Kräfte erheben, die sich in jeder Gesellschaft bergen, und welche dieser priesterlich-kriegerische Staat schlechterdings nicht hatte beseitigen können?

Für die Zukunft der deutschen Nation kam nun alles darauf an, ob sie diese Gefahr bestehen würde oder nicht, ob es ihr gelingen würde, sich von dem Papsttume zu trennen, ohne zugleich den Staat und die allgemeine, langsam gewonnene Kultur zu gefährden, zu welcher Verfassung — denn ohne große politische Veränderung konnte es nicht abgehen — die Nation alsdann sich entwickeln würde. Darauf beruhte zugleich die Möglichkeit einer Einwirkung auf die übrige Welt.

Zunächst nahm der Gang der Ereignisse einen höchst gefährlichen Charakter an.

Erstes Kapitel.

Unruhen in Wittenberg.

Oktober 1521 bis März 1522.

Noch einmal hatte sich in Deutschland die höchste weltliche Gewalt mit dem Papsttume verbündet, und im ersten Augenblicke machte das doch einen großen Eindruck. Das Wormser Edikt ward allenthalben verkündet, und hie und da wurden die Beichtväter von den Bischöfen angewiesen, niemanden zu absolvieren, der sich lutherischer Meinung schuldig mache. Luther selbst wußte sein Fürst nur dadurch zu retten, daß er ihn auf der Reise im Thüringer Walde überfallen, zum Schein gefangennehmen und nach der Wartburg führen ließ, wo er ihm eine Freistatt bestimmt hatte. Man breitete aus, er sei von einem Feinde des Kurfürsten aufgehoben und vielleicht getötet worden.

Allein sehr bald zeigte sich, wie wenig damit erreicht war.

Wo Karl selbst sich aufhielt, in seinen niederländischen Städten, brachte man wohl Luthers Schriften zuhauf und verbrannte sie; man sah den Kaiser ironisch lächeln, wenn er, über einen Marktplatz gehend, an so einem Feuer vorüberkam; in dem inneren Deutschland hören wir nichts von diesen

Exekutionen. Vielmehr erwarb hier der Ruf der Ereignisse am Reichstage, das erscheinende Edikt Luthern neue Freunde. Daß er in Worms sich zu seinen Büchern bekannt, sich erboten, sie zu widerrufen, wenn man ihn widerlege, und sich doch niemand an ihn gewagt habe, erschien als ein großes Argument für die Wahrheit seiner Lehre. „Je mehr man Luthers Lehre einschränkt", sagt Zasius, „desto mehr breitet sie sich aus". Machte man an der Universität Freiburg diese Erfahrung, wo die altgesinnte Partei so mächtig war, wie vielmehr anderwärts! Der Kurfürst von Mainz hielt es nicht für gut, den Minoriten die Erlaubnis zu geben, um die ihr Provinzial bat, in seinen Diözesen gegen Luther zu predigen; er fürchtete, die Bewegung nur zu vermehren. Den Zensurverordnungen des Ediktes zum Trotz erschien Flugschrift auf Flugschrift im Sinne der Neuerung. Die meisten waren anonym; Hutten wagte es sogar mit seines Namens Unterschrift, geradezu den Nuntius des Papstes, den Verfasser des Ediktes, Aleander, anzugreifen. Unter anderem fragt er ihn, ob er denn glaube, mit einem einzigen Ediktchen, das er einem jungen Fürsten listig abgepreßt, Religion und Freiheit zu unterdrücken, gleich als vermöge ein kaiserlicher Befehl etwas gegen das unwandelbare Gotteswort; — sei nicht vielmehr die Meinung eines Fürsten veränderlich? Der Kaiser, meint er, werde mit der Zeit schon anders denken lernen. Diese römischen Agenten waren selbst erstaunt, daß die mit so vieler Mühe

ausgebrachte Verordnung so wenig nützte. Sie sagten, noch sei die Tinte kaum trocken, mit welcher der Kaiser das Edikt unterzeichnet, so werde es schon allenthalben gebrochen. Sie sollen sich damit getröstet haben, wenn es zu weiter nichts führe, so sei doch damit der Grund zu einer unausbleiblichen Entzweiung zwischen den Deutschen selbst gelegt.

Vor allem war es bedeutend, daß die Universität Wittenberg von dem kaiserlichen Edikte so wenig berührt wurde wie früher von der päpstlichen Bulle. Hier hatten die neuen Lehren bereits ein von der Persönlichkeit und unmittelbaren Teilnahme Luthers unabhängiges Leben gewonnen, und die Blüte der deutschen Jugend strömte herbei, sie in sich aufzunehmen; es trug fürs erste wenig aus, ob Luther zugegen war oder nicht: die Hörsäle waren eben so voll; seine Grundsätze wurden in Vortrag und Schrift mit dem gleichen Eifer verfochten. Ja, die kühnste Stellung nahm in diesem Augenblicke die neue kleine Universität. Als die Sorbonne ihr Stillschweigen endlich brach und sich gegen Luther erklärte, glaubte sich Melanchthon nicht nur verpflichtet, für seinen abwesenden Freund das Wort zu nehmen, ihn zu verteidigen, sondern er wagte es, der Universität zu Paris, von der alle theologischen Doktrinen ausgegangen, von der die deutschen Universitäten selbst sich nur abgezweigt, auf deren Entscheidung die Welt von jeher gehorcht, der alma mater, die Anklage zurückzugeben, die sie erhob, sie selbst des Abfalles

von dem wahren Christentume zu beschuldigen. Er trug kein Bedenken, die ganze auf den Universitäten herrschende Lehre, die Scholastik überhaupt, dem Inhalte der Schrift gegenüber, für abgewichen, für ketzerisch zu erklären. Die höchsten Gewalten der Christenheit hatten gesprochen; der Papst hatte eine verdammende Bulle erlassen; die große Mutter-Universität unterstützte seinen Anspruch mit dem ihren; der Kaiser hatte befohlen, ihn zu vollziehen; in dem kleinen, vor wenigen Jahren kaum genannten Wittenberg wagte ein junger Professor, der noch im Anfange der zwanziger Jahre stand, in dessen unscheinbarer Gestalt und bescheidener Haltung niemand Heldenmut oder Kühnheit gesucht hätte, sich allen diesen Gewalten entgegenzustellen, die verdammten Lehren zu verteidigen, ja den Ruhm, christlich zu sein, für sie allein in Anspruch zu nehmen.

Das rührte auch wohl daher, daß man die Sachen nicht nach dem grandiosen Anscheine, den sie trugen, beurteilte; man wußte, welche Motive, namentlich dominikanischer Einwirkung, den römischen Hof bestimmt hatten, mit welchen Mitteln dann das Edikt bei dem Kaiser ausgebracht, wie es publiziert worden war; man nannte die drei Männer, von welchen die Verdammung in Paris stamme, und bezeichnete sie mit den verächtlichsten Namen. Dagegen war man sich hier einer reinen Gesinnung, eines festen und unerschütterlichen Grundes bewußt. Die Bedeutung des Fürsten, der einen nicht ausgesprochenen, aber

auch nicht zweifelhaften Schutz gewährte, sicherte gegen alle unmittelbare Gewalt.

Wagte man es aber, eine so unabhängige, großartige Stellung zu ergreifen, allen anerkannten Gewalten entgegengesetzt und im Grunde nur mit der Meinung verbündet, die ihren ganzen Inhalt selber noch nicht kannte, ihre positive Gestaltung erst noch empfangen sollte, so liegt auch am Tage, welche Verpflichtung man damit über sich nahm. Mit der Durchführung der Grundsätze, die man bekannte, hatte man einer zahlreichen, empfänglichen, harrenden Menge teilnehmender Geister voranzugehen. Hier zuerst, wo doch alle Elemente des priesterlich-kriegerischen Staates so gut vorhanden waren wie anderwärts, mußte es sich zeigen, inwiefern es möglich sei, den Abfall von dem Priestertume zu wagen und doch nicht zugleich den Staat zu gefährden.

Unmöglich aber wäre es gewesen, stehen zu bleiben. Die Aufregung der Gemüter war zu groß, um sich mit der Doktrin allein zu begnügen. Auf die Lehren, die man erschüttert hatte, waren Gebräuche gegründet, die jeden Augenblick des täglichen Lebens beherrschten; von dieser tatkräftigen, sich selber fühlenden, durch mächtig erwachende Ideen vorwärts getriebenen Generation ließ sich nicht erwarten, daß sie ihrer Überzeugung Gewalt antun und Ordnungen befolgen würde, die sie zu verdammen anfing.

Das Erste, was geschah, war das Allerpersönlichste.

Ein paar Pfarrer in der Nähe, die sich zu der Wittenberger Schule hielten, Jakob Seidler auf der Glashütte und Bartholomäus Bernhardi von Kemberg, sprachen sich selbst von der Pflicht des Zölibates los, derjenigen Einrichtung der Hierarchie, die wegen der natürlichen Neigung der Deutschen zu einem traulichen Familienleben bei dem deutschen Klerus von Anfang an den meisten Widerspruch gefunden und in ihren Folgen die Moral der Nation am tiefsten verletzt hatte. Die beiden Pfarrer gaben als ihren Grund an, daß es keinem Papst und keiner Synode freigestanden, die Kirche mit einer Satzung zu beschweren, welche Leib und Seele gefährde. Hierauf wurden beide von der geistlichen Gewalt in Anspruch genommen. Aber nur Seidler, in dem Gebiete des Herzogs Georg von Sachsen, ward ihr überlassen; er ist da in dem Gefängnis umgekommen. Gegen Bernhardi lieh Kurfürst Friedrich dem Erzbischofe von Magdeburg seinen Arm nicht: er wollte sich, wie Spalatin es ausdrückt, nicht zum Schergen brauchen lassen. Karlstadt faßte Mut, das Institut des Zölibats in einer ausführlichen Schrift anzugreifen.

Wie das Zölibat die Übertragung eines Mönchsgelübdes auf den Priesterstand war, so stand die Auflösung desselben auch mit den Ideen über das Klosterwesen in Verbindung. In der kleinen Augustinerkirche, in welcher Luther anfangs aufgetreten, hielt jetzt einer seiner geschicktesten Mitbrüder, Gabriel Zwilling, feurige Predigten, in denen er die Gelübde

überhaupt, das ganze Mönchswesen angriff und es nicht allein für erlaubt, sondern für notwendig erklärte, sich von denselben loszusagen: „denn in der Kutte könne man nicht selig werden". Dreizehn Augustiner auf einmal traten aus und nahmen ihre Wohnung zum Teil unter den Bürgern, zum Teil unter den Studenten; einer von ihnen, der das Tischlerhandwerk verstand, bat um das Bürgerrecht und gedachte sich zu verheiraten. Eine allgemeine Aufregung entstand; die noch in dem Kloster verbliebenen Augustiner hielten sich nicht mehr für sicher; das Barfüßerkloster in Wittenberg mußte des Nachts mit einer starken Wache geschützt werden.

Aber schon hatte derselbe Bruder Gabriel noch einen anderen, weiterführenden Angriff gemacht. Die Grundsätze Luthers über das Sakrament dehnte er dahin aus, daß er die Anbetung desselben, ja die Zelebration der Messe ohne Kommunikanten in der Idee des Opfers, die sogenannte Privatmesse, für einen Mißbrauch, für eine Sünde erklärt. Zunächst sah sich der Prior in dem Kloster durch die allgemeine Bewegung, wie er sagte, um größeres Ärgernis zu vermeiden, genötigt, die Privatmessen in der Kirche wirklich einzustellen. Das wirkte nun sogleich in der Universität sowie in der Stadt nach. Als am 6. Dezember 1521 die Messe in der Pfarrkirche gehalten werden sollte, erschienen einige Studenten und jüngere Bürger mit bloßen Messern unter den Röcken, nahmen die Meßbücher weg und trieben die Priester vom

Altar. Als der Rat die Schuldigen, welche vor sein Forum gehörten, einzog und zu bestrafen Miene machte, erhob sich Lärm in der Gemeinde; sie legte dem Rate Artikel vor, in denen sie fast im Tone des Aufruhrs die Loslassung der Gefangenen forderte.

Versuche, die einen völligen Umsturz des bisherigen Gottesdienstes, und zwar von unten her, ohne alle Beratung und Ordnung in sich schlossen. Der Kurfürst, an den alle diese Dinge zur Entscheidung gebracht wurden, wünschte nach seiner Weise das Urteil einer oder der anderen, einigermaßen konstituierten Autorität zu vernehmen.

Zuerst wurde ein Konvent der Augustiner aus den Provinzen Meißen und Thüringen nach Wittenberg berufen. Alle diese Augustiner teilten mehr oder minder den lutherischen Standpunkt; sie hielten die Sache Luthers für die ihre. Auch in seiner Abwesenheit trafen sie, wie er später erklärt hat, in ihrem Urteil mit dem seinen zusammen. Sie gingen nicht so weit wie Frater Gabriel, die Gelübde für sündlich zu erklären; aber sie wollten sie auch nicht mehr für verbindlich halten. Ihre Meinung war: alle Kreatur sei dem Worte Gottes unterworfen und brauche sich nicht mit menschlichen Satzungen beschweren zu lassen; jedermann stehe frei, das Kloster zu verlassen oder darin zu bleiben. Wer da gehe, müsse nur seine Freiheit nicht nach dem Gelüste des Fleisches mißbrauchen; wer es vorziehe, zu bleiben, möge auch

die Kutte behalten und seinen Obern aus Liebe Gehorsam leisten. Zugleich entschlossen sie sich, nicht mehr zu betteln und jene gestifteten, für Geld abzuhaltenden Messen, die Votivmessen, abzuschaffen.

Indessen war auch die Universität von dem Fürsten aufgefordert worden, ihr Urteil über die Messe im allgemeinen auszusprechen. Es ward eine Kommission niedergesetzt, an der auch Melanchthon teilnahm, und diese entschied sich für die Abschaffung der Messe, nicht allein in Wittenberg, sondern im ganzen Lande, es möge daraus folgen, was wolle. Allein als nun die Gesamtheit der Korporation dies bestätigen sollte, war sie dazu nicht zu vermögen. Einige der angesehensten Mitglieder blieben von der Versammlung weg, mit der Erklärung: sie seien zu gering, um die Kirche reformieren zu wollen.

Da nun weder der Konvent noch auch die Universität sich geradezu für die Neuerung erklärten, so war auch der Kurfürst nicht weiter zu bringen; er meinte, wenn man sich schon in Wittenberg nicht vereinigen könne, wie ungleich würde die Welt über jede Änderung urteilen! Man möge über die Sache lesen, disputieren und predigen, aber indeß bei dem alten Gebrauche bleiben.

Schon waren aber die feurigen Gemüter durch Anordnungen eines von jeher so nachgiebigen Fürsten nicht mehr im Zaum zu halten; dem Befehle desselben zum Trotz kündigte Dr. Karlstadt an, er werde zum Fest der Beschneidung Christi die Messe nach

einem neuen Ritus feiern, das Abendmahl nach den Worten der Einsetzung austeilen. Schon einmal, im Oktober, hatte er etwas ähnliches versucht, jedoch in engerem Kreise, ganz nach dem Vorbilde Christi, nur mit zwölf Teilnehmern. Da es schien, als werde man ihm jetzt Hindernisse in den Weg legen, so wartete er nicht bis auf den angekündigten Tag. An dem Christtage 1521 predigte er in der Pfarrkirche von der Notwendigkeit, die bisherige Weise zu verlassen und beide Gestalten des Sakramentes zu empfangen; nach der Predigt trat er vor den Altar, sprach die Messe, jedoch ohne die Worte, welche sich auf die Idee des Opfers beziehen, sowie ohne die Zeremonie der Elevation, und teilte hierauf erst das Brot, dann auch den Wein aus mit den Worten: das ist der Kelch meines Blutes des neuen und ewigen Testamentes. Er traf damit den Sinn der Gemeinde; man wagte nicht, ihm zu widersprechen. Er wiederholte seinen Ritus am Neujahrstage, den Sonntag darauf und so weiter; auch des Freitags erschien er auf dem Predigtstuhle.

Karlstadt gehörte zu den nicht seltenen deutschen Naturen, die mit einer angeborenen Neigung zum Tiefsinn den Mut verbinden, alles zu verwerfen, was man festgesetzt hat, oder alles zu behaupten, was man verwirft, ohne daß sie doch das Bedürfnis hätten, sich zu voller Klarheit und allgemein gültiger Begründung ihrer Ideen zu erheben. Karlstadt hatte sich früher den Lehrmeinungen der Scholastiker hin-

gegeben, war aber dann von Luther zu dem Studium der Hl. Schrift veranlaßt worden; doch hatte er nicht die Geduld gehabt, wie dieser, sich der Grundsprachen zu bemächtigen; er nahm sich die seltsamsten, willkürlichsten Erklärungen nicht übel; er ging nur dem Zug seiner Gedanken nach. Merkwürdig, auf welche Bahnen er geriet. Schon als man sich zur Leipziger Disputation rüstete, äußerte er sich auf eine sehr besondere Weise über die Hl. Schrift, auf deren Gesamtinhalt er anwandte, was man sonst nur von dem Gesetze verstand: sie diene zur Übertretung, Sünde und Tod, und gewähre nicht den wahren Trost, dessen die Seele bedürfe. Im Jahre 1520 ward es ihm zweifelhaft, ob Mose die Bücher geschrieben, welche seinen Namen tragen, ob die Evangelien in ihrer echten Gestalt auf uns gekommen, Ideen, welche Kritik und Gelehrsamkeit später so vielfach beschäftigt haben: — schon ihm stiegen sie auf. Indessen beherrschte ihn noch damals die Gegenwart und Überlegenheit Luthers. Jetzt aber war er von niemandem mehr zurückgehalten: er hatte einen freien Schauplatz für seinen Ehrgeiz, ein enthusiasmiertes Publikum umgab ihn; er selbst war unter diesen Umständen nicht mehr der alte; mit der feurigsten Beredsamkeit entwickelte der kleine, schwarzbraune, sonnenverbrannte Mann, der sich sonst nur undeutlich ausdrückte, eine Fülle tiefsinniger, extravaganter, eine neue Welt atmender Ideen, mit denen er jedermann hinriß.

Da ereignete sich nun, daß er, noch gegen Ende des Jahres 1521, Gehilfen bekam, die von einer anderen Seite her auf gleichartige Bahnen geraten waren, auf denen sie sogar noch verwegener einhergingen.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß bei dem Beginne der hussitischen Bewegungen, als Huß und Hieronymus entfernt waren, vornehmlich ein paar Fremde, Niklas und Peter von Dresden, verjagt von dem Bischofe von Meißen und in Prag aufgenommen, die Menge auf die Abänderung des Ritus, namentlich im Sakrament, hingeführt haben, womit sich gar bald andere fanatische Meinungen vereinigten.

Sei es nun, daß diese Meinungen nach den Gegenden ihres Ursprunges zurückwirkten oder daselbst eine tiefere ältere Wurzel hatten, eben von dort her, aus dem Erzgebirge, von Zwickau, wenn wir dies kombinieren dürfen, erhob sich jetzt eine verwandte Tendenz, welche sich der wittenbergischen Bewegung zu bemächtigen suchte, wie damals der Prager.

Besonders um einen schwärmerischen Tuchmacher, des Namens Klaus Storch, sammelte sich in Zwickau eine Sekte, welche sich zu den weitaussehendsten Meinungen bekannte. Luther tat diesen Leuten bei weitem nicht genug; sie meinten, es seien noch ganz andere Männer als er, von höherem Geiste, notwendig. Denn was könne es helfen, sich so eng an die Bibel zu halten? Zu wahrer Unterweisung eines Menschen sei sie doch unkräftig: der Mensch könne nur durch den Geist gelehrt werden. Sie steigerten

ihren Enthusiasmus bis zu dem Grade, daß sie sich überzeugt hielten, ihnen sei das beschieden: Gott selbst rede mit ihnen, gebe ihnen an, was sie tun, was sie predigen sollten. Auf dem Grund dieser tieferen, unmittelbar inspirierten Einsicht drangen auch sie nun zunächst auf Abänderungen des kirchlichen Ritus. Vor allem verwarfen sie, weil das Sakrament ohne den Glauben keinen Sinn habe, die Taufe der Unmündigen, die ja des Glaubens nicht fähig seien. Aber noch viel weiter gingen ihre Gedanken. Sie hielten dafür, daß der Welt eine totale Verwüstung, vielleicht durch die Türken, bevorstehe; kein Priester werde leben bleiben, selbst keiner von denen, die sich jetzt verheiraten, überhaupt kein Unfrommer; aber nach dieser blutigen Reinigung werde das Reich Gottes eintreten, eine Taufe, ein Glaube sein. Es schien fast, als wollten sie selbst dies Werk einer gewaltsamen Umkehr beginnen. Da sie in Zwickau, in dem gemäßigten Teile der Bürgerschaft und in dem Rate Widerstand fanden, brachten sie Waffen in dem Hause eines der Ihren zusammen, um ihre Gegner plötzlich einmal zu überfallen und zu vernichten. Glücklicherweise kam ihnen der Amtmann des Ortes, Wolf von Weißenbach, zuvor; er nahm eine Anzahl der Irregeleiteten fest, hielt die Ordnung aufrecht und nötigte die vornehmsten Neuerer, die Stadt zu verlassen. Aber was zu Hause nicht gelungen, hofften diese anderwärts um so vollständiger durchzusetzen. Die Einen begaben sich nach

Prag, gleich als sei es noch möglich, die alte taboritische Gesinnung wieder zu beleben, was ihnen denn freilich mißlang. Die Anderen, auf die es uns ankommt, erschienen in Wittenberg, wo sie bei der allgemeinen Aufregung der Geister, die nach einem unbekannten Neuen trachteten, nicht allein in der leicht aufzuregenden akademischen Jugend, sondern auch in der Gemeinde, die von dieser fortgerissen ward, einen für ihre Saat vortrefflich vorbereiteten Boden fanden.

Auch zeigte sich, daß nach ihrer Ankunft die Bewegung in Wittenberg einen noch kühneren Anlauf nahm.

Karlstadt, mit dem sie sogleich in Verbindung traten, schritt von Tag zu Tage zu auffallenderen Veränderungen fort. Das Meßgewand ward abgeschafft, die Ohrenbeichte nicht mehr gefordert; ohne alle Vorbereitung ging man zum Abendmahle; man suchte etwas darin, die Hostie sich nicht mehr von dem Priester reichen zu lassen, sondern sie mit den Händen selber zu ergreifen. Man hielt es für ein Zeichen besserer Christlichkeit, daß man eben an den Fasttagen Eier und Fleischspeisen genoß. Vor allem wurden die Bilder in den Kirchen für einen Greuel an heiliger Stätte erklärt. Karlstadt nahm keine Rücksicht auf den Unterschied zwischen Verehrung und Anbetung, der immer gemacht worden; alle Stellen der Schrift wider die Abgötterei wandte er auf den Bilderdienst an; er hob hervor, daß man sich vor ihnen krümme und beuge, ihnen Lichter anzünde,

Opfer bringe; allerdings sehe man z. B. das Bild des St.-Christoph deshalb an, um vor jähem Tode sicher zu sein und den Abend fröhlich zu leben; eben darum riet er, sie zu stürmen und zu zerstören, „diese Ölgötzen, diese abgöttischen Klötze"; selbst das Kruzifix wollte er nicht gelten lassen, das man seinen Herrgott nenne und das höchstens an das fleischliche Leiden Christi erinnere. Da ein zur Entfernung der Bilder schon gefaßter Beschluß später nicht ausgeführt ward, entbrannte er nur um so heftiger: auf seinen Antrieb erhob sich hier zur Stelle eine bilderstürmerische Bewegung, wie sie sich seitdem über ein halbes Jahrhundert hindurch an so vielen anderen Orten erzeugt hat; man riß die Bilder von den Altären, zerhieb und verbrannte sie. Es leuchtet ein, welch einen überaus gefährlichen, drohenden Charakter die Bewegung dergestalt empfing. Karlstadt bewies nicht allein aus den Beispielen des alten Testaments, daß die weltliche Hand Macht habe, in der Kirche alles das abzuschaffen, was die Gläubigen ärgere, sondern er fügte schon hinzu, wenn die Obrigkeit nachlässig sei, dürfe die Gemeinde die notwendigen Änderungen vollziehen. Wirklich legte die Wittenberger Gemeinde dem Rat einige Artikel vor, in denen sie die förmliche Abschaffung aller nicht schriftmäßigen Zeremonien, aller Messen, Vigilien, Begängnisse, und für ihre Prediger eine unbedingte Freiheit forderte; der Rat sah sich gezwungen, bald in dem einen, bald in dem anderen nachzugeben. Und

noch viel umfassender waren ihre Ideen. Man suchte den Begriff einer streng christlichen Gemeinschaft unverzüglich zu realisieren: man forderte den Rat auf, alle Häuser öffentlicher Vergnügung, versteht sich hauptsächlich der unerlaubten, aber auch der erlaubten, zu schließen und unter anderem keine Bettler mehr zu dulden, deren es in der Christenheit nicht geben dürfe, sondern die Güter der ohnedies verwerflichen Brüderschaften zum Nutzen der Armen zu verwenden. Ja, mit diesen Bestrebungen einer in ihrem einseitigen Eifer die Natur der menschlichen Gesellschaft mißkennenden Rechtgläubigkeit verbanden sich unmittelbar die verderblichsten Ideen der Taboriten. Ein alter Professor, wie Karlstadt, ließ sich zu der Meinung fortreißen, man bedürfe keiner Gelehrten mehr, keines Studiums an den Universitäten, viel weniger ihrer Grade. In den Vorlesungen riet er seinen Zuhörern, nach Hause zu gehen und Ackerbau zu treiben: denn im Schweiße seines Angesichts solle der Mensch sein Brot essen. Einer seiner entschlossensten Anhänger war der Rektor der Knabenschule, Georg Mohr, der von dem Schulfenster aus die versammelten Bürger aufforderte, ihre Kinder aus der Schule zu nehmen. Wozu bedurfte es auch ferner der Gelehrsamkeit? Hier waren die himmlischen Propheten aus Zwickau, Storch und Stübner, welche mit Gott redeten und die Fülle der Gnade und Wissenschaft besaßen ohne alles Studium. Leicht war der gemeine Mann zu überzeugen, daß auch ein Laie, ein

Handwerker, zu dem Amte eines Priesters und Predigers tauge. Karlstadt ging selbst in die Häuser der Bürger, um sie etwa um die Erklärung einer dunklen Stelle der Schrift zu bitten, nach dem Spruche, daß Gott, was er den Weisen verberge, den Unmündigen offenbare. Studierende verließen die Universität und gingen nach Hause, um ein Handwerk zu lernen: denn zu studieren sei nicht mehr nötig.

So ließ man die konservativen Ideen fallen, an denen Luther noch festgehalten; der Begriff der weltlichen Obrigkeit, von welchem aus er die Anmaßungen des Priestertums bekämpfte, ward jetzt ebenfalls verworfen. Luther hatte die herrschende Lehre mit den Waffen einer gründlicheren Gelehrsamkeit angegriffen; eine der rohesten Inspirationstheorien, welche je vorgekommen, wollte sich jetzt an deren Stelle setzen. Nimmermehr wäre das durchzuführen gewesen. Gegen ein so wildes, destruktives Beginnen mußten sich alle Kräfte der geordneten Welt erheben und es entweder vernichten oder in die engsten Kreise einschließen. Kam es zur Herrschaft, so war jede Hoffnung der Welt verloren, die sich an die neue Bewegung knüpfen mochte.

In Wittenberg war niemand, um dem allgemeinen Taumel zu widerstehen. Dazu war Melanchthon zu jung und unerfahren, mochte er auch sonst Standhaftigkeit genug besitzen; wenn er mit den Zwickauer Propheten sprach, so fand er doch, daß sie in den Hauptprinzipien des Glaubens mit ihm einig und

wohlbefestigt seien: ihre Behauptungen in Hinsicht der Kindertaufe wußte er nicht zu widerlegen. Er sah, daß sie Geist hatten; ihn zu prüfen, fühlte er sich selbst nicht stark genug. Wir finden Schüler und Freunde Melanchthons unter ihren Anhängern.

Auch der Kurfürst war nicht fähig, nachdrücklichen Widerstand zu leisten. Wir kennen diesen Fürsten schon, sein Temporisieren, seine Abneigung, persönlich hervorzutreten, einzugreifen, seine Gewohnheit, die Dinge sich selbst entwickeln zu lassen. Es war die friedfertigste Natur, welche dies kriegerische, fehdelustige Zeitalter hervorgebracht hat; nie griff er zu den Waffen: — man hat ihm unter anderem einst geraten, Erfurt anzugreifen, das er mit einem Verlust von fünf Mann erobern könne; er antwortete: schon einer wäre zu viel; in dem, was er unternahm, trug doch zuletzt immer seine stille, beobachtende, kluge und geistreiche Politik den Sieg davon. Sein Vergnügen war, in seinem Lande, das er so schön fand wie irgend ein anderes auf Erden, seine Schlösser zu bauen, Lochau, Altenburg, Weimar, Koburg; seine Kirchen mit Gemälden zu schmücken, wozu er den trefflichen Meister Lukas Kranach an sich gezogen; seine Kapelle und Singerei, die eine der besten im Reiche war, im Stande zu halten; die hohe Schule, die er gestiftet, emporzubringen. Obwohl er nicht sehr zugänglich war, so liebte er doch das gemeine Volk. Er zahlte einst den schon eingesammelten gemeinen Pfennig zurück, da es zu der Unternehmung nicht

kam, wozu derselbe bestimmt war. „Wahrlich," sagt er von einem, „es ist ein böser Mensch; denn er ist armen Leuten ungütig." Auf der Reise ließ er die Kinder beschenken, die am Wege spielten: „heut oder morgen werden sie dann sagen: es zog ein Herzog von Sachsen vorüber, der gab uns allen." Wir finden wohl, daß er einem kranken Professor seltene Südfrüchte zur Erquickung schickt. Nunmehr war er zu Jahren gekommen; von den alten deutschen Fürsten, mit denen er zu seiner Zeit in engerer Vertraulichkeit gelebt, seinen guten Gesellen und Freunden, wie er sie nannte, waren die meisten gestorben, und gar manches Unangenehme mußte er erfahren. An der Gesinnung des jungen Kaisers war er irre geworden: „selig der Mann," rief er aus, „der nichts am Hofe zu schaffen hätte". Sein nächster Nachbar, sein stürmischer Vetter Georg, trat in immer stärkeren Gegensatz mit ihm. „Ah, mein Vetter Georg," sagte er, „wahrlich, ich weiß keinen Freund, als meinen Bruder". Diesem überließ er denn auch allmählich großenteils die Regierung. Wenn er Luther beschützte, so war das im Laufe der Zeit wohl sehr natürlich so gekommen, anfangs nicht ohne Rücksichten der Politik, dann als eine Pflicht der Gerechtigkeit; aber überdies teilte er die unbedingte Verehrung für die Heilige Schrift, welche Luther geltend machte: er fand, alles andere, so scharfsinnig es auch laute, lasse sich am Ende widerlegen; nur das göttliche Wort sei heilig, majestätisch und die Wahrheit

selbst; er sagte, dies Wort solle rein sein wie ein Auge; ihm entgegenzutreten, zu widerstehen, hatte er eine tiefe, eine ehrwürdige Scheu. Es ist die Grundlage aller Religion, daß man das Heilige anerkennt, das sittliche Geheimnis der Schöpfung, und es nicht wagt, ihm mit den unreinen Trieben des Augenblicks zu nahe zu treten. Darin bestand vor allem die Religion dieses Fürsten; das hatte ihn abgehalten, in Luthers Sache selbsttätig und mit eigener Willkür einzugreifen: eben dies aber bewirkte, daß er sich den Neuerungen in Wittenberg, so wahrhaft ungern er sie auch sah, doch nicht mit aller Kraft entgegenstellte. Er wagte nicht, sie zu verdammen, so wenig wie Melanchthon. Als er einst in Prettin die Bedenken seiner Gelehrten und Räte in dieser Sache vernommen, zeigte er sich von der Möglichkeit, daß die Leute Recht haben möchten, betroffen und erschüttert. Er sagte, er verstehe es nicht wie ein Laie; ehe er sich aber entschließe, gegen Gott zu handeln, wolle er lieber den Stab in die Hand nehmen und sein Land verlassen.

Gewiß, es hätte dahin kommen können. Die begonnene Bewegung konnte zu nichts führen, als zu offenem Aufruhr, zur Umkehr auch des Staates in dem Sinne einer neuen christlichen Republik; allerdings würde alsdann Gewalt die Gewalt aufgerufen haben und Gutes und Böses wäre miteinander zerstört worden.

Wie viel kam da noch einmal auf Luther an! Von

der Grundlage seiner Ideen gingen auch diese Bewegungen aus, oder sie schlossen sich daran an. Wenn er ihnen beistimmte, wer wollte ihnen Schranken setzen? Widersetzte er sich aber, so fragte sich, wie er das vermögen, ob er sich dann selber behaupten würde.

Während dieser ganzen Zeit war er auf der Wartburg. Anfangs hielt er sich hier ganz innerhalb der Mauern: dann sehen wir ihn noch zaghaft in die Erdbeeren am Schloßberge gehen; später, sicherer geworden, durchstreifte er als Junker Georg mit einem Reiterbuben die Umgegend; einmal wagte er sich sogar, in langem Haar und Bart, kaum noch wiederzuerkennen, in eisernem Harnisch, nach Wittenberg. Allein sein Reiterleben hatte doch zugleich einen sehr theologischen Inhalt: seine Seele war immer in der Mitte des kirchlichen Kampfes. „Auf der Jagd," sagte er, „theologisierte ich"; in den Netzen und Hunden des Jägers sah er die Bischöfe und Anwälte des Antichrist, die den armen Seelen nachstellen. In der Einsamkeit der Burg kehrten ihm auch andere Anfechtungen des Klosters zurück. Hauptsächlich beschäftigte er sich damit, das Neue Testament zu übersetzen: er faßte den Gedanken, der deutschen Nation eine richtigere Bibel zu geben, als die lateinische Kirche in der Vulgata besitze. Indem er hiebei seinen Sinn tiefer und tiefer befestigte und nur den Wunsch hegte, in Wittenberg zu sein, um mit Hilfe seiner Freunde ein so wichtiges Werk zu vollenden, vernahm er von den

dortigen Bewegungen und Unruhen. Er war über ihren Charakter keinen Augenblick in Zweifel. Er sagt, nie in seinem Leben habe ihn etwas tiefer verletzt: was ihm sonst zu Leide getan worden, sei nichts dagegen. Auf ihn machte es keinen Eindruck, was man von den Inspirationen der himmlischen Propheten sagte, ihren Gesprächen mit Gott. Auch er kannte die geheimnisvollen Tiefen der geistigen Welt: da hatte er andere Erfahrungen gemacht, sich mit einem zu erhabenen Begriff von dem Wesen Gottes durchdrungen, um sich überreden zu lassen, dieser erscheine der Kreatur, entzücke sie und spreche mit ihr. „Willst du wissen", schreibt er Melanchthon, „Zeit und Ort und Art der göttlichen Gespräche, so höre: „„wie der Löwe hat er meine Gebeine zerschmettert; ich bin verworfen vor deinen Augen, meine Seele ist mit Pein erfüllt, mit Vorgefühl der Hölle."" Darum redet Gott durch die Menschen, weil wir es nicht ertragen könnten, wenn er selber spräche." Er wünschte seinem Fürsten Glück zu dem Kreuze, das ihm Gott auferlegt: wider das Evangelium müsse nicht allein Annas und Kaiphas toben, sondern auch Judas müsse unter den Aposteln sein. Er kündigt ihm an, er werde sich selbst nach Wittenberg begeben. Der Kurfürst bat ihn, dies noch nicht zu tun; es werde zur Zeit noch nicht zum Guten gereichen: er möge lieber seine Verantwortung für den nächsten Reichstag vorbereiten, an dem seine Sache, wie sich hoffen lasse, noch einmal zu rechtlichem Verhör ge-

langen werde. Jedoch durch Vorstellungen dieser Art war Luther nun nicht mehr zurückzuhalten. Nie war er fester überzeugt gewesen, daß er das Evangelium vom Himmel habe, daß der Glaube ihn schützen werde; was in Wittenberg vorgefallen, schien ihm ein Schimpf, der ihn und das Evangelium treffe. So brach er auf, ohne Rücksicht auf des Papstes Bann oder die Acht des Kaisers, indem er seinen Fürsten selbst aufforderte, sich nicht um ihn zu kümmern. Er war in der großartigsten Stimmung. Ein paar junge Schweizer, die ebendahin zur Universität reisten, trafen in Jena, in dem Gasthof zum schwarzen Bären, einen Reitersmann, der am Tische saß, seine rechte Hand auf dem Knopfe des Schwertes, vor sich den hebräischen Psalter. Es war, wie sie später innewurden, Luther, und man muß in den Aufzeichnungen des einen von ihnen lesen, wie er sie zu sich an den Tisch lud, wie mild und groß er in all seinem Bezeigen war. Freitag, am 7. März, langte er in Wittenberg an. Den Sonnabend fanden ihn jene Schweizer im Kreise seiner Freunde, wie er sich näher über alles unterrichtete, was in seiner Abwesenheit geschehen. Am Sonntag fing er an zu predigen. Er mußte versuchen, ob man ihm anhängen, ob er noch eine Wirksamkeit haben, ob es ihm gelingen werde, die Bewegung zu beruhigen. Wie eng und unscheinbar auch der Schauplatz war, auf den er zurückkehrte, so hatte doch sein Unternehmen die Bedeutung einer Weltbegebenheit. Es mußte sich zeigen, ob die Lehre,

die sich ihm ohne Willkür, mit innerer Notwendigkeit gebildet, und die ein so großes Moment für die künftige Entwickelung des menschlichen Geschlechts enthielt, auch fähig sein werde, die Elemente der Zerstörung zu besiegen, die nicht minder in den Geistern arbeiteten, allenthalben den Boden des öffentlichen Lebens unterwühlt hatten und erzittern machten und hier ihren ersten Ausdruck fanden. Die Frage war, ob es möglich sein werde, zu verbessern ohne zu zerstören, einer neuen Entwickelung des Geistes Bahn zu machen, ohne die Resultate aller früheren zu vernichten.

Luther faßte die Sache aus dem Gesichtspunkt eines Seelsorgers und Predigers. Er verwarf die Veränderungen, die man gemacht, nicht an und für sich, noch die Lehre, aus der sie geflossen; auch hütete er sich wohl, die Wortführer der Neuerung persönlich zu verletzen, auf sie zu schelten; er urteilte nur, man sei zu rasch verfahren und habe dadurch Ärgernis bei den Schwachen verursacht. Er gab zu, daß es Gebräuche gebe, die man durchaus abschaffen müsse, z. B. die Privatmessen, obwohl man auch dabei alle Gewaltsamkeit, alles Ärgernis zu vermeiden habe; von den meisten anderen aber sei es für einen Christen gleichgültig, ob man sie beobachte oder nicht. Es komme so viel nicht darauf an, ob man das Abendmahl unter einer Gestalt nehme oder unter beiden, ob man besondere oder allgemeine Beichte vorziehe, in dem Kloster bleibe oder es verlasse, Bilder in den

Kirchen habe, die Fasten halte, oder auch nicht: darüber Gesetze zu machen, Lärmen zu veranlassen, schwächeren Mitbrüdern Anstoß zu geben, sei eher schädlich als heilsam und widerstreite dem Gebote der Liebe. — Die Gefahr der tumultuarischen Neuerung lag darin, daß sie sich für notwendig, für die unmittelbare Forderung des echten Christentums erklärte, beinahe ebenso, wie man auf der päpstlichen Seite jedes kirchliche Gebot für einen unantastbaren Ausfluß der höchsten Idee ausgab, mit der man auch das gesamte bürgerliche Leben in engsten Zusammenhang gesetzt hatte. Es war ein unendlicher Gewinn, zu zeigen, daß die Religion ein freies Gebiet anerkenne, welches sie nicht unmittelbar zu beherrschen brauche, wo sie sich nicht um die Leitung jeder Einzelheit zu bekümmern habe. Luthers Predigten, in denen er das zu erweisen suchte, mit der Milde und Schonung eines Vaters und Führers, mit der Überlegenheit eines weiter schauenden, tiefer begründeten Geistes, gehören wohl zu den bedeutendsten von allen, die er gehalten hat; es sind zugleich Demegorien, wie die des Savonarola, aber nicht um aufzuregen, fortzureißen, sondern um einzuhalten auf einem verderblichen Wege, die Leidenschaften zu beschwichtigen, zu dämpfen. Wie hätte die Gemeinde der wohlbekannten Stimme dieser überzeugten und überzeugenden Beredsamkeit widerstehen können, durch welche sie zuerst auf die neuen Bahnen des Geistes geführt worden? Was sonst wohl einem ähn-

lichen Beginnen entgegnet wird, daß man Furcht habe, Rücksichten hege, war hier nicht vorzubringen. Nie war Luther heldenmütiger erschienen. Dem Banne des Papstes und der Acht des Kaisers bot er Trotz, indem er zu seiner Gemeinde zurückkehrte; sein Fürst hatte erklärt, ihn nicht schützen zu können; er hatte auf dessen Schutz ausdrücklich Verzicht geleistet; er stürzte sich in die größte persönliche Gefahr, und zwar tat er das, nicht, wie wohl auch andere getan, um einer Bewegung voranzugehen, sondern um ihr entgegenzutreten, nicht um einzustürzen, sondern um zu erhalten. Vor ihm verstummte die Empörung, legte sich das Getümmel: die Ruhe ward wiederhergestellt; auch einige der am heftigsten aufgeregten Wortführer wurden überzeugt und schlossen sich an. Karlstadt, der so weit nicht zu bringen war, wurde zum Schweigen verurteilt; es ward ihm hauptsächlich zum Vorwurf gemacht, daß er sich unberufen in das Pfarramt eingedrängt habe, und er durfte die Kanzel nicht mehr besteigen. Die gemäßigtere Meinung, wie sie Luther verfocht, und die von einer drohenden Gefahr befreite Staatsgewalt traten einander noch einen Schritt näher. Eine Schrift Karlstadts, in seinem bisherigen Sinne abgefaßt, von der schon einige Bogen abgedruckt waren, wurde von der Universität, die dem Kurfürsten darüber berichtete, unterdrückt. Noch einmal stellten sich die Zwickauer Luthern dar. Er warnte sie, sich nicht von den Vorspiegelungen des

Satans verblenden zu lassen; sie antworteten ihm: zum Beweise ihrer göttlichen Mission würden sie ihm angeben, was er in diesem Augenblicke denke; da er es gestattete, sagten sie ihm, er fühle jetzt in seiner Seele eine Hinneigung zu ihnen. Luther fuhr auf: „strafe dich Gott, Satan"; er hat später eingestanden, das sei in der Tat in ihm vorgegangen; aber eben, daß sie es getroffen, hielt er für ein Zeichen satanischer, nicht göttlicher Kräfte; er entließ sie, indem er gleichsam ihren Geist gegen seinen Gott herausforderte. Abstrahieren wir von der Schroffheit seines Ausdrucks, so hat dieser Kampf zwischen zwei entgegengesetzten Geistern, einem verderblichen und einem schützenden Genius, eine tiefe, grandiose Wahrheit.

Hierauf ward es ruhiger in Wittenberg. Die Messe ward so weit wie möglich hergestellt: vorhergehende Beichte und das Empfangen mit dem Munde; mit geweihten Kleidern, Gesang und allen gewöhnlichen Zeremonien, selbst lateinisch ward sie gehalten; man ließ nichts weg, als die Worte des Kanon, die sich unmittelbar auf die Idee vom Opfer beziehen. Übrigens aber bestand eine volle Freiheit, eine Unbestimmtheit aller Formen. Luther blieb im Kloster und trug die Augustinerkutte nach wie vor; doch hatte er nichts dawider, daß andere weltlich wurden. Das Abendmahl ward unter einer oder auch beiden Gestalten ausgeteilt. Es war gleichviel, ob jemand sich mit der allgemeinen Absolution begnügte oder

nach einer besonderen Verlangen trug. Gar oft wurden Fragen über die Grenzen des unbedingt Verwerflichen und des noch Zulässigen rege; die Maxime Luthers und Melanchthons war, nichts zu verdammen, was nicht eine unzweifelhafte Stelle der Bibel, wie man sich ausdrückte, „ganz klare und gründliche Schrift" wider sich hatte. Man dürfte dies nicht für Gleichgültigkeit halten; vielmehr, die Religion zog sich in das ihr unmittelbar eigene Gebiet zurück und vertiefte sich in ihre reinsten Tendenzen. Dadurch wurde es möglich, die Lehre zu entwickeln und auszubreiten, ohne daß man geradezu in Kampf mit dem Bestehenden geraten wäre, ohne daß man durch raschen Umsturz die zerstörenden Kräfte erweckt hätte, deren erste Regung so gefährlich geworden war. Ja, die Entwickelung der Lehre selbst konnte nicht ohne Rücksicht auf diese Gegner von der anderen Seite geschehen. Luther ward schon damals inne, daß es gefährlich sei, nur immer von der Kraft des Glaubens zu predigen; schon drang er darauf, daß der Glaube in guten Sitten, brüderlicher Liebe, Zucht und Ordnung sich darstellen müsse. Nach allen Seiten wies die sich entwickelnde religiöse Überzeugung das Ungleichartige von sich und bildete ihren Inhalt zugleich individueller und allgemeingültiger, nach ihrer inneren Notwendigkeit aus. Noch mitten in den Stürmen, im Dezember 1521, war das erste Lehrbuch der Theologie nach den neuen Grundsätzen erschienen, Melanchthons loci communes, noch lange kein voll-

ständiges Werk, in seinem Ursprung nur eine Zusammenstellung der Grundsätze des Apostels Paulus über Sünde, Gesetz und Gnade, und zwar durchaus in den strengen Begriffen, von denen Luthers Erweckung ausgegangen, aber dabei schon darum höchst merkwürdig, weil es von der bisherigen Entwickelung der scholastischen Theologie so völlig abwich und seit so vielen Jahrhunderten in der lateinischen Kirche zum ersten Mal ein System aus der Schrift allein zusammenstellte; von Luthers Beifall empfohlen, machte es nun seinen Weg durch die Welt; in immer neuen Ausgaben ward es umgebildet, vervollständigt. Und eine noch weiter reichende Wirkung, auf das Volk unmittelbar, mußte die Übersetzung des Neuen Testamentes haben, die Luther nach seiner Rückkunft mit Melanchthon nochmals durcharbeitete und mit der er im September 1522 hervortrat. Indem man sich von den Formen losriß, welche Schule und Hierarchie der Lehre gegeben, bot man dagegen die erste Urkunde des Christentums, in wortgetreuer Übertragung, verstanden und verständlich, der Nation dar. Eben war ihr Geist dazu gereift, den Inhalt derselben in sich aufzunehmen: von dem echten Ausdruck der unvermittelten Religion ward er in den wichtigsten Momenten seiner Bildung in seiner Tiefe ergriffen und durchdrungen. Von den Wirkungen dieser Tätigkeit ließ sich alles erwarten. Luther hegte die großartige Zuversicht, daß die Lehre allein zum Ziele führen, daß, wenn sie durchdringe, schon ganz von

selbst eine Umgestaltung der äußeren Verhältnisse eintreten werde.

Daß er diese Meinung hegen und durch baldigen Erfolg darin bestärkt werden konnte, dazu trug vor allem die Haltung bei, welche die indeß umgebildeten Reichsgewalten annahmen.

160997

Zweites Kapitel.

Weltliche und geistliche Tendenzen des Reichsregiments.

1521—1523.

Es ist ein großartiges Zusammentreffen, daß eben in dem Momente, wo sich diese gewaltigste nationale Regung erhob, jene ständische Regierungsform, die das Ziel so anhaltender und mannigfaltiger Bestrebungen gewesen, wirklich ins Leben trat. Der mächtige Kaiser hatte sie als Bedingung seiner Wahl bewilligen müssen; in Worms hatte man sich über die Einrichtung verständigt; in dem Herbst 1521 schritt man zur Ausführung. Die Kurfürsten und die Kreise wählten ihre Abgeordneten, und wir finden wohl, wie dieselben der besonderen Vasallenpflichten entlassen und nur auf das Beste des Reiches zu denken angewiesen werden. Die alten Akten des Kammergerichts, viele Zentner schwer, gegen vierthalbtausend ältere, noch nicht ausgemachte Prozesse und eine große Anzahl neuer Klagen, auf die noch keine Ladung erkannt war, wurden nach Nürnberg geschafft. Nach und nach langten die Abgeordneten an; am längsten ließen die kaiserlichen auf sich warten. Im Laufe des November kam man so weit, daß zuerst das Reichsregiment, dann auch das Kammergericht eröffnet werden konnte.

Anfangs hatte man noch von den Einwirkungen der kaiserlichen Hofräte zu leiden, großenteils derselben, mit denen die Stände schon unter Maximilian so oft sich entzweit hatten, die noch immer keines ihrer lukrativen Rechte fallen lassen wollten und nach wie vor der Bestechlichkeit angeklagt wurden. Es kamen sehr sonderbare Dinge vor. Unter anderen hatte der Bischof von Würzburg einen gewissen Raminger, der mit kaiserlichem Geleite versehen war, niederwerfen lassen und hielt ihn gefangen; billigerweise nahm sich das Regiment des Überwältigten an. Wie sehr erstaunte man aber, als ein Erlaß des Kaisers einlief, worin er erklärte, er habe jenes Geleit unbedachtsam gegeben: mithin könne der Bischof ein wahres kaiserliches Geleit nicht gebrochen haben. Es machte hierin keinen Unterschied, ob die Stände dem Regiment zur Seite standen oder nicht. Im März 1522 waren die Stände zusammengekommen, und beide vereinigt verwandten sich für den Bischof von Hildesheim, der sich über die Acht beklagte, die gegen ihn und seine Freunde ergangen war, ohne daß sie zitiert und verhört worden; aber der Kaiser wollte nicht leiden, daß man ihm „in seine Geschäfte" greife: er wies die Verwendung mit einer kurzen, nichtssagenden Antwort zurück.

Ende des Mai aber verließ der Kaiser die Niederlande. Seine Gegenwart war in Spanien notwendig, um die Unruhen der Comunidades vollends beizulegen. Seine Gedanken wurden von den Verwickelungen des italienischen Krieges, den er unter-

nommen, von den großen Entdeckungen und Eroberungen, welche eine Handvoll glücklicher und geistreicher kastilianischer Abenteurer unter seinen Fahnen in einem entfernten Kontinent ausführte, vollauf beschäftigt. Auch die deutschen Hofräte, die ihn begleiteten, konnten unmöglich von Spanien her auf die Einzelheiten der deutschen Verwaltung einwirken. Nun erst kam das Regiment zu voller Selbständigkeit. Der junge Kaiser hatte kommen müssen, um es zu autorisieren, und ließ ihm durch seine Entfernung freie Hand.

Wir betrachten zunächst die weltliche Seite seiner Verwaltung.

Da waren nun schon mancherlei wichtige Geschäfte in Gang gekommen. Besonders ward auf eine Exekutionsordnung gedacht, nach den im Jahre 1512 gemachten Vorschlägen, und man setzte fest, wogegen Maximilian sich so lebhaft gesträubt hatte, daß die Hauptleute der Kreise durch diese selbst gewählt werden sollten. Die ungarisch-türkischen Verhältnisse nahmen die Aufmerksamkeit dringend in Anspruch. Während die beiden vorwaltenden Fürsten der Christenheit ihre natürliche Eifersucht in den italienischen Kriegen zu immer heftigerem Haß entflammten, hatte der Gewaltherr des osmanischen Reiches seine durch Christenhaß und Eroberungslust angefeuerten Kriegsscharen dahergewälzt und das alte Bollwerk der an jenen Grenzen nur wenig gesicherten Christenheit, Belgrad, in seine Hände gebracht. Man

war in Deutschland nicht stumpf für diese Gefahr; ausdrücklich deshalb kamen die Stände im Frühjahr und noch einmal im Herbst 1522 zusammen; ein Teil der dem Kaiser für seinen Romzug bewilligten Hilfe ward mit dessen Genehmigung zur Unterstützung der Ungarn bestimmt; umfassende Entwürfe zu einer vollständigeren und allezeit bereiten Kriegsrüstung zu dem nämlichen Zwecke wurden gemacht und beraten. Worauf aber alles ankam, wovon alles abhing, das war die Befestigung der Regierungsform selbst. Man fühlte jeden Augenblick, wie mißlich es war, die Besoldung der Mitglieder der Gerichts und des Regiments auf Matrikularanschläge zu gründen, die von Jahr zu Jahr bewilligt werden mußten und immer nur schwer beizutreiben waren; auch wollte man es nicht etwa dem Kaiser überlassen, die Besoldungen zu zahlen; man fürchtete mit Recht, dann werde er auch Anspruch darauf machen, die Mitglieder zu ernennen. Man geriet deshalb auf mancherlei andere Vorschläge: Innebehaltung der Annaten, Judensteuern oder endlich auch im Zusammenhang mit einer beharrlichen Rüstung eine Erneuerung des gemeinen Pfennigs. Allein es zeigte sich alles gleich unausführbar. Für die Annaten wären erst Vereinbarungen mit dem römischen Stuhl erforderlich gewesen, die nicht so leicht zu treffen waren; einer Anlage auf die Juden widersetzten sich die Städte, welche von früheren Kaisern das Recht, ihre Juden selbst zu schätzen, erworben und dasselbe neuerdings auch gegen den

kaiserlichen Fiskal behauptet hatten; über einen neuen gemeinen Pfennig konnte man es nicht weiter als bis zum Entwurf, nicht einmal bis zu ernstlicher Beratung bringen. Unter diesen Umständen nahm das Regiment einen schon früher gehegten Plan auf, der auch an sich eine große nationale Bedeutung entwickelt haben würde und noch mit anderen Absichten der Reichsverwaltung zusammenhängt, welche unserer Aufmerksamkeit würdig sind.

Unter den Beschwerden, welche die verschiedenen Städte in jener Zeit gegeneinander erhoben, traf eine der allgemeinsten, lebhaftesten die Kaufmannschaft.

Die alten Handelswege waren noch immer im Gange; noch immer genoß die Hanse den größten Teil ihrer Privilegien im Auslande; Venedig stellte nach dem Frieden seinen Markt wieder her: allein der Glanz dieses Betriebes erbleichte doch, verglichen mit dem Aufschwung, welchen seit der Entdeckung beider Indien der überseeische Verkehr nahm. Große Handelshäuser von Oberdeutschland setzten sich mit Lissabon in unmittelbare Berührung, oder sie hatten an den westindischen Unternehmungen der Spanier Anteil. Antwerpen kam hauptsächlich mit dadurch empor, daß es die Niederlage für diesen deutsch-überseeischen Handel bildete.

In Deutschland war jedoch nicht jedermann hiemit zufrieden. Die strenger Gesinnten mißbilligten die Einführung neuer Genüsse und neuer Bedürfnisse; andere beklagten, daß man so viel Geld aus dem

Lande gehen lasse; fast alle waren mißvergnügt, daß man die Waren so ungebührlich teuer bezahlen müsse. Besonders in den Jahren 1516 bis 1522 bemerkte man ein allgemeines Steigen in den Preisen derselben. Das Pfund Zimmet, langer oder kurzer, war um mehr als einen Gulden, der Zentner Zucker von 12 auf 20 Gulden, einige ostindische Gewürze waren auf das Vierfache ihres früheren Preises gestiegen. Es mochte dazu mancherlei mitwirken: vermehrter Luxus und erhöhte Nachfrage, die Nachwirkung des venezianischen Krieges, der die alten Gewohnheiten unterbrochen hatte, wohl auch das Sinken des Geldwertes, nachdem die amerikanischen Zuflüsse eröffnet worden, wiewohl noch nicht in ihrem späteren Reichtume; damals aber suchte man vor allem, und wohl auch dies nicht ganz mit Unrecht, den Grund in dem monopolistischen Wesen, das durch die Gesellschaften der großen Handelshäuser, den oft wiederholten Anordnungen der Reichstage zum Trotz, nur immer mehr um sich gegriffen hatte. Schon an sich, sagte man, seien sie in Besitz so großer Kapitalien, so mannigfaltiger und verbreiteter Faktoreien, daß niemand neben ihnen aufkommen könne. In Portugal seien sie bereit, dem Könige selbst noch höhere Preise, als er sonst fordere, zu zahlen, wenn er ihnen nur dagegen verspreche, die Späterkommenden noch mehr zu steigern. Man berechnete, daß in Deutschland jährlich 30000 Zentner Pfeffer, 2000 Zentner Ingwer eingeführt würden; nun sei der erste binnen

wenig Jahren das Pfund von 18 auf 32 Kreuzer, der zweite von 21 Kr. auf 1 G. 3 Kr. gestiegen: welch einen ungeheuren Vorteil müsse das geben!

Wie Rom wegen seiner Indulgenzen, die Ritterschaft wegen ihrer Räubereien, so wurden die Kaufleute, die Städte wegen dieser Überteuerungen unaufhörlich angegriffen; die Ungunst, welche sie seit einiger Zeit in Bezug auf ihre reichsständischen Verhältnisse erfuhren, leiten wenigstens die Frankfurter vor allem von dem Widerwillen gegen die Monopole her.

Auf dem Reichstage von 1522—23 faßte man den förmlichen Beschluß, jede Gesellschaft zu verbieten, welche über 50 000 Gulden Kapital habe: anderthalb Jahre sollten ihnen gelassen werden, um sich auseinanderzusetzen. Man hoffte, damit den kleineren Häusern eine Konkurrenz mit den größeren möglich zu machen, die Ansammlung von Waren und Geldern in wenigen Händen zu verhüten.

Indem man aber den ungemeinen Vorteil überschlug, den der Verkehr mit dem Auslande, er mochte nun geführt werden wie er wollte, den Kaufleuten verschaffte, kam man auf den Gedanken, das allgemeine Bedürfnis durch eine Besteuerung des Handels zu decken. Zog nicht auch jeder einzelne Fürst seine besten Einkünfte aus den Zöllen, welche frühere oder spätere Kaiser ihm verwilligt hatten? Man sah, daß es mit keiner direkten Steuer Fortgang gewinnen wollte: man faßte die Idee einer indirekten

Besteuerung, zu Gunsten des Reiches, in Form eines allgemeinen Grenzzollsystems.

Es ist wohl der Mühe wert, bei diesem Entwurf einen Moment zu verweilen. Die Ausführung desselben müßte unberechenbare Folgen entwickelt haben; aber auch schon an sich ist es merkwürdig, daß man ihn fassen konnte.

Bereits im J. 1521 war die Sache zur Sprache gekommen: Kurfürst Joachim I. von Brandenburg ergriff sie da mit besonderer Lebhaftigkeit und empfahl sie unaufhörlich.

Im Frühjahr 1522 beschlossen dann die Stände wirklich, auf diesen Plan einzugehen, vorzüglich deshalb, weil der gemeine Mann dadurch nicht beschwert werde; um aber ihrer Sache sicher zu sein, sollte vor jedem weiteren Schritte der Kaiser um seine vorläufige Einwilligung ersucht werden.

Nachdem diese von Spanien nicht eingegangen, sondern die Bedingung gestellt war, daß die näheren Bestimmungen noch einmal mitgeteilt werden möchten, ward auf dem Reichstag im Winter 1522 bis 1523 auf Veranlassung des großen Ausschusses der Stände eine Kommission niedergesetzt um einen ausführlichen Entwurf auszuarbeiten.

Man ging in demselben von dem Grundsatz aus, die unentbehrlichen Lebensbedürfnisse unbesteuert zu lassen. Als solche betrachtet man: Getreide, Wein und Bier, Zug- und Schlachtvieh, auch das Leder. Alle anderen Artikel dagegen sollten sowohl bei der

Ausfuhr als bei der Einfuhr verzollt werden. Man dachte sie weder nach dem Gewichte noch nach einem Tarife, der zu mancherlei Nachsuchung genötigt haben würde, anzuschlagen, sondern nach dem Einkaufspreise, den ein jeder angeben müsse; der Zoll sollte 4 Prozent desselben betragen.

Es ward der Entwurf gemacht, das ganze Gebiet des römischen Reiches deutscher Nation durch eine Zollinie einzuschließen. Sie ist folgende:

Sie soll beginnen bei Nikolsburg in Mähren und von hier, gegen Ungarn gewandt, über Wien und Graz nach Villach oder Tarvis im Kanale gehen; von da wird sie sich längs der Alpen hinziehen, gegen Venedig und Mailand, und ihre Zollstätten in Trient, Bruneck, Innsbruck, Feldkirch aufrichten. Die Schweiz, welche sich der Auflage, die in dem Zolle liegt, nicht unterwerfen würde, wird man durch einige Zölle an ihren Grenzen ausschließen; die Grenzlinie wird dann jenseit des Rheines ihre Richtung nach Straßburg nehmen und sich über Metz, Luxemburg, Trier nach Aachen ziehen. So gelangt man bis in die Nähe der Küste, in das Gebiet des überseeischen Verkehrs. Man betrachtet die Niederlande ohne Bedenken als einen Teil des Reichsgebietes: als binnenländische Zollstätten werden Utrecht und Dordrecht so gut wie Köln und Wesel, für den eigentlichen Seehandel namentlich mit England und Portugal Antwerpen, Brügge und Bergenopzoom in Vorschlag gebracht. Mit der Küste nimmt dann die Linie ihre

fernere Richtung nach Norden und Osten. Gegen Dänemark — staatsrechtlich noch das Unionsreich — sollen die Hansestädte von Hamburg bis Danzig, dieses eingeschlossen, gegen Polen Königsberg in der Neumark und Frankfurt a. d. O. als Reichszollplätze dienen, an die sich einige andere in Schlesien und der Lausitz anreihen sollen.

Ein Entwurf, der noch nicht zur Reife gediehen, bei dem noch vieles unbestimmt gelassen war, wie man denn auch sogleich beschloß, die Grenzen noch einmal bereisen zu lassen, weil man vielleicht Plätze finden könne, die noch geeigneter seien, den Schleichhandel zu verhindern, als die angegebenen; man zweifelte noch, ob man Böhmen einschließen könne oder nicht, und weder auf Preußen noch auf Livland hatte man Rücksicht genommen; aber alles das betrifft nur Modalitäten, die erst bei der Ausführung fest angeordnet werden konnten; mit der Hauptsache nahm man es sehr ernstlich und war darüber entschieden.

Es liegt in der Natur der Menschen, daß der gesamte Handelsstand durch diesen Entwurf beeinträchtigt zu werden glaubte, ihn nur von der Ungunst herleitete, die den Handel überhaupt traf, und sich in tausend mehr oder minder gegründeten Einwendungen vernehmen ließ. Man suchte sie ihm ausführlich zu widerlegen. Man machte auf das Beispiel benachbarter Reiche aufmerksam, wo die Beschwerungen bei weitem stärker seien und dennoch

Handel und Wandel auf das beste gedeihe. Man bemerkte, daß die Steuer ja keineswegs auf die Handelsleute falle, sondern auf die Käufer, die Verbrauchenden; dem Handel selbst werde es zum größten Vorteile gereichen, wenn mit Hilfe dieser Steuer den Unordnungen im Reiche endlich abgeholfen, allgemeine Sicherheit eingeführt werden könne.

Und das ist wenigstens nicht zu leugnen, daß der Entwurf die großartigsten Aussichten für die Zukunft von Deutschland in sich schloß. Es war schon überaus nützlich, genau bestimmte und beaufsichtigte Grenzen zu haben, deren gesamter Umkreis in enger Beziehung zu einem lebendigen Mittelpunkte gestanden hätte: das Bewußtsein der Einheit des Reiches mußte dadurch an jeder Stelle belebt werden. Aber auch das gesamte Staatswesen hätte einen anderen Charakter bekommen. Das Reichsregiment, die wichtigste vaterländische Institution, an der man so lange gearbeitet hatte, würde dadurch zu einer natürlichen und sicheren Grundlage gelangt sein und hinreichende Kräfte zur Handhabung der Ordnung erhalten haben. Noch immer war kein Friede im Lande; alle Straßen waren unsicher; bei keinem Urteil, keinem Beschluß konnte man auf seine Ausführung zählen; jetzt aber würde die beschlossene Exekutionsordnung Leben gewonnen, das Regiment würde Mittel erlangt haben, um die Hauptleute und Räte in den Kreisen, von denen so oft die Rede gewesen, mit Besoldung zu versehen und einiges

Kriegsvolk in seinem und ihrem Gehorsam aufzustellen.

Im Frühjahre 1523 schien es, als würden diese Absichten unfehlbar erreicht werden. Der Entwurf ging nur noch zur Bestätigung an den Kaiser zurück, der durch seine vorläufige Einwilligung bereits gebunden war.

Wir sehen wohl, das Reichsregiment hatte wirklich die Idee, eine kräftige zentrale Gewalt zu konstituieren, und ergriff, mit den Ständen im Verein, allen Einwendungen zum Trotz, die dazu geeigneten Mittel.

Da war es nun von um so größerer Bedeutung, in welches Verhältnis diese emporkommende Gewalt zu den religiösen Bewegungen treten würde.

Im Anfange des Jahres 1522 war die Stimmung des Regimentes denselben sehr abgeneigt. Herzog Georg von Sachsen war zugegen, ein Fürst, in welchem natürliche Anhänglichkeit an das Herkömmliche, der mancherlei alte Hader, den er gegen seine Vettern von der ernestinischen Linie hegte, und ein persönliches Mißfallen, das ihm die Verwegenheit des rücksichtslosen Mönches erweckte, zu einem lebhaften und heftigen Widerwillen zusammenwirkten. Die Wittenberger Unruhen kamen ihm eben gelegen, um seinen Klagen Nachdruck zu verschaffen. Er brachte wirklich ein Edikt aus, durch welches das Regiment die benachbarten Bischöfe von Naumburg, Meißen und Merseburg aufforderte, die Neuerungen nicht ein-

reißen zu lassen, die bisher üblichen kirchlichen Gebräuche aufrechtzuerhalten.

Schon in einem Vierteljahre aber, sowie die Nachricht von der Beilegung dieser Bewegung anlangte, änderte sich die Stimmung. Es war natürlich von der Rückkehr Luthers nach Wittenberg die Rede, durch welche einer kaiserlichen Achtserklärung so geradezu Trotz geboten wurde, und Herzog Georg hatte wohl den Gedanken, die Intervention des Kaisers unmittelbar anzurufen; aber er verletzte damit nur das Selbstgefühl des Regimentes. Der Gesandte des Kurfürsten Friedrich, Hans von der Planitz, wollte es nicht tadeln lassen, daß sein Herr den Mönch in Wittenberg dulde; er wollte es nicht Wort haben, daß Luther Ketzereien lehre. „Daß dort das Abendmahl in beiden Gestalten genommen werde, ein und der andere Priester sich verheirate, ein paar Mönche ihr Kloster verlassen, könne man nicht Ketzereien nennen; das betreffe Anordnungen, welche von Papst und Konzilien vor nicht gar langer Zeit gegeben worden und daher auch am Ende zurückzunehmen seien. Würde man dagegen Luther entfernen, so würden sich Nachahmer erheben, jedoch ohne seinen Geist; die möchten dann leicht nicht allein gegen Satzungen der Kirche, sondern gegen Christentum und Gott predigen; ein Aufruhr, ja ein vollkommener Mißglaube dürfte sich erheben." Dieser Gesandte ist überhaupt ein Mann von Geist, ebenso entschlossen, wie gewandt; er ist ganz für Luther, weniger

jedoch aus theologischer Überzeugung, obwohl er ihm auch darin beistimmt, als weil er in der Sache desselben zugleich eine Sache seines Fürsten, des Regimentes und des Reiches sieht.

Im Sommer 1522 traf nun die Reihe, bei dem Regiment persönlich anwesend zu sein, den Kurfürsten Friedrich selbst. Er war noch aus der Schule jener alten Fürsten, aus deren Ideen das Institut des Regimentes hervorgegangen; auch jetzt hatte er an der Festsetzung der Verfassung persönlich den lebhaftesten Anteil genommen. Schon war er öfter wegen einzelner Förmlichkeiten zu Rate gezogen worden. Die besonnene Ruhe, mit der er verfuhr, die Erfahrung, die er besaß, die allgemeine Hochachtung, welche er sich durch Redlichkeit und Geschäftstalent erworben, brachten ihm eine ungemeine Autorität zuwege. Man kann sagen, er regierte in diesem Momente das Reich, insofern es überhaupt regiert werden konnte.

Da läßt sich nun denken, daß Luther, der die Gnade dieses Fürsten in so hohem Grade genoß, von dem Regimente nichts zu befürchten hatte. Herzog Georg fuhr fort, ihn bei dieser Versammlung zu verfolgen: er beschwerte sich zu wiederholten Malen über die Heftigkeit des Mönches, über die Schmähungen, die er gegen Reichsfürsten, Kaiser und Papst ausstoße. Nichtssagender aber war wohl nie eine Antwort, als die, welche ihm einst das Regiment auf eine dieser Klagen zustellte. „Wir ersehen," schreibt es ihm am 16. August, „daß Ew. Liebden die Schmähungen

gegen päpstliche Heiligkeit und kaiserliche Maj. mißfallen, geben darauf E. L. zu erkennen, daß wir kaiserlicher Maj. Schmach und Schaden nicht gern gedulden wollten, wo wir sie erführen und sähen". Kein Wunder, wenn sich der Herzog später einmal bei dem Statthalter, Pfalzgrafen Friedrich, über diese Antwort beschwerte; er erwiderte, es habe sich damals gegen Dinge dieser Art nichts tun lassen.

Überhaupt bildete sich in dem Regimente eine Luthern geneigte Partei, die zwar in jedem Vierteljahre durch den Eintritt neuer Mitglieder unsicher ward, aber kraft der natürlichen Konsequenz einmal aufgefaßter Grundsätze immer wieder die Oberhand behielt und in der Tat die Mehrheit ausmachte. Wunderbarer Wechsel! Nachdem der Kaiser 1521 Luther in die Acht erklärt, nahm die Behörde, welche die kaiserliche Gewalt repräsentierte, 1522, 1523, den Geächteten in Schutz und näherte sich seinen Tendenzen. Politischen Kombinationen, wie sie auf den Kaiser eingewirkt, war sie natürlich unzugänglich.

Und um so mehr hatte das zu bedeuten, da in den letzten Monaten des einen, den ersten des anderen Jahres die Stände beisammen waren und nun, auf Anregung des neuen Papstes, Adrians VI., einen Beschluß in der lutherischen Sache fassen sollten.

Gewiß war Adrian VI. ein überaus wohlgesinnter Mann. Er war früher Professor in Löwen gewesen, und schon damals hatte er gegen den Übermut der Geistlichen, gegen die Verschwendung der kirchlichen

Güter geeifert; dann war er Lehrer Karls V. geworden; man hatte ihn zur Verwaltung Spaniens herbeigezogen; da hatte er die Dinge der Welt noch mehr in der Nähe gesehen und sich mit Widerwillen gegen die weltliche Richtung des Papsttums durchdrungen. Eine Reform zu versuchen, war er daher sehr geneigt. Er erklärte, er habe seinen Nacken nur darum in das Joch der päpstlichen Würde gebeugt, um die verunstaltete Braut Christi in ihrer Reinheit wiederherzustellen. Aber dabei war er doch auch ein entschiedener Gegner Luthers. Er gehörte mit zu jenen Magistri nostri von Löwen, welche gegen die neuernde Literatur und Theologie so lange im Kampfe gelegen; die Erklärungen der Universität hatte er ausdrücklich gebilligt. Die dominikanisch-orthodoxe Meinung, welche sich 1520 wieder aufs engste mit dem römischen Hofe vereinigt hatte, kam in ihm bereits zu einer momentanen Herrschaft.

In dem Sinne nun, der ihm natürlich war, instruierte Adrian den Nuntius Chieregati, welchen er an den deutschen Reichstag sendete. Er betrachtete das Aufkommen der lutherischen Meinungen als eine Strafe für die Sünden der Prälaten. „Wir wissen," sagt er, „daß bei diesem Sitze (zu Rom) einige Jahre daher viele Abscheulichkeiten vorgekommen sind; alles ist zum Bösen verkehrt worden: von dem Haupte hat sich das Verderben in die Glieder, von dem Papste über die Prälaten verbreitet." Indem er sich nun bereit erklärte, die Übelstände abzustellen, forderte

er die deutschen Stände zugleich auf, dem Umsichgreifen der lutherischen Meinungen ernstlich Einhalt zu tun; acht Gründe führte er auf, welche sie dazu bewegen müßten.

Auf diese Anträge sollte nun Antwort gegeben, Beschluß gefaßt werden, und dem Regimente kam es zu, einen Entwurf dazu abzufassen.

Gleich bei dem ersten Erscheinen des Nuntius hatten sich die beiden Parteien in diesem Kollegium miteinander gemessen. Die altgesinnte Minorität hatte eine Beschwerde des Nuntius über ein paar Prediger hervorgerufen, die zu ihrem und seinem Verdruß unter den Augen des Regimentes lutherische Meinungen verkündigten. Erzherzog Ferdinand, der jetzt selbst das Statthalteramt versah, der Kurfürst von Brandenburg, an dem in diesem Quartale unter den Kurfürsten die Reihe war, erklärten sich für die Wünsche des Nuntius. Allein die Majorität leistete ihnen unter Anführung des Planitz entschlossenen Widerstand. Es kam hierüber zu manchem lebhaften Wortwechsel. Ferdinand rief einmal aus: „ich bin hier an den Kaisers Statt.“ „Jawohl,“ fiel Planitz ein, „jedoch neben dem Regimente und nach den Ordnungen des Reiches.“ Die Sache ward nach den Vorschlägen dieses Gesandten an die Stände gewiesen, d. i. ins Weite geschoben, und man kann sich denken, daß die Prediger nun noch beherzter, ungestümer wurden. „Und wenn der Papst“, rief einer zu St. Lorenz aus, „zu seinen drei Kronen noch eine vierte

auf dem Kopfe hätte, so sollte er mich nicht von dem Worte Gottes abwendig machen." Vor den Augen seines Nuntius ward dem Papste auf der Kanzel Trotz geboten.

Unter diesen Eindrücken wählte das Regiment einen Ausschuß, um die den Ständen vorzuschlagende Antwort an den Nuntius zu entwerfen. Er ward ebenfalls aus beiden Parteien zusammengesetzt, einigen geistlichen und einigen weltlichen Mitgliedern, und die Majorität ließ sich einen Augenblick zweifelhaft an; aber gar bald war sie entschieden.

Ohne Frage das einflußreichste Mitglied desselben war Johann von Schwarzenberg, Hofmeister von Bamberg, schon ein Mann von höheren Jahren, den Sechzigen nahe, der einst in seiner Jugend, mitten in der Völlerei damaligen Hoflebens, die auch ihn fortzureißen drohte, auf die Ermahnung seines Vaters ernstliche sittliche Entschlüsse gefaßt und sich seitdem mit unermüdlichem Eifer dem Staatsdienste und den Studien gewidmet hatte. Wir haben Übersetzungen ciceronianischer Schriften unter seinem Namen, in denen er sich besonders eines reinen, verständlichen, der Bildung der Zeit entsprechenden Ausdruckes befleißigte. An der ersten peinlichen Halsgerichtsordnung, zu Bamberg, hatte er wenigstens den größten Anteil, wenn er sie nicht geradezu verfaßt hat. Er hat aber dabei ebensoviel Sinn für das Verständnis des Herkömmlichen und Einheimischen — denn hauptsächlich hielt er sich doch an ein altes Bam-

berger Stadtrecht — wie für den wissenschaftlichen Wert des römischen Rechts gezeigt. Wo er, um eine Lücke auszufüllen, die Grundsätze desselben anwendet, tut er es immer auf eine den bisherigen Satzungen entsprechende Weise. Er war, wie wir sehen, nach beiden Seiten hin, im Staat und in der Literatur, produktiv; er wunderte sich, daß jemand lange Weile haben könne. Der lutherischen Bewegung, in welcher er die zugleich wissenschaftliche und praktische Richtung seiner eigenen Sinnesweise wiederfand, und zwar durch die religiöse Tendenz so großartig erweitert, hatte er sich vom ersten Augenblick an mit Freuden angeschlossen, mit einem seiner Söhne darüber ernste Schriften gewechselt, eine seiner Töchter aus dem Kloster genommen; er lebte und webte darin. Mit der Überlegenheit einer vollen und nach allen Seiten gegründeten, gegen jede Einwendung gerüsteten Überzeugung nahm er sich nun an der so überaus wichtigen Stelle, in die er gelangt war, derselben an und riß seine Kollegen mit sich fort, die einen, weil sie ohnehin sich zu derselben Gesinnung neigten, wie Sebastian von Rotenhan und Dr. Zoch, die anderen, weil sie wenigstens in diesem Augenblicke keinen Widerstand zu leisten wußten, wie der Bischof von Augsburg. Wer diese Gesinnung nicht teilte, blieb lieber von den Versammlungen weg, z. B. der Gesandte des Herzogs Georg, Dr. von Werthern, und der Erzbischof von Salzburg. Dergestalt kam in diesem Ausschuß, der jetzt die zentrale Gewalt des Reiches

darstellte, ohne vielen Widerspruch ein Gutachten zu Stande, durchaus im Sinne der Opposition gegen das Papsttum und von der größten Wichtigkeit für die ganze folgende Entwickelung.

In demselben ging man von den Eingeständnissen und Reformversprechungen des Papstes aus, die man annahm, aber ohne sich nun dagegen, wie der Papst forderte, zu einer Verfolgung der lutherischen Meinungen zu verstehen. Man erklärte vielmehr, daß es eben um der zugestandenen Mißbräuche willen unmöglich sei, die Bulle Leos X. und das Wormser Edikt zu vollziehen. Denn vor allen von Luther sei man über die Mißbräuche unterrichtet worden. Würde man ernstlich gegen ihn verfahren, so würde jedermann glauben, „man wolle durch Tyrannei evangelische Wahrheit unterdrücken und unchristliche Mißbräuche behaupten, woraus denn nur Widerstand gegen Obrigkeit, Empörung und Abfall hervorgehen könne.“ Man erinnerte den Papst, die Konkordate zu halten, die Beschwerden der deutschen Nation abzustellen, vor allem die Annaten fallen zu lassen; doch hielt man nicht dafür, daß die Irrung jetzt noch hiemit beizulegen sei: das könne auf keine andere Weise geschehen als durch ein Konzilium. Die Forderung eines Konziliums, welche ein halbes Jahrhundert in Atem halten sollte, war zuerst in einem Gespräche des Nuntius mit Planitz ernstlich zur Sprache gekommen und bekam nun durch den Ausschuß des Reichsregimentes publizistisch gültige An-

regung. Zugleich gab dieser einige Bestimmungen dafür an: — es müsse von päpstlicher Heiligkeit mit Verwilligung kaiserlicher Majestät berufen werden — denn beiden Häuptern stehe das zu: an eine bequeme Malstatt, unverzüglich; binnen eines Jahres müsse es beginnen, und zwar wesentlich unter anderen Formen als den früheren. Einmal nämlich müsse darin auch den Weltlichen Sitz und Stimme zustehen, sodann müsse jede Verpflichtung aufgehoben sein, durch die man abgehalten werde, irgendetwas vorzutragen, was „zu göttlichen, evangelischen und anderen gemeinnützigen Sachen" notwendig sei. Eine Versammlung, welche der lutherischen Idee über die Kirche bereits entsprochen und allerdings eine ganz andere Gestalt gehabt haben würde als späterhin die Tridentiner. Fragte man nun, wie man sich bis zu den Entscheidungen des Konziliums zu verhalten habe, so war die Antwort des Ausschusses: man hoffe, wenn der Papst die Vorschläge genehmige, bei Kurfürst Friedrich und bei Luther auszuwirken, daß weder von diesem noch von seinen Anhängern etwas geschrieben oder gelehrt werde, was zu Ärger und Aufruhr Anlaß geben könne; nur das heilige Evangelium und bewährte Schrift nach rechtem christlichen Verstand sollte man lehren. Auf diese letzten Bestimmungen kam es besonders an. Alles andere lag in der Ferne; diese aber enthielten eine Norm für den Augenblick. Sie waren, wie man leicht wahrnimmt, durchaus in dem Sinne, der zu Wittenberg und an dem sächsischen

Hofe die Oberhand behalten, mit den Intentionen einer freien Entwickelung der Lehre, die dort gefaßt worden, übereinstimmend. Der 13. Januar 1523 ist der Tag, an welchem dies auf ewig denkwürdige Gutachten den Ständen zu weiterer Beratung übergeben ward. Voll Freuden schickte es Hans von der Planitz noch an demselben Tage seinem Herrn zu.

In den Ständen war ohnehin eine starke Gärung, eine lebhafte Reibung zwischen geistlichen und weltlichen Mitgliedern zu bemerken. Früher schien es wohl, als würden beide Teile gemeinschaftliche Sache gegen Rom machen, und noch in Worms hatten die Bischöfe den allgemeinen Beschwerden der deutschen Nation ihre besonderen hinzugesellt; allein eben dort entsprang auch die Entzweiung: die Geistlichen sahen sich durch die Beschwerden, welche die Weltlichen aufgesetzt, selbst ergriffen und waren entschlossen, ihre hergebrachten Rechte zu verteidigen. In der damaligen Versammlung war es schon ein paar Mal zu Ausbrüchen dieser Feindseligkeit gekommen; eine Eingabe der Städte, voll der heftigsten Invektiven, war verlesen worden; das Oberhaupt der deutschen Geistlichkeit, der Kurfürst von Mainz, hatte sein Mißfallen darüber sehr ernstlich zu erkennen gegeben; er meinte, man wolle die Geistlichen wie Verbrecher behandeln, man wolle unmittelbar Hand an sie legen. Aber auch die übrigens katholisch-eifrigsten weltlichen Fürsten forderten Reformen. Hatte ein Fürst keinen Auftrag dazu gegeben, so neigten seine Räte von selber

dahin. Die Beschwerden der Nation wurden aufs neue zusammengestellt, zwar diesmal ohne Teilnahme der Geistlichen, aber übrigens vermehrt und geschärft, großenteils gegen die Geistlichen selber gerichtet. In den tausendfältigen Unordnungen, die sie aufzählen, drückt sich das Bedürfnis einer Scheidung beider Gebiete und Jurisdiktionen aus, welches nie dringender gewesen war.

Diese Gegensätze nun weiterzuentwickeln, miteinander in Kampf zu bringen, war nichts geeigneter, als das Gutachten, das jetzt von dem Ausschuß des Regimentes an die Stände gebracht ward.

In der Tat gelang es den Geistlichen, einige Modifikationen in demselben durchzusetzen.

Zunächst wurden die aus dem päpstlichen Breve wiederholten Geständnisse nur insofern geduldet, als sie den Papst angingen: die Worte, die sich auf Priester und Prälaten bezogen, mußten weggelassen werden. Ferner wurde der Ansprüche der Weltlichen auf Sitz und Stimme in dem Konzilium nicht gedacht. Es kam hiebei oft über einen einzelnen Ausdruck zu heftigem Wortwechsel. Bei dem Artikel über die Verpflichtungen z. B. wollten die Geistlichen das Wort „evangelisch" nicht aufnehmen. Hierüber fielen von der weltlichen Seite so anzügliche Reden, daß der Kurfürst von Mainz die Sitzung verließ und nach seiner Behausung ritt. Die Majorität entschied jedoch zuletzt für ihn, für die Weglassung des Wortes.

Was nun aber hiedurch im einzelnen auch geändert

werden mochte, so blieb doch die Hauptsache stehen: die Ausführung des Wormser Ediktes ward abgelehnt; es ward ein Konzilium gefordert, womöglich innerhalb eines Jahres zu beginnen, in einer deutschen Stadt, unter Mitwirkung des Kaisers; sogar auf die Veränderung der Formen einer solchen Versammlung ward Bezug genommen; die Teilnahme weltlicher Stände ward stillschweigend vorausgesetzt; für sie wie für die geistlichen sollten alle Verpflichtungen aufgehoben sein, durch welche die Freiheit der Meinungsäußerung beschränkt werden könnte. Ein so entschiedenes Übergewicht erlangten die auf eine Umbildung der kirchlichen Verhältnisse gerichteten Bestrebungen in beiden Ständen des Reiches. Auch die Geistlichen sahen die Notwendigkeit einer Änderung ein; die Weltlichen drangen darauf. Selbst von Herzog Ludwig von Bayern versichert man, er habe dem Widerspruche der Geistlichen zum Trotz an den Forderungen der Weltlichen eifrig festgehalten.

Da waren nur noch jene letzten und für den Moment bedeutendsten Bestimmungen, wie es bis zur Entscheidung eines Konziliums gehalten, welche Tätigkeit Schriftstellern und Predigern gestattet werden solle, zu beraten übrig.

In Hinsicht der ersten gelang es den Geistlichen, einige weitere Beschränkungen durchzusetzen. Die Verwendung bei dem Kurfürsten wollten sie dahin gerichtet wissen, daß von Luther und dessen Anhängern überhaupt nichts Neues geschrieben, gedruckt oder ge-

tan werde, — nicht allein, damit das nicht zu Aufruhr gereiche. Auch sollte diese Verwendung sofort geschehen, ohne daß man erst die Zusage des Konziliums von dem Papste erwarte. Der sächsische Reichstagsgesandte, Philipp von Feilitzsch, suchte die Vorschläge des Regimentes zu behaupten; da es ihm nicht gelang, so protestierte er wenigstens; er erklärte, „sein Fürst könne sich durch diesen Beschluß nicht gebunden achten, er werde sich christlich, löblich und unverweislich zu halten wissen."

Es ist, wie wir sehen, ein Kampf, wo sich der Sieg bald auf die eine, bald auf die andere Seite neigt. Bei dem letzten Punkte, der vielleicht noch wichtiger war, bei den Bestimmungen über die Predigt, welche die große Masse unmittelbar berührten, nahmen die beiden Parteien ihre Kräfte noch einmal zusammen. Die Geistlichen wollten sich mit der allgemeinen Anweisung der Prediger auf Evangelium und bewährte Schriften nicht begnügen, sie forderten eine nähere Bezeichnung der letzteren und brachten die Namhaftmachung der vier großen lateinischen Kirchenväter: Hieronymus, Augustin, Ambrosius und Gregor, denen man ein kanonisches Ansehen beimaß, in Vorschlag. Es ist das um so bezeichnender, wenn man sich erinnert, daß hundert Jahre früher auch die entwickelteren hussitischen Lehrmeinungen zunächst als eine Abweichung von diesen vier Begründern der lateinischen Kirche betrachtet worden waren. Aber so tief waren schon die Ideen Luthers in die Nation gedrungen,

daß sie sich auf die partikularen Bildungen des Latinismus nicht mehr verpflichten lassen wollte. Der gemeine Menschenverstand sperrte sich dagegen, daß St. Paulus weniger gelten solle als Ambrosius. Diesmal konnten die Geistlichen nicht durchdringen. Nach mancherlei Hin- und Widerreden geriet man vielmehr auf eine Fassung, welche die Bedeutung des ursprünglichen Vorschlags in Wahrheit nur noch ausdrücklicher sicherte. Man beschloß, es solle nichts gelehrt werden als das rechte, reine, lautere Evangelium, gütig, sanftmütig und christlich, nach der Lehre und Auslegung der bewährten und von der christlichen Kirche angenommenen Schriften. Vielleicht fühlten sich die Anhänger des Alten dadurch befriedigt, weil doch zugleich die Auslegung der lateinischen Kirchenväter damit gutgeheißen war, allein wie diese Verweisung allgemein gehalten, dunkel und unbestimmt, in demselben Grade war die Empfehlung der evangelischen Doktrin dagegen unzweifelhaft, bestimmt und dringend; diese allein konnte Eindruck machen.

Und so war diese Antwort zwar hie und da verändert, aber dem Geiste nach in der Hauptsache mit dem ursprünglichen Entwurfe durchaus übereinstimmend, als sie an das Regiment zurückkam. Wider Erwarten gab es hier noch einmal eine sehr stürmische Sitzung. Einige Mitglieder, unter ihnen auch der Bischof von Augsburg, dem seine Teilnahme an dem Entwurfe wieder leid geworden war, machten noch einmal einen Versuch, die Namhaftmachung der vier

Kirchenväter festzuhalten. Planitz berichtet, er habe darüber viel hoffärtige, böse Worte hinnehmen, einen starken Sturm bestehen müssen; besonders zeigt er sich über die Abtrünnigkeit des Bischofs unwillig, der, von Gott aus dem Staube erhoben und zu den Fürsten seines Volkes gesetzt, dafür das Evangelium verfolge. Aber durch Geduld und Standhaftigkeit, mit Hilfe Schwarzenbergs, gelang es ihm, die einmal durchgegangene Fassung zu behaupten; die Antwort ward, wie sie aus der Ständeversammlung zurückgekommen, dem Nuntius übergeben.

Dieser verbarg sein Erstaunen, seinen Mißmut nicht; weder der Papst, sagt er, noch der Kaiser, noch irgendein anderer Fürst habe solch einen Beschluß von ihnen erwartet; er erneuerte seine Anträge auf die Ausführung des Wormser Ediktes, die Einrichtung einer bischöflichen Zensur; allein wie hätte eine Versammlung, die sich so langsam und schwer bewegte, auf eine Zurücknahme einmal gefaßter Beschlüsse denken können? Es war alles vergeblich.

Der Inhalt der Antwort ward als ein kaiserliches Edikt in das Reich verkündigt. Der Kurfürst von Sachsen, Luther selbst war damit höchlich zufrieden. Luther fand, daß Bann und Acht, die über ihn ausgesprochen worden, dadurch eigentlich zurückgenommen seien.

In der Tat waren diese Beschlüsse von Nürnberg das gerade Gegenteil der wormsischen. Was man von Karl V. erwartet hatte, daß er sich an die Spitze

der nationalen Bewegung stellen würde, das tat das Regiment nun wirklich. Die politische Opposition, die sich schon lange vorbereitet, trat dem Papste kräftiger als jemals entgegen. Mit ihr verbündet, durch die Repräsentation der kaiserlichen Macht geschützt, konnte nun auch die religiöse Bewegung sich ungehindert entwickeln.

Drittes Kapitel.

Ausbreitung der Lehre.

1522—1524.

Es war keine Anstalt zu treffen, kein Plan zu verabreden, einer Mission bedurfte es nicht; wie über das geackerte Gefilde hin bei der ersten Gunst der Frühlingssonne die Saat allenthalben emporschießt, so drangen die neuen Überzeugungen, durch alles, was man erlebt und gehört hatte, vorbereitet, in dem gesamten Gebiete, wo man deutsch redete, fast ganz von selbst oder auf den leichtesten Anlaß zutage.

Eine Ordensverbindung mußte es sein, welche die ersten Mittelpunkte für die allenthalben entstehende Opposition bildete.

Hatten doch die thüringisch-meißnischen Augustiner durch förmlichen Beschluß die Emanzipation begonnen! Da standen Luthern die alten Freunde zur Seite, die mit ihm denselben Weg der Studien und Meinungen gegangen waren. Aber auch unter den entfernteren Augustiner-Konventen mögen wenige gewesen sein, in denen sich nicht verwandte Regungen hineingewagt hätten; wir finden sie namentlich verzeichnet: in Magdeburg, Osnabrück, Lippe, Antwerpen, in Regensburg und Dillingen, Nürnberg, Straßburg, im Hessischen und im Württembergischen. Oft waren

es ältere Männer, welche die Lehren, zu denen sie sich seit der Zeit des Andreas Proles gehalten, jetzt mit Freuden zu voller Entwickelung gelangen, zur Herrschaft emporstreben sahen, zuweilen aber auch jüngere feurige Gemüter, welche vor allem von Bewunderung für ihren siegreichen Wittenberger Mitbruder durchdrungen waren. Johann Stiefel zu Eßlingen erblickt in ihm den Engel der Offenbarung, der mitten durch den Himmel fliegt und ein ewiges Evangelium in der Hand hält; er widmete ihm ein mystisch-heroisches Lobgedicht. Auch hatten sie den Ruhm, die ersten Verfolgungen auf sich zu ziehen. Ein paar Augustiner zu Antwerpen waren die ersten Märtyrer der neuen Lehre. Zu Metz mußte der Augustiner Jean Chatelain den Angriff, den er im Advent 1523 und in den Fasten 1524 auf die Prärogativen der Geistlichen gemacht, bald darauf mit dem Tode im Feuer büßen.

Nicht unterstützt von dem Orden, sondern vielmehr sich davon losreißend, aber, wie man schon daraus sieht, umso kräftigere Naturen, erhob sich eine Anzahl Franziskaner: zuweilen Gelehrte, wie Johann Brismann zu Kottbus, der eine lange Reihe von Jahren den scholastischen Studien gewidmet hatte, Doktor der Theologie geworden war, sich aber jetzt nach dem Vorbilde Luthers aus dessen Schriften mit entgegengesetzten Ideen erfüllte, oder Geister von tieferem religiösen Bedürfnis, die dasselbe im Kloster nicht befriedigt fanden, wie Friedrich Myconius; man

kennt den Traum, den er die Nacht nach seiner Einkleidung gehabt haben soll: auf beschwerlichen, ermüdenden Irrwegen war ihm ein heiliger Mann erschienen, kahlköpfig, in antikem Gewande, wie St. Paulus gemalt wird, und hatte ihn zu einem Brunnen geführt — an dem er sich labte, dessen Wasser er, wie er um sich schaute, von einem Gekreuzigten herabströmen sah — und dann nach einem unabsehbaren Gefilde voll reichen Getreides, wo die Schnitter sich zur Arbeit der Ernte sammelten; man sieht seine Gemütsrichtung und nimmt den Eindruck ab, welchen nun die wiedererwachende apostolische Doktrin und die Aussicht einer großen Wirksamkeit auf ihn machen mußten. Oder es waren Männer, die in den mancherlei Beziehungen zu den niederen Ständen, in welche sie die Wirksamkeit eines Barfüßerklosters setzte, die verderblichen Folgen des Werkdienstes wahrgenommen und ihn nun aus allen Kräften angriffen, wie Eberlin von Günzburg, Heinrich von Kettenbach, die beide aus demselben Kloster zu Ulm hervorgingen, ein paar außerordentliche Talente populärer Beredsamkeit. Von Eberlin sagten die Gegner, er könne wohl eine ganze Provinz verführen, so viel Eindruck mache er bei dem gemeinen Manne. Man fand unter ihnen die standhaftesten Streiter, wie Stephan Kempen, durch dessen tapfere, kampffertige Haltung man an die Bedeutung seines Namens erinnert ward: — fast überall haben Franziskaner an den ersten Bewegungen teilgenommen; Kempen hat die neue Lehre

in Hamburg begründet und drei Jahre lang so gut wie allein gegen alle Feindseligkeiten verteidigt.

Es mochte aber auch keinen anderen Orden geben, aus dem nicht Genossen der Neuerung, oft eben die namhaftesten, hervorgegangen wären. Martin Butzer war von den Dominikanern zum Professor der thomistischen Theologie bestimmt; jetzt löste er seine Verbindung mit diesem Orden durch eine Art von Prozeß auf; an der Begründung des neuen Lehrsystems nahm er von Stunde an einen regen, mithervorbringenden Anteil. Aus der Karthause zu Mainz ging Otto Brunnfels hervor, der sich dann unserem Hutten mit wetteiferndem Feuer zur Seite stellte. In der Benediktinerabtei Alperspach fühlte sich der junge Lesemeister P. Ambrosius Blaurer durch die beginnenden Gärungen zu dem Studium der Heiligen Schrift erweckt und geriet auf Meinungen, die ihm den Aufenthalt im Kloster gar bald unmöglich machten. In dem Brigittenkloster zu Altomünster erhob Oekolampadius, der erst seit kurzem den Habit genommen, seine Stimme im Sinne der Neuerung: er hatte da für die gelehrten Arbeiten, die er beabsichtigte, ungestörte Muße zu finden gehofft; die Überzeugung, die sich seiner gar bald bemächtigte, riß ihn zu lebendiger Teilnahme an allen Bewegungen der Epoche mit fort. Zu den Brüdern U. L. Frau, den Karmelitern in Augsburg, welche, den Prior an der Spitze, gleich anfangs für Luther Partei genommen, gehörte wenigstens eine Zeitlang Urbanus Regius, einer der vertrautesten und

ergebensten Schüler Johann Ecks, der sich aber jetzt von demselben losmachte und zuerst in dem oberen, dann besonders in dem niederen Deutschland die großartigste Wirksamkeit entwickelt hat. Später stand ihm hier Johann Bugenhagen zur Seite, der damals lange Zeit in dem Prämonstratenserkloster zu Belbuck in Pommern ebenfalls auf ganz anderen Wegen gegangen war. Bugenhagen war zwar, wie die pommersche Geschichte zeigt, welche er bereits 1518 verfaßte, von der Notwendigkeit einer Umwandlung des geistlichen Standes überzeugt und befehdete die Mißbräuche nach Kräften; allein auch von Luther wollte er nichts wissen: als ihm dessen Buch von der babylonischen Gefangenschaft zu Gesicht kam — einst bei Tische, — rief er aus, einen verderblicheren Ketzer habe es seit dem Leiden Christi nicht gegeben. Aber eben dies Buch machte ihn anderen Sinnes. Er nahm es mit nach Hause, las es, studierte es und überzeugte sich, daß die ganze Welt irre und Luther allein die Wahrheit sehe. Diese Meinung teilte er seinen Kollegen an der Klosterschule, der er vorstand, seinem Abte, allen seinen Freunden mit. — So war es nun in allen Orden. Nicht selten wurden die Oberen am lebendigsten ergriffen, wie jene Prioren der Augustiner- und Karmeliterkonvente, so unter anderen der Propst am Johanniskloster zu Halberstadt, Eberhard Widensee, und durch dessen Einfluß die Pröpste zu Neuenwerk, Gottes-Gnaden, zu St.-Moritz zu Halle, der Abt Paulus Lemberg zu Sagan; der

wohl vernehmen ließ, einen Mönch, der sich durch sein Bleiben im Gewissen beschwert fühle, würde er, statt ihn zurückzuhalten, lieber auf seinen Schultern aus dem Kloster tragen.

Bei näherer Betrachtung finde ich doch nicht, daß Weltlust, unordentliche Begierde, sich dem Klosterzwange zu entziehen, hier viel gewirkt habe, wenigstens bei den Bedeutenderen nicht, deren Motive die Zeitgenossen aufbewahrt haben; da ist es immer eine tiefere Überzeugung, sei es, daß sie sich allmählich entwickelt, oder daß sie auch plötzlich, etwa beim Anblick einer schlagenden Bibelstelle, entspringt; — viele gingen nicht von selbst, sie wurden verjagt; anderen, an und für sich friedfertigen Gemütern verleideten doch die entstehenden Zwistigkeiten den Aufenthalt in den engen Mauern; den Bettelmönchen ekelte selbst vor ihrem Gewerbe: einen Franziskaner, der mit seiner Büchse in eine Schmiede in Nürnberg tritt, fragt der Meister, warum er sich nicht lieber sein Brot mit seiner Hände Arbeit verdiene; der starke Mensch wirft den Habit von sich nnd tritt als Schmiedeknecht an; Kutte und Büchse schickt man an sein Kloster.

Wer erinnert sich nicht der indischen Büßer, die in einsamer Waldung leben, in Baumrinde gekleidet, nur von Wasser und Luft und Laub sich nähren, frei von Begierde, Herren ihrer Sinne, schon selig, eine sichere Zuflucht der Bedrängten, von denen wohl auch das Mönchswesen des Okzidents eine Nachahmung war; aber wie so ganz hatte es sich hier von seiner

Idee entfernt! Es nahm Anteil an allen Bestrebungen, Entzweiungen, Verwirrungen der Welt; zur Aufrechterhaltung einer geistlich-weltlichen Herrschaft durch gleichgesinnte, gleichwirkende Massen war es angelegt; durch unfreie, häufig um eigennütziger Rücksichten willen geleistete Gelübde ward es zusammengehalten, denen man sich dann soviel irgend möglich entzog: sowie die Gültigkeit dieser Gelübde, ihr religiöser Wert für der Seelen Seligkeit zweifelhaft wurde, fiel alles auseinander; ja, aus dem Institut, auf welches die abendländische Kirche vornehmlich gegründet war, gingen eben die rüstigen Bekämpfer ihrer hierarchischen Entwickelung hervor.

Dieser allgemeinen Bewegung der Klostergeistlichkeit traten nun allenthalben Weltgeistliche von hohem und niederem Range zur Seite.

Unter den Bischöfen gab es wenigstens einen, Polenz von Samland, der sich offen für Luther erklärte, zuweilen wohl selbst die Kanzel zu Königsberg bestieg, hauptsächlich aber dafür sorgte, daß an vielen Orten seiner Diözese Prediger dieser Gesinnung aufgestellt wurden. Luthern ging das Herz auf, indem er das wahrnahm: so eine ruhige, gesetzmäßige Umwandlung entsprach seinen Wünschen vollkommen.

Auch von den übrigen Bischöfen hielt man einige für günstig. Johann Eberlin von Günzburg nennt den Bischof von Augsburg, der es nicht verhehle, daß „die Lutheranischen in ihrem Wandel minder sträflich seien als die Gegenpartei", den Baseler, der es

gern sehe, wenn man ihm lutherische Bücher bringe, die er fleißig lese, den Bamberger, welcher die evangelische Lehre in seiner Stadt nicht verhindere, auch den Bischof von Merseburg, der nach ihm, dem Verfasser selber, geschickt habe, um sich über die vorzunehmende Reform mit ihm zu besprechen. Er versichert, daß noch mancher andere seine Chorherren in Wittenberg studieren lasse. Die Namen, die wir unter den Gönnern Reuchlins aufgeführt finden, begegnen uns unter den Genossen der religiösen Neuerung großenteils wieder.

An diese schlossen sich dann die patrizischen Pröpste in den großen Städten an, wie Wattenwyl in Bern, Besler und Bömer in Nürnberg, unter deren Schutze sich die evangelische Predigt in ihren Kirchen festsetzte.

Auch ohne diese Unterstützung erklärte sich doch eine große Anzahl bereits angestellter Prediger und Priester im niederen und hauptsächlich im oberen Deutschland im Sinne Luthers. Bekannt ist Hermann Tast, einer der vierundzwanzig päpstlichen Vikare in Schleswig. Zu Husum auf dem Kirchhof standen zwei Linden, genannt die Mutter und die Tochter; unter der größeren, der Mutter, pflegte Tast zu predigen; seine Zuhörer holten ihn bewaffnet aus seinem Hause ab und führten ihn bewaffnet dahin zurück. In Ostfriesland zu Emden ward Georg von der Dare anfangs, als er nach Luthers Vorbilde zu predigen anfing, aus der großen Kirche vertrieben; aber das Volk

hörte ihm eine Zeitlang unter freiem Himmel zu und bewirkte dann, daß ihm die Kirche wieder geöffnet ward. In Bamberg eiferte der Kustos zu St.-Gangolph, Johann Schwanhäuser, in den Ausdrücken eines Karlstadt wider die Verehrung der Heiligen. Der Pfarrer zu Cronach war einer der ersten Priester, die sich verheirateten. In Mainz war es der Domprediger, Wolfgang Köpfl, eine Zeitlang der vertrauteste Ratgeber des Kurfürsten, in Frankfurt der Prediger zu St.-Katharina, Hartmann Ibach, in Straßburg der Pfarrer zu St.-Lorenz, Matthäus Zell, in Memmingen der Prediger zu St.-Martin, Schappeler, welche den neuen Lehren zuerst Bahn machten. In der Reichsstadt Hall hielt im September 1522 Johann Brenz seine Probepredigt, ein noch sehr junger Mann, der sich aber mit dem Tiefsinn der Lehren des Apostels Paulus durchdrungen und sogar paulinische Redeweisen nachahmte: seine Gegner, den Guardian und den Lektor des Minoritenklosters, schlug er, ohne allen anderen Kampf, durch die Lehre von dem alleinigen Verdienst Christi aus dem Felde. Im Kreichgau sammelte sich unter dem Schutze der Gemmingen um Erhard Schnepf her eine Verbrüderung gleichgesinnter Landpfarrer. In Basel sah man wohl den Pfarrer zu St.-Alban, Röubli, bei der Fronleichnamsprozession statt der Hostie eine Bibel in prächtigem Einband einhertragen, mit der Äußerung, nur er trage das rechte Heiligtum. Dann folgte am Münster zu Zürich der große Leutpriester Ulrich

Zwingli, der eine politisch und kirchlich gleich bedeutende kühne Stellung einnahm, in dem der Vikar von Konstanz gar bald einen zweiten Luther zu erkennen glaubte. Bis in das hohe Gebirge können wir diese Regungen begleiten. Die Vornehmsten in Schwyz richteten ihren Spazierritt gern so ein, daß sie noch zur Zeit des Gottesdienstes in Freienbach anlangten, wo ein Freund Zwinglis predigte; des Mittags blieben sie dann bei ihm zu Tische. Es macht keinen Unterschied, daß dies zur Schweiz gehört; dort war die Absonderung von Deutschland noch nicht in das Nationalgefühl gedrungen: in Wallis nannte man das Gebiet der eidgenössischen Städte Deutschland. Dieselben Doktrinen zogen sich dann am Gebirge entlang nach dem Inntal, wo sie zuerst Jakob Strauß vor vielen tausend Gläubigen verkündigte, nach Salzburg, wo Paul von Spretten sie im Dom erschallen ließ, nach Österreich und nach Bayern. In Alten-Ottingen, eben bei einem der besuchtesten wundertätigen Bilder, hatte der Gesellpriester Wolfgang Ruß den Mut, die Wallfahrten anzugreifen.

Es versteht sich, daß das alles nicht ohne Widerstand und harten Kampf abging. Viele mußten weichen: einige hielten sich doch, und selbst die Verfolgung schadete nichts. Als der noch eifrig katholische Bogislaw X. von Pommern die neugläubige Reunion zu Belbuck zerstörte und die Klostergüter einzog — denn von dieser Seite fing man zuerst an, sich der Kirchengüter zu bemächtigen —, gab er nur Gelegen-

heit, daß mit den jungen Livländern, die dort studierten, einer ihrer Lehrer nach Riga ging und den Samen des Wortes in diesen entferntesten deutschen Ländern ausstreute. Paul von Spretten ward von Salzburg verjagt; wir treffen ihn darauf bei St.-Stephan in Wien und, als er auch von da verwiesen wird, in Iglau in Mähren; auch dort aber geriet er in nicht geringe Gefahr; endlich findet er eine Freistatt in Preußen. Dem feurigen Amandus genügte selbst dieser Schauplatz nicht; er zog von da wieder aus: wir finden ihn zu Stolpe die Mönche der Stadt zu einer Disputation über die Wahrheit der bisherigen oder der neuen Auffassung herausfordern: er sagt, man möge einen Scheiterhaufen errichten und ihn darauf verbrennen, wenn er unterliege; siege er aber, so solle die Strafe der Gegner sein, sich bekehren zu müssen.

Auf den Ort der Predigt sah man noch nicht. Für die Bewegung der kirchlichen Opposition ist es fast symbolisch, daß in Bremen eine unter dem Interdikt stehende Kirche es sein muß, in der ein paar aus Antwerpen dem Tod im Feuer entflohene Augustiner zuerst eine Gemeinde um sich sammeln. In Goslar wird die Lehre zuerst in einer Kirche der Vorstadt, dann, als diese verschlossen worden, von einem Eingeborenen, der in Wittenberg studiert hat, auf dem Lindenplan verkündigt; ihre Anhänger bekommen den Namen der Lindenbrüder. In Worms stellt man eine tragbare Kanzel außerhalb der Kirchenmauern auf.

Zu Arnstadt hält der Augustiner Kaspar Güttel von Eisleben, aufgefordert von den Einwohnern, nach alter Sitte auf dem Marktplatze sieben Predigten. Bei Danzig war es sogar eine Anhöhe vor der Stadt, wo man sich um einen von innen verjagten Prediger sammelte.

Und hätten sich ja keine Geistlichen gefunden, so würden Laien das Wort genommen haben. Unter den Augen des Doktor Eck zu Ingolstadt las ein begeisterter Webergesell die Schriften Luthers dem versammelten Haufen vor. Als man dort einen jungen Magister, des Namens Seehofer, der nach Melanchthons Heften zu dozieren begann, zum Widerruf nötigte, erhob sich eine Dame zu seiner Verteidigung, Argula von Staufen, vermählte Grumbach, die, von ihrem Vater auf Luthers Bücher hingewiesen, sich ganz nach deren Anweisung gebildet, in die Heilige Schrift versenkt hatte; sie forderte die gesamte Universität zu einer Disputation heraus: in Kenntnis der Schrift glaubte sie ihr gewachsen zu sein; vor den Fürsten, in Gegenwart der Gemeinde hoffte sie es zu bewähren. Darauf trotzten die Vorfechter der kirchlichen Bewegung. Freudig zählt Heinrich von Kettenbach Länder und Städte auf — er nennt Nürnberg, Augsburg, Ulm, die Rheinlande, die Schweiz und Sachsen —, wo Weiber und Jungfrauen, Knechte und Handwerker, Ritter und edle Herren mehr Kenntnis von der Bibel haben als die hohen Schulen.

Wunderbarer Anblick, diese allgemeine, überall her-

vorbrechende, in ihrem Ursprung wahrhaft religiöse Überzeugung, in Opposition gegen die jahrhundertelang verehrten Formen des kirchlich-politischen Lebens, in welchem man jetzt nur noch den Widerspruch wahrnahm, in den sie mit dem echten, ursprünglichen Christentum geraten, nur den Dienst, der einer drückenden und verhaßten Gewalt durch sie geleistet werde!

Wie nun aber der Aktion sich allenthalben eine Reaktion entgegensetzte, dem Angriff die Verfolgung, so war es von hoher Wichtigkeit, daß es in Deutschland wenigstens einen Punkt gab, wo diese nicht stattfand, das Kurfürstentum Sachsen.

Noch einmal, im Jahre 1522, hatten auch hier die benachbarten Bischöfe einen Versuch gemacht, ihren Einfluß herzustellen, infolge jenes ersten, ihnen günstigen Erlasses der Reichsregierung, und Kurfürst Friedrich hatte sie gewähren lassen, solange sie davon sprachen, daß sie Prediger senden würden, um dem Worte mit dem Worte zu begegnen; als sie aber dabei nicht stehen blieben, sondern auf die Auslieferung der Abtrünnigen antrugen, der Priester, welche sich verheiratet oder das Abendmahl unter beiderlei Gestalten auszuteilen gewagt, der ausgetretenen Mönche, erklärte er ihnen nach kurzem Bedenken, dazu verpflichte ihn das kaiserliche Edikt nicht. Daß er ihnen seinen Arm entzog, reichte schon hin, ihre ganze Wirksamkeit zu vernichten.

Daher geschah nun aber, daß alle, die anderwärts

flüchtig geworden, sich hieher zurückzogen, wo ihnen keine geistliche Gewalt zu nahe kommen konnte. Eberlin, Stiefel, Strauß, Seehofer, Jbach aus Frankfurt, Bugenhagen aus Pommern, Kauxdorf aus Magdeburg, Mustäus aus Halberstadt, den man grausam verstümmelt hatte, und wie viele andere aus allen Teilen von Deutschland, sehen wir hier ankommen, eine Freistatt, vielleicht selbst auf einige Zeit eine Anstellung finden und dann, durch den Umgang mit Luther und Melanchthon in ihrer Überzeugung befestigt, von hier wieder ausgehen. Wittenberg erschien als ein Mittelpunkt der gesamten Bewegung. Dadurch ward es erst möglich, daß in den Tendenzen eine gewisse Einheit obwaltete, ein gemeinsamer Fortschritt darin zu bemerken ist; wir dürfen aber wohl hinzufügen, daß auch für die dortige Entwickelung der Zutritt der fremden Elemente von großem Werte war. Namentlich erhielt die Universität den Charakter einer allgemeinen vaterländischen Vereinigung, — ohne Zweifel der wahre Charakter einer großen deutschen hohen Schule: aus allen deutschen Landesorten kamen die Lehrer, die Zuhörer zusammen, wie sie von da wieder nach allen Seiten hin ausgingen.

Eine ebenso wichtige Metropole bildete Wittenberg für die Literatur.

Erst mit diesen Bewegungen kam die deutsche populäre Literatur zu allgemeiner Aufnahme und Wirksamkeit.

Bis zum Jahre 1518 waren ihre Produktionen nicht zahlreich, der Kreis, in welchem sie sich bewegte, nur eng. Man zählte, wie in den achtziger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts einige vierzig, so noch 1513 35, 1514 47, 1515 46, 1516 55, 1517 37 deutsche Drucke, hauptsächlich Laienspiegel, Arzneibüchlein, Kräuterbücher, kleine Erbauungsschriften, fliegende Zeitungsnachrichten, amtliche Bekanntmachungen, Reisen, was der Fassungskraft der Menge ungefähr gemäß ist; das eigentümlichste waren immer die Schriften der poetischen Opposition, der Satire und des Tadels, deren wir oben gedachten. Wie gewaltig aber steigt die Anzahl deutscher Drucke, nachdem Luther aufgetreten ist! Im Jahre 1518 finden wir deren 71 verzeichnet, 1519 111, 1520 208, 1521 211, 1522 347, 1523 498. Fragen wir, woher der Zuwachs kam, so ist Wittenberg der Ort, der Autor vor allen Luther selbst. Wir finden unter seinem Namen im Jahre 1518 20, 1519 50, 1520 133, 1521, wo er durch die Reise nach Worms abgehalten und durch eine gezwungene Verborgenheit gefesselt war, etwa 40, dagegen 1522 wieder 130, 1523 183 neue Drucke. Selbstherrschender, gewaltiger ist wohl nie ein Schriftsteller aufgetreten, in keiner Nation der Welt. Auch dürfte kein anderer zu nennen sein, der die vollkommenste Verständlichkeit und Popularität, gesunden, treuherzigen Menschenverstand mit so viel echtem Geist, Schwung und Genius vereinigt hätte. Er gab der Literatur den Charakter, den sie

seitdem behalten, der Forschung, des Tiefsinnes, der Polemik. Er begann das große Gespräch, das die seitdem verflossenen Jahrhunderte daher auf dem deutschen Boden stattgefunden hat, leider nur zu oft unterbrochen durch Gewalttaten und Einwirkungen fremder Politik. Anfangs war er allein; allmählich aber, besonders seit 1521, erscheinen seine Jünger, Freunde und Nebenbuhler; im Jahre 1523 gehören außer seinen eigenen noch 215 Schriften von anderen der Neuerung, mehr als vier Fünftteile der ganzen Hervorbringung; entschieden katholische Schriften lassen sich wohl nur 20 zählen. Es war das erste Mal, daß der nationale Geist, ohne Rücksicht auf fremde Muster, nur wie er sich unter den Einwirkungen der Weltschicksale gebildet, zu einem allgemeinen Ausdruck gelangte, und zwar in der wichtigsten Angelegenheit, die den Menschen überhaupt beschäftigen kann: er durchdrang sich in seinem Werden, dem Momente seiner Geburt, mit den Ideen der religiösen Befreiung.

Ein großes Ereignis war es, daß der Nation in diesem Augenblick des vollen geistigen Erwachens die heiligen Schriften, wie des Neuen, so nun auch des Alten Testamentes dargeboten wurden. Man kannte die Bibel: vorlängst gab es Übersetzungen; man muß sich aber einmal die Mühe nehmen, sie anzusehen, um innezuwerden, wie voller Irrtümer, roh im Ausdruck und unverständlich sie sind. Luther dagegen ließ sich keine Mühe dauern, den Sinn der Schrift unverfälscht zu begreifen, und verstand es, sie deutsch reden zu

lassen, mit aller Reinheit und Gewalt, deren die Sprache fähig ist. Die unvergänglichen Denkmale der früheſten Jahrhunderte, in denen der Odem der jungen Menschheit weht, die heiligen Urkunden späterer Zeit, in denen sich die wahre Religion in aller ihrer kindlichen Ingenuität offenbart hat, bekam das deutsche Volk jetzt in der Sprache des Tages in die Hände, Stück für Stück, wie eine Flugschrift, deren Inhalt sich auf die unmittelbarsten Interessen der Gegenwart bezieht und die man mit Begierde in sich aufnimmt.

Es gibt eine Produktion des deutschen Geistes, die aus eben diesem Zusammentreffen unmittelbar hervorging. Indem Luther die Psalmen übersetzte, faßte er den Gedanken, sie für den Gesang der Gemeinde zu bearbeiten; denn die Idee der Kirche, wie er sie ausgesprochen und ins Leben zu rufen begann, machte eine ganz andere Teilnahme an dem Gottesdienst als die bisherige notwendig. Bei der bloßen Bearbeitung jedoch, wie es wohl anderwärts geschehen, konnte man hier nicht stehen bleiben. Das gläubige Gemüt, beruhigt in der Überzeugung, das geoffenbarte Gotteswort zu besitzen, gehoben durch das Gefühl des Kampfes und der Gefahr, in der man sich befand, angehaucht von dem poetischen Genius des alten Testamentes, ergoß sich in eigenen Hervorbringungen religiöser Lyrik, die zugleich Poesie und Musik waren; denn das Wort allein hätte nicht vermocht, die Stimmung der Seele in ihrer ganzen Fülle auszudrücken

oder das Gemeingefühl zu entbinden, festzuhalten: durch die Melodie erst geschah das, in der sich die alten Kirchentonarten mit ihrem Ernst und die anmutenden Weisen des Volksliedes durchdrangen. So entstand das evangelische Kirchenlied. In das Jahr 1523 müssen wir seinen Ursprung setzen. Einzelne Lieder, von Spretten oder von Luther, fanden sogleich eine allgemeine Verbreitung: in diesen frühesten Bewegungen des reformatorischen Geistes wirkten sie mit; aber erst einige Jahrzehnte später entfaltete der deutsche Geist seinen ganzen Reichtum poetischer und besonders musikalischer Hervorbringungen in dieser Gattung.

Und auch übrigens widmete sich die volkstümliche Poesie mit dem Geiste der Lebhaftigkeit und der Opposition, der ihr überhaupt eigen war, den aufkommenden Ideen. Schon Hutten hatte seine bittersten Anklagen in Reime geworfen; Murner hatte in langen, anschaulichen Beschreibungen das Verderben der Geistlichkeit geschildert; der Verwerfung und dem Tadel gesellte sich jetzt, wenn nicht bei Murner, doch bei der Mehrzahl der anderen, die positive Überzeugung, die Bewunderung des Vorkämpfers hinzu. Da ward der Mann gepriesen, der inmitten der roten Barette und Sammetschauben die gerechte Lehre behauptet. In Fastnachtsspielen erscheint der Papst, der sich freut, daß man seiner Büberei zum Trotz ihm die Macht zuschreibe, über den Himmel zu erheben oder in die Hölle zu binden: darum könne er auch manchen

Vogel rupfen; ihm falle der Schweiß des Armen zu, und mit tausend Pferden könne er reiten: er heißt „Entchristelo"; neben ihm erscheinen mit ähnlichen Expektorationen der Kardinal Hochmuth, der Bischof Goldmund Wolfsmagen, der Vikarius Fabeler, der Kirchherr Meeher, und wie sie sonst schon in diesen Namenbildungen dem Spott und der Verachtung preisgegeben werden; zuletzt aber tritt der Doktor auf, der die reine Lehre im Tone der Predigt verkündigt. Unter diesen Eindrücken bildete sich Burkard Waldis, der dann die alte Tierfabel mit so großem Erfolg auf die geistlichen Streitigkeiten angewendet hat. Unmittelbar aber stellte sich das große poetische Talent, das die Nation besaß, Luthern zur Seite. Das Gedicht von Hans Sachs, die Wittenbergisch Nachtigall, ist vom Jahre 1523. Er betrachtet darin die Lehre, die seit 400 Jahren geherrscht habe, wie den Mondschein, bei dem man in Wüsteneien irregegangen; jetzt aber kündigt die Nachtigall Sonne und Tageslicht an und steigt über die trüben Wolken auf. Die Gesinnung eines durch das untrügliche Wort belehrten, seiner Sache gewiß gewordenen gesunden Menschenverstandes ist dann überhaupt die Grundlage der mannigfaltigen, wohl nicht von dem Beigeschmack des Handwerks freien, aber sinnreichen, heiteren und anmutigen Gedichte, mit denen der ehrenfeste Meister alle Klassen der Nation erfreute.

In Deutschland hatte auch die Kunst den Zweck, Ideen zu versinnbilden, zu lehren, niemals aus den

Augen gelassen; darum war sie so ernst und, ihrer Symbolik halber, doch so phantastisch. Das Glück wollte, daß einer der großen Meister dieser Epoche, Lukas Kranach, zu Wittenberg Wohnung nahm und hier in ununterbrochenem vertrauten Umgang mit Luther sich mit den reformatorischen Gesinnungen erfüllte, sein Talent ihrer Darstellung widmete. Zuweilen trat er mit kleinen Werken selbst in die Schlachtreihen, z. B. mit dem Passional Christi und Antichristi, in welchem die Gegensätze der Niedrigkeit und Demut des Stifters und der Pracht seines Statthalters vor das Auge gebracht werden; man hat diese Holzschnitte geradezu in Luthers Werke aufgenommen. Es versteht sich, daß sich sein keuscher Pinsel auch übrigens keinen anderen Arbeiten widmete als solchen, die mit der evangelischen Überzeugung harmonierten. Die Anmut und Lieblichkeit, mit der er früher glückliche Gruppen weiblicher Heiligen ausgestattet, ergoß er nun über die Kinder, die Christus segnet. Das Geheimnisvolle, das die alte Kunst andeutet, sprach sich in den beibehaltenen Sakramenten, die zuweilen auf derselben Tafel erscheinen, in dem Mysterium der Erlösung aus. Die merkwürdigen Männer, die ihn in Staat und Kirche umgaben, boten seiner Auffassung Gestalten und Züge einer so bedeutenden Individualität dar, daß er nicht in Versuchung kam, über sie hinaus nach dem Ideale zu streben. Auch Dürer, der seine Ausbildung bereits vollendet hatte, ward doch von dieser Be-

wegung noch einmal gewaltig angeregt. Das vielleicht vollkommenste von allen seinen Werken, die Evangelisten Johannes und Marcus und die Apostel Petrus und Paulus, entstand unter dem Einfluß dieser Jahre; wir haben Studien dazu, die mit der Jahrzahl 1523 bezeichnet sind; sie spiegeln den Begriff ab, den man aus der, nunmehr einer frischen Auffassung zugänglich gewordenen Schrift von dem Tiefsinn, der Hingebung und der Kraft dieser ältesten Zeugen der Kirche faßte: Lebendigkeit und Großheit der Auffassung durchdringen sich darin.

Die gesamte Entwickelung des deutschen Geistes stand mit den neuen Ideen im Bunde: wie in den populären, so ging es in den gelehrten Zweigen der geistigen Tätigkeit.

Wittenberg war keineswegs die einzige Universität, wo sich der Gang der Studien veränderte. Auch in Freiburg, wo man von Luther nichts wissen wollte, hörte man doch auf, die aristotelischen Schriften nach der bisherigen Gewohnheit zu studieren, einzuüben: mit Petrus Hispanus, sagt Ulrich Zasius, ist es aus; die Bücher der Sentenzen schweigen; von unseren Theologen liest der eine Matthäus, der andere Paulus; auch die ersten Anfänger, die neuesten Ankömmlinge eilen in diese Vorlesungen. Ja, Zasius selbst, einer der ausgezeichnetsten deutschen Juristen jener Zeit, gibt ein merkwürdiges Zeugnis für die allgemeine Verbreitung des reformatorischen Geistes. Er klagt darüber, daß sein Hörsaal veröde: kaum

sechs Zuhörer zähle er noch, und die seien alle Franzosen; zugleich aber weiß er doch sein eigenes wissenschaftliches Bemühen nicht anders zu bezeichnen, als indem er es mit den Bestrebungen Luthers vergleicht. Die Glossatoren der echten Texte, mit denen er es zu tun hat, kommen ihm nicht anders vor als die Scholastiker, welche Luther bekämpft: er möchte das ursprünglich römische Recht in seiner Reinheit wiederherstellen, wie Luther die Theologie der Bibel.

Von allen anderen Studien aber — welchen wäre ein ähnliches Bestreben notwendiger gewesen als den historischen? Da war ein unermeßlicher Stoff aufgesammelt; aber die früheren Epochen verhüllte die noch immer in fortgehender Entwickelung begriffene gelehrte Fabel; die späteren kannte man nur höchst fragmentarisch, nach der Darstellung der jedesmal siegreich gebliebenen Partei: die große kirchliche Fiktion hatte die wichtigsten Teile absichtlich verfälscht. Zu wahrhaft geistiger, lebendiger, zusammenhängernder Auffassung war nicht zu gelangen: der Geist, der nach echter Erkenntnis dürstet, schauderte doch vor diesen unbezwinglichen Massen. Einen Versuch, sie zu durchbrechen, machte eben in diesen Jahren Johann Thurnmeier, genannt Aventin, ein Mann, der früher die literarische Richtung der Neuerung mitteilnehmend begleitet hatte und sich jetzt der religiösen mit lebendigem Eifer hingab. Er ließ sich keine Mühe verdrießen, für seine bayerische Chronik, die zugleich einen allgemeinen deutschen, ja universal-

historischen Inhalt hat, Bibliotheken und Archive zu durchsuchen, um mit echten Urkunden wenigstens hie und da über die seichte und unglaubwürdige Tradition hinauszukommen; vor allem opponierte er sich den Vorstellungen der Unberufenen, „die nie unter Leuten gewesen, nicht wissen, wie es in Städten und Ländern zugeht, menschlicher und himmlischer Dinge unerfahren sind und doch über alles urteilen"; er dagegen sucht die Histoire in ihrer Wahrheit zu begreifen: „wie das sein muß". Der Geist der nationalen Opposition gegen das Papsttum arbeitet gewaltig in ihm. Wie er die Einfachheit der christlichen Lehre zu vergegenwärtigen sucht, wo er ihres Ursprungs gedenkt, so hebt er den Gegensatz der geistlichen Macht in ihrer Entstehung, Entwickelung und Wirksamkeit an jeder Stelle hervor: Aventins Geschichte Gregors VII. muß man noch heute lesen; von den Wirkungen, welche die Herrschaft des hierarchischen Prinzips hervorgebracht, hat er einen großartigen Begriff, den er freilich nicht zu vollkommener Evidenz zu erheben vermochte. Überhaupt vollendete er nicht; aber er begann die Arbeit der gründlichen Erforschung und lebendigen Durchdringung der allgemeinen Geschichte, in der wir noch heute begriffen sind.

Es schien wohl einen Augenblick, als würde die theologische Richtung alle anderen verschlingen. Erasmus klagt, man wolle nichts mehr lesen und kaufe nichts mehr, als die Schriften für oder wider Luther;

er fürchtete schon die kaum gegründeten humanistischen Studien einer neuen Scholastik unterliegen zu sehen. In Chroniken hat man verzeichnet, daß die Mißachtung, in welche der Klerus geriet, auf die Studien im allgemeinen zurückwirkte; das Sprichwort: die Gelehrten die Verkehrten, nahm überhand; die Eltern trugen Bedenken, ihre Kinder den Studien zu widmen, die nur eine zweifelhafte Aussicht darboten. Das waren jedoch nur momentane Verirrungen. Wie hätte der erwachte, nach originaler Kenntnis trachtende Geist das Element wieder fallen lassen können, das zu seiner Entstehung so wesentlich beigetragen? Im Jahre 1524 erließ Luther ein Sendschreiben „an die Bürgermeister und Ratsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten sollen". Er meint damit vorzugsweise Schulen für künftige Geistliche; denn nur durch das Studium der Sprachen lasse sich das Evangelium festhalten, wie es denn auch dazu schriftlich aufgezeichnet worden; sonst würde alles einer wilden, wüsten Unordnung, einem Gemenge von allerlei Meinungen verfallen; jedoch bleibt er dabei nicht stehen; er tadelt, daß die Schulen so ganz auf den geistlichen Stand berechnet werden; sie von dieser engen Bestimmung loszureißen, einen weltlichen Gelehrtenstand zu gründen, ist seine vornehmste Absicht. Er stellt die Erziehung der alten Römer seinen Deutschen zum Muster vor: vor allem zur Regierung bedürfe man der Gelehrten, in Geschichte Erfahrenen; er dringt darauf, daß man

Bibliotheken aufrichte, nicht allein für die Ausgaben und Auslegungen der heiligen Bücher, sondern auch für Oratoren und Poeten, sie mögen Heiden sein oder nicht, Bücher von den freien Künsten, Rechts- und Arzneibücher, Chroniken und Historien: „denn sie seien nütze, Gottes Wunder und Werke zu sehen". Eine Schrift, die für die Entwickelung der weltlichen Gelehrsamkeit dieselbe Bedeutung hat, wie das Buch an den deutschen Adel für den weltlichen Stand überhaupt. In Luther erhebt sich schon die Idee eines gelehrten weltlichen Beamtenstandes, die für das deutsche Leben eine so unendliche Wichtigkeit gewonnen hat: die populäre Pflege der Wissenschaften nach ihrem eignen Prinzip, getrennt von der Kirche, faßt er ins Auge; die norddeutsche universale Gelehrsamkeit strebt er zu gründen. Darin stand ihm nun der unermüdliche Melanchthon mit lebendiger Tätigkeit zur Seite. Von ihm stammt die lateinische Grammatik, welche die norddeutschen Schulen bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts beherrscht hat; um das Jahr 1524 erwuchs sie ihm aus einigen für den Privatunterricht eines jungen Nürnbergers gemachten Aufzeichnungen; eben damals bekam auch die griechische, die schon früher entworfen war, die Form, in der dieser Unterricht Jahrhunderte lang gegeben worden ist. Aus der Disziplin Melanchthons gingen Lehrer hervor, die sich ganz nach seinem Muster gebildet und die deutsche Schulzucht zu gründen unternahmen. Besonders ist Valentin Trotzendorf merk-

würdig, der 1523 von Wittenberg nach Goldberg in Schlesien berufen ward, von dem man gesagt hat, er sei zum Schulrektor so gut geboren, wie Cäsar zum Feldherrn, Cicero zum Redner, der Bildner unzähliger anderer deutscher Schullehrer.

Überlegt man das alles, faßt es zusammen, so sieht man wohl, daß es hier nicht allein um das Dogma zu tun ist; es bildet sich ein System von Bestrebungen und Gedanken aus, von eigentümlichem Geist und großem, eine neue Welt in sich tragendem Inhalt, welches mit der theologischen Opposition, in der man sich befindet, auf das engste vereinigt ist, an ihr und durch sie sich entwickelt, aber sich weder von ihr herschreibt, noch jetzt darin aufgeht. Die Opposition ist selber ein Produkt dieses Geistes, der auch außerhalb derselben seine eigene Zukunft hat.

Fürs erste kam freilich alles darauf an, daß er von der gewaltigen Weltmacht frei würde, welche das gute Recht zu haben behauptet, ihn zu vernichten.

Treten wir diesem Kampfe, wie er sich in allen Gegenden von Deutschland eröffnet hatte, noch einmal näher, so würden wir irren, wenn wir schon die Gegensätze des nachherigen protestantischen und des weiterhin neu aufgerichteten katholischen Systems wahrnehmen wollten. Die Ideen und geistigen Mächte, die jetzt widereinander zu Felde lagen, standen in viel entschiedenerem, großartigerem, einleuchtenderem Widerspruche.

Einer der bedeutendsten Gegensätze war der zwischen

Werken und Glauben. Aber man würde ihn mißkennen, wenn man hier die tieferen und minder verständlichen Streitfragen voraussetzen wollte, welche der Scharfsinn oder die Hartnäckigkeit der Schulen späterhin entwickelte. Damals, vor allem im populären Vortrage, war die Sache sehr einfach. Unter guten Werken verstand man auf der einen Seite wirklich die kirchlichen Handlungen, durch die man sich Verdienste für diese und jene Welt zu erwerben glaubte: das Wallfahrten, Fasten, Seelmessen-Stiften, das Sprechen bevorzugter Gebete, Verehren besonderer Heiligen, jenes Beschenken der Kirchen und der Geistlichkeit, das in der Frömmigkeit des Mittelalters eine so große Rolle spielt. Diesem Unwesen, das man auf eine unverantwortliche Weise hatte um sich greifen lassen, ward nun auf der anderen Seite die Lehre von der Wirksamkeit des Glaubens allein, ohne die Werke, entgegengesetzt. Besonders nach den Bewegungen in Wittenberg hütete man sich, in den Predigten von einem idealen, abstrakten, untätigen Glauben zu reden. Wir haben noch eine ganze Anzahl Predigten aus diesen Jahren. Man wird schwerlich eine finden, worin nicht Glaube und Liebe in untrennbarer Vereinigung gedacht würden. Wie dringend und lebhaft schärft Kaspar Güttel ein, daß alles darauf ankomme, wie man sich um Gottes willen gegen seinen Nächsten verhalte. Vielmehr eben das tadelte man, daß so mancher sein Geld verschwende, um die Geistlichen reich zu machen, ein Heiligenbild

auszuschmücken, oder auf einer fernen Wallfahrt, und dabei der Armen nicht gedenke.

Ebenso verhält es sich mit der Lehre von der Kirche. Man will diesseits vor allem nicht zugestehen, daß in dem Papst und seinen Prälaten und Priestern die heilige alleinseligmachende christliche Kirche erscheine; man findet es anstößig, zu sagen, die heilige Kirche befehle etwas oder besitze etwas: dieses geistliche Institut, das durch die Verwerflichkeit seines Verhaltens die Idee Lügen straft, auf die es gegründet zu sein vorgibt, unterscheidet man von dem geheimnisvollen Dasein der seligen Gemeinschaft, die nicht äußerlich erscheint, an die man nach den Worten des Symbols nur glaubt und die allerdings Himmel und Erde vereinigt, jedoch ohne den Papst. „Es sei fern", sagte der Pastor Schmidt zu Küßnacht in einer Predigt, die vielen Eindruck machte, „daß die christliche Kirche ein so befleckes, sündenvolles Oberhaupt anerkenne, wie der Papst ist, und von Christus sich abwende, der von dem hl. Paulus so oft das Oberhaupt der Kirche genannt wird".

Damit hängt es zusammen, daß man dem Zwange, alle seine Sünden zu beichten, jede insonderheit, der zu so viel Greueln des Beichtstuhls, zu so viel Gewaltsamkeiten einer starren und herrschsüchtigen Rechtgläubigkeit Anlaß gab und Anlaß gibt, die an keine priesterliche Vermittelung gebundene Verheißung des Nachtmahls entgegensetzte. Mit der Gewißheit der realen Gegenwart bestreitet man die Willkür,

welche die Priester bei der Absolution ausüben; man widerrät sogar das lange Durchdenken einzelner Sünden, das nur erneuten Kitzel oder Verzweiflung hervorbringe, und fordert nichts als ein getrostes, fröhliches und gelassenes Vertrauen auf den barmherzigen Gott und seine gegenwärtige Gnade.

Entscheidend ist endlich der Gegensatz zwischen Menschenlehre und Gotteswort. Auch da ist aber nicht von der Tradition die Rede, etwa nach den feineren Auffassungen einer späteren Zeit, so daß sie nur der sich fortpflanzende christliche Sinn, das im Herzen der Gläubigen lebende Wort wäre; es ist vielmehr das ganze, im Laufe der Jahrhunderte durch die hierarchische Gewalt und die Scholastik entwickelte, eine unbedingte Autorität in Anspruch nehmende System der lateinischen Kirche, dem man sich entgegensetzt. Man bemerkt, daß die Kirchenväter geirrt, Hieronymus sehr häufig, sogar Augustin zuweilen, was sie denn auch selber sehr gut gewußt; dennoch habe man auf ihre Aussprüche ein System gegründet und mit Hilfe heidnischer Philosophie weiter ausgesponnen, von dem keine Abweichung erlaubt sein solle. Aber eben damit habe man sich dem Menschenwahn hingegeben; kein Lehrer führe mehr zu wahrem Verständnis des Evangeliums. Und dieser Menschenlehre nun, die in sich widersprechend, untröstlich, mit allen Mißbräuchen verbündet sei, setzt man das ewige Gotteswort entgegen, „das so edel, rein, herzlich, fest und tröstlich ist, das man denn auch ungefälscht und ungemakelt

erhalten soll". Man ermahnt die Laien, selbst zu ihrem Heile zu sehen, sich das göttliche Wort zu eigen zu machen, das nach langer Verborgenheit wieder in vollem Glanze hervorgehe, dies Schwert in die Hand zu nehmen und sich damit gegen die Prediger der streitigen Opinionen zu verteidigen.

In diesen Gegensätzen hauptsächlich bewegt sich der Kampf der populären Literatur, der Predigt. Auf der einen Seite gewisse äußere kirchliche Beziehungen als verdienstlich erachtet; die Idee der Kirche gebunden an die bestehende Hierarchie; das Geheimnis der individuellen Beziehung zu Gott, das sich in der Absolution ausspricht, von der Ergebenheit gegen den Klerus abhängig; das seine Gültigkeit mit Feuer und Schwert verfechtende Lehrsystem. Auf der anderen die Forderung von Glauben und Liebe; die Idee der unsichtbaren, in der Gemeinschaft der Geister bestehenden kirchlichen Einheit; Vergebung der Sünden durch den Glauben an die Erlösung, durch Genuß des Sakramentes ohne Beichtzwang; die Schrift allein die Quelle des Glaubens und der Lehre. Es ist hier nicht von den Modifikationen die Rede, welche ein oder der andere Theolog seinen Begriffen geben mochte, sondern nur von den großen Gedanken, die wir auf dem weiten Boden des nationalen Kampfplatzes sich allenthalben miteinander messen sehen.

Schon im Jahre 1521 erschien eine kleine Schrift, die diesen Widerstreit versinnbildete: vom alten und vom neuen Gott. Auf dem Titel sieht man als die

Repräsentanten des neuen Gottes den Papst, einige Kirchenlehrer, Aristoteles, ganz unten Cajetan, Silvester, Eck und Faber, ihnen gegenüber aber den wahren alten Gott in seiner Dreifaltigkeit, die vier Evangelisten, Paulus mit seinem Schwert und weiterhin Luther. Dem entspricht nun auch der Inhalt. Den Zeremonien, Diensten und Lehrmeinungen, welche unter dem Schutze der aufkommenden Hierarchie, ihres blutigen Schwertes erwachsen, bis das Christentum ein Judentum geworden, wird der alte Gott entgegengesetzt, sein unverfälschtes Wort, die einfache Lehre von der Erlösung, von Hoffnung, Glauben und Liebe.

In diesen harten Ausdrücken zeigt sich doch, daß man in der Nation die Bedeutung der Dinge fühlte, mit denen man beschäftigt war; der deutsche Geist war sich bewußt, daß die Zeit seiner Reife gekommen; er widersetzte sich der unbedingten Alleingültigkeit zufälliger Formen, die man ihm auferlegt, wie sie denn die ganze Welt beherrschten, kehrte zurück zu den einzigen echten Quellen religiöser Belehrung.

Bei dieser großen Bewegung, diesem starken Gefühl des Kampfes ist es doppelt merkwürdig, wie sehr man doch zugleich an sich hielt, wie behutsam man in vielen Stücken zu Werke ging.

Heinrich von Kettenbach nimmt noch an, daß die Kirche, in der er schon eine unsichtbare Gemeinschaft sieht, den Schatz der Verdienste Jesu Christi, Mariä und aller Auserwählten besitze.

Indem Eberlin von Günzburg von Wittenberg her seine Augsburger Freunde ermahnt, sich das Neue Testament anzuschaffen, selbst wenn sie sich den Preis an Kleidung oder Nahrung absparen müßten, erinnert er sie doch zugleich, nicht zu rasch zur Verwerfung der herkömmlichen Meinungen fortzuschreiten; es sei vieles, was Gott in seinem Geheimnis sich vorbehalten, wonach man nicht zu fragen brauche, zum Beispiel das Fegefeuer oder die Fürbitte der Heiligen. Auch Luther verwerfe nur das, was einen klaren Spruch der Schrift gegen sich habe.

Es war von einem jungen böhmischen Gelehrten mit einer ganzen Reihe von Gründen in Zweifel gezogen worden, ob Petrus je in Rom gewesen, und auf der katholischen Seite sah man ein, daß die Lehre von dem Primat durch die Verneinung dieser Frage vollends umgestoßen werde; allein in Wittenberg ließ man sich von dem glänzenden Resultat dieser Argumentation nicht fortreißen; man fand, sie trage für Glauben und Frömmigkeit nichts aus; ja, in einer Schrift, in welcher man diese Sache ausführlich behandelt und die schlechten Folgen des mißverstandenen Primates lebhaft erörtert, wird doch sogar die Hoffnung ausgesprochen, daß der neue Papst selbst, Adrian VI., von den bisher gehegten Irrtümern zurückkommen und sich ganz an die Bibel halten werde — einige Stellen aus seinen Schriften schienen diese Hoffnung begründen zu können —; dann werde nicht allein die gegenwärtige Irrung beigelegt werden, son-

dern auch die alte Spaltung sich heben; selbst von seiten der Griechen und Böhmen werde man zur Einheit der Kirche zurückkehren.

Andere, die so kühne Hoffnungen nicht hegten, waren doch der Meinung, daß man jede eigenmächtige Veränderung vermeiden, die Abstellung der Mißbräuche der Obrigkeit überlassen müsse. Wohl lehrten einige, man müsse sich der Geistlichkeit entschlagen, wie einst die Kinder Israel des Pharao; aber selbst Männer, wie der feurige Otto Brunfels, setzten sich dem entgegen: „das Wort werde ohne Mühe und Schwert die Dinge bessern. Was man unbesonnen beginne, gedeihe nie zu einem guten Ende".

Eben dies war Luthers Meinung, und eine geraume Zeit folgte man ihr über das ganze Gebiet des Reiches hin.

Noch durfte man alles von der Leitung des Reichsregimentes erwarten. Indem das Regiment die Predigt des lauteren Gotteswortes angeordnet und die Namhaftmachung der Kirchenlehrer, welche als die Grundlage des modernen Romanismus angesehen wurden, glücklich vermieden hatte, war es selbst auf die vornehmsten Ideen der reformatorischen Bewegung eingegangen.

Während des Jahres 1523 nahm es dieselbe auch weiter in seinen Schutz.

Als der Vikar von Konstanz, Faber, eine Kommission von Rom empfangen, wider Luther zu predigen, und nun um Geleit und Schutz bei dem Regi-

mente nachsuchte, bekam er wohl ein dahin lautendes Schreiben, aber in solchen Ausdrücken, daß er, wie Planitz sagt, gern ein besseres gehabt hätte.

Herzog Georg hatte sich bei dem Regimente aufs neue über die Ausfälle Luthers beschwert, und ein Teil der Beisitzer hielt wohl auch dafür, der Kurfürst müsse erinnert werden, Luther zu strafen; allein die Majorität war dagegen. Pfalzgraf Friedrich, der Statthalter, meinte, man könne die Briefe des Herzogs dem Kurfürsten wenigstens zuschicken. „Herr," sagte Planitz, „das Mehr ist, daß meinem gnädigen Herrn nicht geschrieben werde". Dem Herzog ward geantwortet, er möge sich nur nochmals selbst an den Kurfürsten wenden.

Bei dem Ausschreiben eines neuen Reichstages wurde darauf Bedacht genommen, daß der Religionsirrungen gar nicht erwähnt ward.

Die Hauptsache endlich war, daß man so ganz und gar nicht daran dachte, das Edikt von Worms auszuführen, sondern in Aussicht auf das geforderte Konzilium der Lehre völlig freien Lauf ließ.

Man sieht, wieviel für den Staat wie für die Kirche daran lag, ob eine Regierung, in der Gesinnungen dieser Art herrschten, sich werde aufrechterhalten können oder nicht.

Viertes Kapitel.

Opposition gegen das Regiment, Reichstag von 1523, 1524.

Es waren zwei große Ideen, welche den Geist der deutschen Nation beschäftigten: die Idee einer zugleich nationalen, ständischen und starken Regierung und die Idee einer Erneuerung und Verjüngung der religiösen Überzeugungen und Zustände; sie hatten jetzt beide eine gewisse Repräsentation empfangen, berührten, unterstützten einander und schienen eine politisch und geistig gleich bedeutende Zukunft anzukündigen.

Es liegt aber in der Natur der Sache, daß Kräfte, die nach so umfassenden, großartigen Zielen streben, auch auf mannigfaltigen Widerstand stoßen. Nicht als wäre ihre Verbindung so stark gewesen, um gerade einem jeden einzuleuchten, oder als wären in den Gegnern beide Seiten zugleich zum Bewußtsein gekommen; jedwede erweckte vielmehr ihre besonderen Antipathien. Wenn man dem Regiment widerstrebte, so folgte noch lange nicht, daß man auch der Reformation der Kirche entgegen gewesen wäre.

Überhaupt verfallen wir bei der Betrachtung der Vergangenheit nicht selten in den Irrtum, einem neu

eintretenden Weltelement zu früh einen alles beherrschenden Einfluß zuzuschreiben. So mächtig es auch sein mag, so gibt es doch neben ihm noch andere lebendige Kräfte, die nicht sogleich geneigt sind, sich unterzuordnen, sondern nach ihren eigenen selbständigen Trieben sich weiter entwickeln.

Was nun dem Regiment im Wege stand, waren im Grunde zwei entgegengesetzte Dinge. Einmal ließ es die Aussicht auf eine starke und nachdrückliche Regierungsweise, mit der doch nicht jedermann gedient war, in der Ferne erscheinen; sodann aber, und zwar für den Augenblick, war es sehr schwach: es fehlte ihm an aller wirksamen exekutiven Gewalt. Die Opposition, auf die es stieß, rührte dann auch zunächst von Ungehorsam her.

Sickingen und seine Gegner.

Der Landfriede Karls V. wurde mit nichten besser gehalten als die früheren. Ein paar kaiserliche Räte, die von dem Reichstage zu Worms, wo sie ihn hatten beschließen helfen, nach Augsburg reisten, Gregor Lamparter und der Schatzmeister Johann Lucas, wurden eben auf dieser ihrer ersten Reise überfallen und gefangen genommen. Der Sitz der Regierung und des Gerichtes, in gewissem Sinn in diesem Augenblicke die Hauptstadt des Reiches, Nürnberg, war auf allen Seiten von wilder Fehde umgeben. Hans Thomas von Absberg, doppelt gereizt, weil der schwäbische

Bund Beschlüsse gegen ihn faßte, sammelte im Jahre 1522 noch einmal die verwegensten Reitersmänner aus allen umliegenden Gebieten um sich; immer neue Feindesbriefe trafen in Nürnberg ein; zuweilen fand man sie in den nächsten Dörfern in die Marterſäule gesteckt; alle Straßen des Reichs nach Osten und Westen wurden unsicher. Bei Krügelstein im Bambergischen war eine einsame Kapelle, wo alle Woche dreimal Messe gehalten wurde. Unter dem Schein, sie zu hören, fanden sich hier die raublustigen Genossen und die Kundschafter zusammen: wehe dem Kaufmannszuge, der in ihr Bereich geriet! Sie führten nicht allein die Waren fort; sie hatten jetzt den furchtbaren Gebrauch, den Gefangenen die rechte Hand abzuhauen; vergebens baten wohl die armen Leute, ihnen wenigstens nur die linke zu nehmen und die rechte zu lassen; Hans Thomas von Absberg hat einem Krämerknecht die abgehauene Rechte in den Busen gesteckt, mit den Worten: komme er nach Nürnberg, so möge er sie in seinem Namen dem Bürgermeister bringen.

Ein sehr bezeichnendes Beispiel der allgemeinen Unsicherheit bieten die Frankfurter Reichstagsakten vom Jahre 1522 dar. Philipp Fürstenberg, den die Stadt Frankfurt an das Regiment schickte, um an der Regierung des Reiches teilzunehmen, fand die Straße von Miltenberg nach Wertheim, die er kam, so unsicher, daß er seinen Wagen verließ und mit einigen Schneidergesellen, auf die er getroffen, als

wäre er einer von ihnen, zu Fuß einen Seitenweg einschlug. Den Wagen sprengten einige Reiter mit aufgespannten Armbrüsten an. Um nur nach Wertheim zu kommen, mußte er sich noch auf dem Wege eine Bedeckung von fünf oder sechs Gefährten nehmen, die mit Büchsen oder Armbrüsten bewaffnet waren. „Die Reiter sind zornig," sagte er; „was ihnen anliege, weiß ich nicht".

In diesem Zustande nun, als das Regiment seine eigenen Mitglieder nicht zu schützen vermochte, brach eine Fehde aus, wie zu Maximilians Zeiten keine so gewaltig das Reich in Bewegung gesetzt hatte. Franz von Sickingen wagte es, im August 1522, mit einem wohlgerüsteten Heere, Fußvolk, Reiterei und Geschütz, einen Kurfürsten des Reiches, den Erzbischof von Trier, in seinem Lande, seiner wohlbefestigten Residenz zu überziehen.

In der Hauptsache war das eben auch nur eine Fehde wie so viele andere, entsprungen aus persönlichem Mißverständnis: — eben dieser Kurfürst hatte früher einmal besonders lebhaft die Hilfe des Reiches gegen Sickingens Gewalttätigkeiten in Hessen aufgerufen, begründet durch einige zweifelhafte Rechtsansprüche, namentlich auf ein Lösegeld, von welchem der Erzbischof losgesprochen und das dann auf Sickingen übertragen war, berechnet auf Brandschatzung und womöglich Eroberung der festen Plätze. Man muß den Brief lesen, in welchem ein alter Vertrauter Sickingens denselben von diesem Unternehmen

abmahnt, um zu erkennen, welche Möglichkeiten des Gelingens oder Mißlingens hier erwogen wurden.

Dabei kamen nun aber einige andere Beweggründe ins Spiel, welche diesem Unternehmen eine universale Bedeutung gaben. Bei Sickingen war eine glückliche Feindseligkeit nicht mehr das letzte Ziel; er hatte größere Interessen im Auge.

Es waren das vor allem die der Ritterschaft überhaupt. Wir wissen, wie sehr die Ritterschaft über den damaligen öffentlichen Zustand mißvergnügt war: über den schwäbischen Bund, der zugleich Ankläger, Richter und Vollstrecker der Urteile sein wolle, — das Kammergericht, das nur den Schwachen zu finden wisse, aber den Mächtigen in Ruhe lasse, — das Umsichgreifen der fürstlichen Macht, die fürstlichen Gerichte, Zölle und Lehenseinrichtungen. Der oberrheinische Adel hat sich im Frühjahr 1522 zu Landau darüber vereinigt, seine Lehenssachen nur vor Lehnrichter und Mannen, wie vor alters hergebracht, seine Streitigkeiten mit anderen Ständen nur vor unparteiischen, mit rittermäßigen Leuten besetzten Gerichten entscheiden zu lassen und einem jeden, dem dies versagt werde, zu Hilfe zu kommen; dazu hatte er Franz von Sickingen zu seinem allgemeinen Hauptmann ernannt. Eine Schrift Huttens, ungefähr vom Mai 1522, an die Reichsstädte ist ein Manifest der Gesinnungen, die man in der Umgebung Sickingens hegte. Nie sind die Fürsten heftiger der Gewalttätigkeit und Unrechtlichkeit angeklagt worden; die Städte

werden aufgefordert, die Freundschaft des Adels anzunehmen und vor allem das Regiment zu zerstören, das ihm als eine Repräsentation der fürstlichen Gewalt erschien.

Ein nicht minder wirksames Motiv lag in der religiösen Neuerung. Zu einem Unternehmen gegen einen der mächtigsten geistlichen Fürsten gab sie noch einen besonderen Antrieb. Im Grunde ist es die Ebernburg, wo der evangelische Gottesdienst zuerst in seinen neuen Formen eingeführt ward. In Sickingens Umgebung hielt man die Austeilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt nicht allein für erlaubt, wie damals noch in Wittenberg, sondern für notwendig. Johann Oekolampadius war der erste, welcher die religiöse Befriedigung, die das Volk darin finde, alle Tage dem unverstandenen Murmeln der Messe zuzuhören, der Zeremonie der Segensprechung beizuwohnen und sich ohne viel Aufwand von Aufmerksamkeit oder Zeit Gott zu befehlen, geradehin verdammte und die Messe nur noch Sonntags, mit Weglassung der Elevation, und nur noch in deutscher Sprache hielt. Von Sickingen selbst haben wir einen Brief, worin er sich gegen die Bilder ausspricht, welche mehr für schöne Gemächer als für die Kirchen geeignet seien, und wider die Anrufung der Heiligen eifert; einem seiner Prediger, Joh. Schwebel, richtete er die Hochzeit aus. Unter seinen Freunden finden wir einen, Hartmuth von Kronenberg, den man als ersten, im Stil einer späteren Zeit frommen, vollkommen überzeugten Lutheraner betrachten kann.

Durch die Verbindung mit diesen mächtigen Elementen bekamen nun die Unternehmungen Sickingens eine ungemeine Wichtigkeit. Ein großer Teil der Ritterschaft in dem ganzen Reiche war für ihn und regte sich, um ihn zu unterstützen. Auch die Unterstützung Luthers, dem er früher oft seinen Schutz angeboten, nahm er in Anspruch. In der Tat, es wäre kein schlechter Bund gewesen, wenn der Mönch, den die Nation wie einen Propheten verehrte, seinen Wohnsitz bei dem gewaltigen Rittersmann genommen und ihn mit der Macht seines Wortes unterstützt hätte. Aber Luther hatte den großen Sinn, sich von allen politischen Verbindungen fernzuhalten, keine Gewalt versuchen, einzig der Macht der Lehre vertrauen zu wollen. Von Sachsen bekam Sickingen überhaupt nur Abmahnungen. Wie sehr er dennoch auf diese nationale Hinneigung zählte, beweist sein Manifest an die Untertanen von Trier, denen er verspricht, „sie von dem schweren antichristlichen Gesetz der Pfaffen zu erlösen und sie zu evangelischer Freiheit zu bringen". In seinem Kopfe durchdrangen sich die Gedanken eines fehdelustigen, einem mächtigen Fürsten sich gewachsen fühlenden Edelmannes, eines Oberhauptes aller Ritterschaft, eines Vorfechters der neuen Religionsmeinungen. Es ist nicht ohne Bedeutung, wenn Hutten in einem seiner Gespräche dem Sickingen eine feurige Lobeserhebung Ziskas in den Mund legt, des unüberwindlichen Helden, der sein Vaterland von den Mönchen und unnützen Priestern gesäubert, ihre Güter

zum allgemeinen Besten verteilt, den Räubereien der Römer ein Ende gemacht habe.

Am 27. August 1522 kündigte Sickingen dem Erzbischof Fehde an, vor allem um der Dinge willen, „die er gegen Gott und Kaiserl. Maj. gehandelt"; von dem Kurfürsten von Mainz eher insgeheim unterstützt als verhindert, langte er, nachdem er St.-Wendel genommen, am 7. September vor Trier an; mit 1500 Pferden, 5000 Mann und nicht geringem Geschütz zog er über den Marsberg daher. Soviel wir sehen, rechnete er darauf, daß hier seine Freunde zu ihm stoßen würden, Rennenberg, der in Kleve und Jülich, der Bastard von Sombreff, der im Erzstift Köln, Franz Voß, der im Limburgischen für ihn rüstete; aus Braunschweig sollte Nickel Minkwitz 1500 Mann herbeiführen. In seinem Lager sprach man davon, daß er in kurzem Kurfürst sein werde, ja vielleicht noch mehr als das. Das ganze Reich wendete seine Augen dahin; der Abgeordnete des Herzogs Georg von Sachsen schrieb an seinen Herrn, in viel hundert Jahren sei nichts so gefährliches wider die Fürsten des Reiches unternommen worden. Es sei alles dahin gerichtet gewesen, behaupten andere, daß man in kurzem nicht hätte wissen sollen, wer König oder Kaiser, Fürst oder Herr sei.

So erhob sich noch einmal das tumultuarische Ritterwesen zu einer das ganze Reich bedrohenden Gewalt.

Man kann es sich nicht recht ausdenken, was daraus werden sollte, wenn es ihm gelang.

Konnte wirklich aus der ritterlichen Unabhängigkeit, die alsdann zu voller Herrschaft gelangt wäre, eine einigermaßen geordnete Regierung hervorgehen? Würde etwa die verwilderte Selbsthilfe des damaligen Rittertums durch die neue Predigt so leicht zu bezähmen gewesen sein? Oekolampadius wenigstens fand auf Sickingens Burg einen harten Boden für seine Saat. Auch waren es an sich höchst ungleichartige Elemente, die hier vereinigt erschienen; das Rittertum, die eigentümlichste Hervorbringung der mittleren Jahrhunderte, die auf einer Zersetzung kräftiger Staatsgewalten beruhte, und die neue Lehre, welche die Tendenz in sich schloß und sie schon ausgesprochen, eben dieser Staatsgewalt eine neue feste Grundlage zu verschaffen. Sickingen selbst hatte eine sehr anomale Stellung. Es war keineswegs die Macht des Rittertums, die er ins Feld führte. Er stand an der Spitze eines geworbenen Heeres, das nur durch Geld zusammengehalten werden konnte, mit allem Apparat einer dem Rittertum wesentlich entgegengesetzten Kriegskunst. Merkwürdig, wie die beherrschenden Kräfte verschiedener Zeitalter hier einander berühren und der Gedanke aufkommt, als könnten sie sich vereinigen, miteinander gehen. Wir können heutzutage wohl einsehen, wie unmöglich dies war; denn nur in lebendigem und wahrem Einverständnis mit dem Fortgange der Weltentwickelung wird sich etwas haltbares gründen lassen. Aber auch damals sah man ein, daß, wenn das Fürstentum be-

siegt, die noch keineswegs fest begründete Reichsordnung gewaltsam zertrümmert worden, nichts als ein ausschließendes wildes und doch wieder in sich selbst widersprechendes Regiment des Adels zu erwarten sei.

Es kam nun darauf an, wer die Verteidigung der gefährdeten Ordnungen übernehmen würde.

Das Regiment tat, soviel es vermochte. Abmahnungen ergingen an Sickingen, Mandate an alle benachbarten Fürsten, sich seinem Vorhaben zu widersetzen. Auf Sickingen jedoch machten die Mahnungen des Regiments wenig Eindruck. Er entgegnete, er selber gedenke eine neue Ordnung im Reiche einzuführen. Von einer Entscheidung des Kammergerichts wollte er nichts wissen; er sagte, er habe ein Gericht um sich, besetzt mit Reisigen, wo man mit Büchsen und Kartaunen distinguiere. Wohl ist es nicht wahrscheinlich, daß sein ganzes Heer gedacht habe wie er. Wenigstens das Regiment versichert, durch seinen Eifer sei Franzens Anhang und Macht vermindert worden; — allein um ihn zu Paaren zu treiben, waren doch ganz andere Anstrengungen nötig, und alles lag daran, welchen Widerstand Sickingen bei dem Angegriffenen und dessen Verbündeten finden werde.

Richard von Greiffenklau, Erzbischof von Trier, hatte die besten Anstalten getroffen. Das Kloster St.-Maximin, auf dessen Vorräte die Feinde gerechnet, hatte er in Brand stecken lassen, er selbst war mit der Fackel dazu herbeigeeilt: in der Stadt hielt seine Anwesenheit die Bewegungen nieder, die sich aller-

dings regten. Die Geistlichen stellten sich um den Dom her auf, die Bürger auf dem Markte; auf Mauern und Türmen hielten die Söldner: der einheimische Adel, der sich von dem Stifte nicht hatte trennen lassen, hatte die Anführung.

Und indem nun Sickingen, der einen raschen Schlag auszuführen gedacht, hier auf einen unerwarteten, nachhaltigen Widerstand stieß, begegnete ihm, daß seine Freunde und Verbündeten, durch deren Zuzug er erst in den Besitz seiner vollen Macht gekommen wäre, allenthalben aufgehalten oder geschlagen wurden. Der Herzog von Kleve und der Kurfürst von Köln geboten den Reitern, die in ihren Gebieten geworben waren, bei Verlust ihrer Lehen, ja ihres Lebens, zu Hause zu bleiben. Dem jungen Landgrafen von Hessen gelang es, die Minkwitzische Truppe, die von Braunschweig daherzog, zu übermannen, ihren Anführer mit alle seinen Papieren in seine Gewalt zu bekommen, hierauf diese Leute in seine eignen Dienste zu ziehen. Da wagten auch die westfälischen und lüneburgischen Reisigen sich nicht ins Feld.

Dagegen rüsteten sich der Kurfürst von der Pfalz, der alte Gönner Sickingens, so gut wie der Landgraf von Hessen, sein erbitterter Gegner, ihrem Nachbar und Verbündeten von Trier zu Hilfe zu eilen.

Sickingen, im Angesicht einer tapfer verteidigten Stadt, im offenen, durch Verwüstungen aufgebrachten Lande, ohne die ersehnte Unterstützung, wagte es nicht, das Zusammentreffen so übermächtiger Streitkräfte

zu erwarten; er selbst entwickelte auch nicht die Kraft und die eigenen Hilfsquellen des Talentes und der Tapferkeit, ohne die man sich so kühner Wagestücke nicht ungestraft unterfängt; am 14. September mußte er sich entschließen, Trier zu verlassen.

In diesen acht Tagen liegt eine große Wendung der deutschen Geschicke.

Die drei Fürsten, Repräsentanten der gefährdeten fürstlichen Gewalt, bekamen jetzt die Oberhand über die empörte Ritterschaft und ihren Anführer. Sie begnügten sich nicht, das Erzstift von dem Feinde zu säubern; aber mit kluger Berechnung verfolgten sie auch Sickingen nicht; sie wandten sich zunächst wider dessen Verbündete.

Der Kurfürst von Mainz, dem sie vorwarfen, einer Anzahl sickingenscher Pferde den Übergang über den Rhein nicht verwehrt zu haben, mußte seinen Frieden mit 25 000 Gulden erkaufen.

Hartmuth von Kronenberg, an dem der Landgraf vor allem den Anteil, den er einst an dem Darmstadter Zuge Sickingens genommen, bestrafen wollte, ward in seiner Burg unfern Frankfurt aufgesucht. Der Landgraf wollte von Gnade und Unterhandlung nichts hören; er selbst hat zuweilen das Geschütz gerichtet. Der Ritter war noch zur rechten Zeit entwichen; seine Burg mußte sich aber am 16. Oktober ergeben; die drei Fürsten nahmen die Huldigung in Person ein, und die Stadt ist hierauf eine geraume Zeit hindurch als hessische Landstadt behandelt worden.

Dann ging der Zug gegen Frowen von Hutten, „weil er sich des Aufruhrs teilhaftig gemacht und erklärte Ächter bei sich aufgenommen"; seine Burg Saalmünster wurde erobert.

Dasselbe geschah dem Philipp Waiß zu Haußen in der fuldischen Mark, dem Rudeken in Rukingen; andere suchten sich durch Vertrag zu retten.

Und schon drohte ein ähnliches Ungewitter den Verbündeten Sickingens auch in entfernten Gegenden. Der fränkische Adel hatte ihn zwar nicht eigentlich unterstützt, aber in seinem Vorhaben bestärkt, sich im ganzen zu ihm gehalten; der schwäbische Bund dagegen war mit den Fürsten, namentlich mit der Pfalz, in Einung getreten und forderte jetzt die fränkischen Ritter vor sein Bundesgericht, um sie wegen einiger Landfriedensbrüche zu vernehmen: die Ritter hielten sich nicht für verpflichtet, einer solchen Mahnung Folge zu leisten, und kamen in Schweinfurt zusammen, um Beschluß dagegen zu fassen: sie waren noch entschlossen, sich zu verteidigen; dem Bischof von Würzburg, der zuletzt in den Bund getreten war, kündigten seine Untersassen, darüber entrüstet, im Anfang des Jahres 1523 alle seine Ämter auf. Ganz Schwaben und Franken geriet hierüber in Bewegung. Bei der Übermacht des Bundes ließ sich das Ende des Kampfes leicht voraussehen, wofern nicht das Regiment ihn zu verhindern wußte.

Früher war die Autorität von Sickingen und dessen Freunden verspottet, bekämpft worden; auch hatte

man dafür Sickingen auf die Anklage des Anwalts von Trier, ohne ihn den Reichssatzungen gemäß vorgeladen und verhört zu haben, bereits am 8. Oktober in die Acht erklärt; — allein in eine eben so trotzige, dem Regiment gefährliche Haltung warfen sich nun die Gegner Sickingens; statt den Geächteten zu verfolgen, griffen sie dessen vermeinte Verbündete an, deren Schuld nicht immer nachgewiesen war, und nahmen ihre festen Häuser ein; — der schwäbische Bund, der schon ohnehin behauptete, nur mit Vorbehalt seiner Einung in das Regiment gewilligt zu haben, griff durch jene Ladungen offenbar in das Gebiet der Reichsgerichte über, und auf eine Erinnerung, niemanden über den Landfrieden zu beschweren, hielt er es nicht für der Mühe wert, auch nur eine Antwort zu geben.

Denn mit der Macht ist auch natürlich der Anspruch verbunden. Wie die Unternehmungen Sickingens, die Gärungen des fränkischen Adels nicht durch das Regiment unterdrückt worden waren, sondern durch die Übermacht und Kriegsgewalt der Nachbarn, so setzten diese auch den Kampf nach ihren eigenen Interessen fort, ohne viel Rücksicht auf die höchste Gewalt im Reiche.

Daher kam es, daß das Regiment gar bald diejenigen in Schutz nahm, die es noch eben als seine Feinde betrachtet hatte. Frowen von Hutten brachte ohne viel Mühe, nachdem die Meinungen der angesehensten Mitglieder des Kammergerichts vernommen

worden, ein Mandat aus, durch welches die Fürsten aufgefordert wurden, ihm seine Häuser zurückzugeben; kurz darauf erfolgte ein förmliches Urteil zu seinen Gunsten. Zugleich drang das Regiment in die Fürsten, Kurmainz der ihm so gewaltsam auferlegten Verpflichtungen zu entlassen. Diese Fürsten hätten gewünscht, gegen den geächteten Sickingen mit der Hilfe des Reiches unterstützt zu werden; aber weder bei dem Regimente noch bei den Ständen in den ersten Monaten des Jahres 1523 konnten sie dies auswirken; wäre die Acht nicht schon ausgesprochen gewesen, so würde sie jetzt wohl unterblieben sein. Einige Mitglieder des schwäbischen Bundes trugen auf ein Verbot der ritterschaftlichen Zusammenkünfte und Verbindungen an; das Regiment war jetzt nicht mehr dahin zu bringen; es kündigte vielmehr den Rittern an, es werde sie mit Ausnahme derer, welche gegen den Landfrieden gehandelt, in seinen Schutz nehmen.

Meines Erachtens bekam nun erst die Sache der Ritterschaft ein wahres Interesse für die Reichsentwickelung. Jenes wilde Vorhaben, eine unabhängige Macht zu gründen, war vorüber. Der einzige Rückhalt der Ritter war das Regiment, und mit diesem mußten sie sich verbinden. Dadurch nun, daß sowohl sie, als das Regiment sich für die evangelischen Doktrinen erklärten, bekamen die getrennten Elemente einen engeren Zusammenhang. Auch der Kurfürst von Sachsen, die Hauptstütze des Regimentes, trat jetzt in eine gewisse Verbindung mit den Rittern. In

dem zweiten Quartal des Jahres 1522, wo die Pflicht persönlicher Anwesenheit den Kurfürsten von Mainz traf, vertrat dessen Vater, der Hochmeister Albrecht von Preußen, seine Stelle: dieser hatte damals noch keine andere Idee, als die Herrschaft des Ordens, d. i. der deutschen, namentlich der fränkischen und schwäbischen Ritterschaft in jenem Lande, aufrechtzuerhalten und die Kräfte des Reiches dafür in Bewegung zu setzen.

So wenig man Sickingen vor dem Jahre die Eroberung von Trier hätte wünschen können, so wichtig war es doch, daß er sich gegen die Angriffe behauptete, die sich im Frühjahr 1523 wider ihn vorbereiteten.

Sonderbares Schicksal! An die Erhaltung des Ritters, der so oft den Landfrieden gebrochen und Gewaltsamkeiten ausgeübt, knüpfte sich jetzt, nachdem er geächtet war, ein Interesse der Reichsordnung.

Auch gab er noch keineswegs seine Sache auf. Er glaubte Hilfe von Niederdeutschland und vom Oberrhein erwarten zu dürfen, Zuzug fränkischer und böhmischer Ritter, Beistand der Lutheraner. Von Landstuhl, wo er sich aufhielt, sah er eines Tages Reiter in den entfernten Gebüschen erscheinen; er schmeichelte sich, es seien Lutheraner, welche sehen wollten, was er treibe; aber sie kamen nicht näher; sie banden die Pferde in jenem Buschwerk an; es war eben der Vortrab der Feinde, welche anlangten, um ihn zu belagern.

Indessen war er unbesorgt. Er zweifelte nicht, sich in der Feste, die er erst vor kurzem hergestellt hatte, wenigstens ein Vierteljahr halten zu können: seinen Verbündeten werde Zeit bleiben, zu kommen und ihn zu entsetzen.

Da aber zeigte sich doch, daß er die Kriegskräfte, wie sie sich in dem letzten Jahrhundert entwickelt, nicht richtig berechnete. Er war jetzt darauf angewiesen, sich wie die alten Ritter zu verteidigen; es kam darauf an, ob die Bergspitze, die felsenfesten Turmgewölbe, die dicken Mauern noch eine Freistatt gegen das Geschütz gewährten. Es zeigte sich sehr bald, daß die neue Kriegskunst der alten Verteidigung zu mächtig war. Am 30. April 1523 fingen die Fürsten an, die Burg aus ihren Kartaunen, Notschlangen und Scharfmetzen zu beschießen; sie waren sehr wohl versehen, sehr wohl bedient; der junge Landgraf, der in der Tracht eines Landsknechtes erschien, zeigte Mut und Geschicklichkeit: noch an demselben Tage brach der große Turm, von welchem ihr Lager übersehen und bedroht wurde, zusammen. Eben ihrer Neuheit halber leisteten die Mauern den Kugeln keinen rechten Widerstand. Indem Sickingen dieses unerwartete Unheil bemerkte, nach einer Schießluke ging und, an das Sturmgerät gelehnt, den Stand der Dinge, und was sich etwa tun lasse, zu überblicken suchte, war eine Notschlange eben dahin gerichtet worden und traf nur allzugut; die Werkzeuge der Verteidigung wurden auseinandergeworfen, Sickingen

selbst gegen einen spitzen Balken geschleudert und in der Seite tödlich verwundet.

Das ganze Haus war zerschossen; in dem einzigen Burggewölbe, das sich gehalten, lag der Hauptmann ohne Hoffnung; Hilfe wollte nicht erscheinen. Wo sind nun meine Herren und Freunde, sagte Sickingen, die mir so viel zugesagt? wo ist Fürstenberg? wo bleiben die Schweizer? die Straßburger? Er mußte sich entschließen, zu kapitulieren.

Die Fürsten wollten ihm keinen freien Abzug zugestehen, worauf er der Sitte gemäß angetragen; er sagte, ich will nicht lange ihr Gefangener sein. Kaum hatte er noch Kräfte, die Artikel zu unterschreiben; in seinem Burggewölbe lag er im Sterben, als die Fürsten daselbst eintraten.

Der Kurfürst von Trier sagte: weß hast du mich geziehen, Franz, daß du mich und meine armen Leute im Stifte überfielst? Und mich, fügte der Landgraf hinzu, daß du mein Land in meinen unmündigen Jahren überzogst? Sickingen erwiderte: ich habe jetzt einem größeren Herrn Rede zu stehen.

Sein Kaplan Nikolaus fragte ihn, ob er zu beichten verlange. Er antwortete: ich habe Gott in meinem Herzen gebeichtet.

Der Kaplan rief ihm Worte des letzten Trostes zu und hob die Hostie empor. Die Fürsten entblößten ihr Haupt und knieten nieder: in diesem Augenblicke verschied Sickingen; die Fürsten beteten ein Vaterunser für seine Seele.

Sickingen wird immer unvergeßlich bleiben, nicht gerade wegen großer Taten von nachwirkendem Gehalt, die er ausgeführt, auch nicht wegen einer außerordentlichen Tapferkeit, moralisch bedeutender Vorzüge, die er entwickelt hatte, sondern wegen der neuen und großartigen Stellung, in die er allmählich gelangte. Was ihn zuerst emporbrachte, war sein Verhältnis zu dem Kurfürsten von der Pfalz, der ihn gegen seine Feinde brauchte, ihm Raum machte, Rückhalt verlieh, ihn insgeheim oder offen unterstützte. Da ward er aus einem nicht sehr bedeutenden Ritter, dem ein paar Burgen gehörten, in kurzer Zeit ein mächtiger Kondottiere, der ein kleines Kriegsheer auf eigene Hand ins Feld stellen konnte. Je angesehener er aber wurde, desto mehr fühlte er sich auch versucht und berechtigt, seine eigene Politik zu befolgen. Zuerst in dem württembergischen Kriege riß er sich von dem Kurfürsten los, dem diese Unternehmung nicht eben sehr erwünscht kam. Doch auch an den schwäbischen Bund schloß er sich darum nicht an; sehr bald trat er vielmehr mit den fränkischen Rittern, die dieser anfeindete, in das engste Verständnis. Eben hierin liegt das Großartige seiner Haltung. Wir sahen, wie sich einige Jahre früher Württemberg, die Pfalz, Würzburg dem schwäbischen Bunde entgegensetzten und dabei auch die Ritterschaft auf ihrer Seite hatten. Jetzt hatten sich die Fürsten genötigt gesehen, in den Bund zu treten; Württemberg war besiegt worden; Sickingen und die Ritterschaft hielten die Oppo-

sition allein aufrecht. Der Gedanke erhob sich in ihnen, noch einmal die alten Grundlagen der Unabhängigkeit des Adels zu beleben, sich der Territorialherrschaft geistlicher und weltlicher Fürsten zu entledigen, der neuen religiösen Überzeugung Bahn zu brechen. Es ist die eigenste Kombination: mitten in den Gewaltsamkeiten, die man begeht, hat man doch einen lebendig offenen Sinn für großartige Ideen; eben in dieser Verbindung besteht das Wesen des Adels jener Zeit. Indessen war man weder geistig so kraftvoll, noch politisch so mächtig, um Gedanken dieser Art durchzuführen. Wie Sickingen endlich das Fürstentum entschieden angreift, erheben sich gewaltigere Mächte wider ihn: die Pfalz läßt ihn nicht allein fallen, sondern sie verbindet sich sogar mit seinen Gegnern zu seinem Verderben. Da muß er erfahren, daß er doch nicht so mächtig ist, wie er glaubte, daß die Kräfte, die ihn gehoben, nicht ganz die seinen sind und sich vielmehr wider ihn wenden; in diesem Konflikte geht er unter.

Die Eroberung von Landstuhl war ein Sieg des Fürstentums über das Rittertum, des Geschützes über die Burgen, insofern der neuen Zeit über die alte, eine Befestigung der einmal emporgekommenen selbstständigen Gewalten im Reiche.

Alle Burgen Sickingens und seiner Freunde fielen nun in die Hände der Fürsten. Mit denen, welche im Herbst erobert worden, sind es im ganzen siebenundzwanzig. Was auf dem rechten Rheinufer lag, fiel

dem Landgrafen zu; was auf dem linken, teilten der Pfalzgraf und der Erzbischof. Auf der Ebernburg, dem einzigen Schloß, das sich eine Zeit lang hielt, machte man eine prächtige Beute, herrliche Kleinode zu weltlichem und geistlichem Gebrauche: vor allen 36 Stück Geschütz, das schönste, die Nachtigall, vom Meister Stephan in Frankfurt gegossen, $13^1/_2$ Schuh lang, gegen 70 Zentner schwer, mit dem Bilde des Ritters, seiner Gemahlin, ihrer beiderseitigen Ahnen und des Heiligen, den sie früher vorzugsweise verehrten, des heiligen Franz. Dieses Prachtstück erhielt bei der Teilung der Landgraf. Die Fürsten verpflichteten sich, was sie miteinander gewonnen, auch miteinander zu behaupten. Hierauf, am 6. Juni, trennten sie sich.

In demselben Augenblicke hielt der schwäbische Bund eine Versammlung zu Nördlingen, wohin er die des Landfriedensbruches angeklagten fränkischen Ritter vorgeladen. Einigen gelang es wirklich, sich zu reinigen; andere waren zwar erschienen, aber ohne mit ihrer Entschuldigung durchzukommen: sie wurden nicht zum Eide gelassen; nicht wenige hatten es überhaupt verschmäht, sich vor den Bundesräten zu stellen. Gegen die beiden letzten Klassen versammelte sich am 15. Juni zu Dinkelsbühl ein Heer von 1500 Mann zu Pferde, 15 000 zu Fuß, unter dem Feldhauptmann Georg Truchseß; die Städte Augsburg, Ulm und Nürnberg lieferten das Geschütz. Einer so gewaltigen Kriegsmacht war nun jene Ritterschaft nicht gewachsen. Für das festeste Schloß in Franken ward

Bocksberg unfern Mergentheim gehalten, und dahin wandte sich auf den Rat der Nürnberger der Zug zuerst; die Rosenberge, denen es gehörte, hatten anfangs sich zu wehren gedacht, eine Schar Landsknechte geworben und Büchsenmeister für ihr Geschütz angenommen; als sie diese Übermacht sahen, gaben sie den Widerstand auf: das Schloß ward mit seinen gesamten Vorräten ohne weiteres überliefert. Da wagte auch kein anderes, zu widerstehen. Der Absberg ward ausgebrannt: in jenem Krügelstein war ein fester Turm, nach oben im Umgang acht Schuh dick: man hob ihn mit Pulver aus dem Grunde; Waldstein, mitten in seiner Wildnis, wohin früher mancher Gefangene hatte wandern müssen, ward von dem Hauptmann der Stadt Augsburg, Wolf von Freiberg, zersprengt und zerstört; es werden 25 Schlösser gezählt, die in Besitz genommen wurden, und denen großenteils dasselbe geschah. Es waren einige böhmische Lehen dabei, und anfangs hatten die Böhmen Miene gemacht, am Gebirge zu widerstehen; allein der Bund befahl seinem Hauptmann, darauf keine Rücksicht zu nehmen, sondern nach seinen Instruktionen zu verfahren, worauf die Böhmen zurückwichen und er seinen Auftrag vollständig ausführte.

Es war eine allgemeine Niederlage der unabhängigen Ritterschaft. Eben indem sie, von religiösem Feuer ergriffen, sich eine neue Bahn zu eröffnen gedachte, ward ihre Macht auf immer gebrochen.

Einen inneren Zusammenhang hiemit hat es, daß

der Mann, der zuerst die ritterliche Streitbarkeit mit der geistigen Bewegung in Verbindung gebracht, Ulrich von Hutten, nun auch in die Katastrophe verwickelt wurde. An den Unternehmungen Sickingens hatte er den unberechenbaren Anteil eines ratgebenden, antreibenden Freundes genommen: notwendig ward er nun auch von der Niederlage betroffen. Seine Verwandten durfte er nicht mit seiner Anwesenheit gefährden; in Oberdeutschland duldeten ihn weder die geistlichen, noch auch nunmehr die siegreichen weltlichen Gewalten: wie andere nach Sachsen, wanderte er nach der Schweiz. Da kehrte ihm der ganze bittere und ratlose Zustand wieder, den er schon in seiner Jugend einmal ausgehalten. Auch hier ward er nicht allenthalben gern gesehen: wir finden ihn von Ort zu Ort weichen; er war in der unglücklichen Notwendigkeit, die Hilfe und das Geld seiner literarischen Freunde in Anspruch zu nehmen; manchem schien schon seine Nähe verderblich; Erasmus, der seine vornehmen Verbindungen sorgfältig aufrechterhielt, erschrak bei dem Gedanken, von ihm einen Besuch zu bekommen, vermied ihn, stieß ihn zurück; überdies hatte ihn seine Krankheit noch einmal furchtbar überfallen. Noch ließ der alte Streiter den Mut nicht sinken. Eben gegen Erasmus, den er als einen Abgefallenen betrachtete, ergoß er noch einmal alle Heftigkeit seiner Rhetorik. Allein so gewaltsamen Erfahrungen und Anstrengungen war er jetzt nicht mehr gewachsen. Ehe er noch die Antwort des Erasmus

zu Gesicht bekam, machte die Krankheit seinem Leben ein Ende, — zu Ufnau auf dem Züricher See, wohin ihn Zwingli an einen in der Heilkunde erfahrenen Pfarrer empfohlen hatte.

Ein Glück für Luther, daß er mit der Ritterschaft nicht in engeren Bund geraten war. Die Ungunst dieses Geschickes würde auch ihn und die Lehre, die er verkündete, betroffen haben.

Kehren wir dahin zurück, wovon wir ausgingen, so liegt am Tage, daß diese ganze Entwickelung nun besonders dem Reichsregimente unerwünscht, ja gefährlich sein mußte. Für Sickingen hätte es zwar niemals etwas tun können, da es sich durch seine Achtserklärung die Hände gebunden hatte; aber der Ritterschaft hätte es sich gern angenommen; allein was vermochte es gegen zwei so gewaltige Heere, wie sie jetzt zu Felde lagen, das des Bundes und das der Fürsten? Auch nahmen diese Gewalten, durch ihren Sieg verstärkt, nunmehr eine doppelt trotzige, ja feindselige Haltung. Die Fürsten erklärten das zugunsten des Frowen von Hutten ausgefallene Urteil für nichtig und unrechtmäßig; sie verwarfen das Verfahren des Regimentes in dieser und in allen anderen Sachen.

Und indem gesellte sich dieser drohenden Feindseligkeit noch eine andere von nicht minderer Bedeutung hinzu.

Die Städte und der kaiserliche Hof.

Eben unter diesen Umständen hätte es nun höchst einflußreich werden müssen, wenn jener Zoll, durch welchen dem Regiment eine bei weitem größere Macht zufallen mußte, eingerichtet worden wäre. Man durfte dies mit Recht erwarten: die Stände hatten ihn beschlossen, der Kaiser schon im voraus seine Zustimmung gegeben. Ein Kurier des Statthalters hatte bereits Akten und Abschied des Reichstages nach Spanien überbracht.

Allein wir wissen, wie sehr sich die Städte dadurch verletzt und gefährdet glaubten; sie waren entschlossen, sich in diese Einrichtung nicht gutwillig zu ergeben.

Auch noch gar manche andere Beschwerden hatten sie.

Schon im Jahre 1521 war der Beschluß über den Römerzug gefaßt worden, ohne daß man, wie herkömmlich, die Städte zur Mitberatung gezogen hätte. Sie säumten nicht, sich zu beschweren; man gab ihnen noch eine Erklärung, die sie zufriedenstellte.

Seitdem aber war durch die Versuche, die Bedürfnisse des Reiches mit Steuern zu decken, welche den Städten besonders zur Last gefallen wären, durch den entschlossenen Widerstand, den diese dagegen leisteten, durch die Angriffe auf die Monopole von der einen, das Festhalten derselben von der anderen Seite, der üble Wille zwischen den Städten und den höheren

Ständen gewachsen; auf dem Reichstage von 1522 und 1523 kam er zum offenen Ausbruch.

Am 11. Dezember 1522 war eine allgemeine Versammlung der Stände angesagt, um die Vorschläge, welche Regiment und Ausschuß über eine den Ungarn zu bewilligende Hilfe gemeinschaftlich machen wollten, zu vernehmen und zu beratschlagen. Sonst war die Sitte, daß nach geschehenem Vorschlage das Regiment abtrat und die drei Kollegien ihn in Beratung zogen. An diesem Tage aber trat das Regiment nicht ab; ohne Auseinandertreten ward der Antrag desselben von Kurfürsten und Fürsten genehmigt: so ward er den Städten vorgelegt. Die Städte, bei Vorschlägen dieser Art besonders stark beteiligt und schon immer etwas schwierig, baten sich Bedenkzeit aus, nur bis Nachmittag. Da empfingen sie nun eine Antwort, welche sie nicht erwarteten. Man sagte ihnen: „der Gebrauch im Reiche sei, was Kurfürsten, Fürsten und andere Stände beschlossen, das lasse man sich auch von seiten der Städte gefallen." Die Städte dagegen meinten: „sollen sie Lieb und Leid mit anderen Ständen tragen, so müsse man sie auch zu den Beratschlagungen ziehen; solle man taten, müsse man auch raten". Besonders die Geldhilfe war es, gegen die sie sich setzten; auch sie wollten nur Mannschaft stellen. Allein auf eine Eingabe, die sie deshalb machten, ward in der Ständeversammlung keine Rücksicht genommen; es ward ein Mandat verfaßt, worin ihnen die Leistung einer Hilfe, die sie nicht verwilligt hatten, zugemutet

wurde; sie baten sich aufs neue Bedenkzeit aus: man wiederholte ihnen, das sei nicht so hergebracht; — sie dachten zu antworten: da schlug es elf Uhr, und die Sitzung ward aufgehoben.

Die Städte waren hierüber um so mehr betreten, da man ihnen zugleich sagte, nur aus Gnaden sei es, daß man zwei ihrer Abgeordneten in den Ausschuß nehme, während von den Grafen nur einer zugelassen werde; sie glaubten, es sei wohl die Absicht, sie auch von den Ausschüssen auszuschließen. Sie hatten im Jahre 1487 ihre alte Standesopposition aufgegeben, weil ihnen durch Vermittelung Kurfürst Berthold ein wesentlicher Anteil an den Beratungen verschafft wurde, und wir wissen, wie eingreifend dieser zuzeiten war; jetzt glaubten sie, man wolle ihnen alle ihre Rechte entreißen und nur die Verpflichtungen festhalten.

Da nun in Hinsicht auf die Monopole und den Zoll Beschlüsse gefaßt wurden, die ihren Gewerben höchst nachteilig zu werden drohten, da eine neue Supplikation, in der sie ihre alten und neuen Beschwerden zusammenfaßten, so vergeblich war wie die früheren, so beschlossen sie, sich aus allen ihren Kräften zur Wehr zu setzen.

Sie weigerten sich standhaft, in die Beschlüsse des Reichstages zu willigen: eine Anleihe, die man von ihnen forderte und die von dem Ertrage der Auflage zum Türkenzuge wiedererstattet werden sollte, lehnten sie hartnäckig ab. Hierauf gaben ihnen auch die

Fürsten ihren Unwillen zu fühlen. „Die Reichsstädte," schreibt der Frankfurter Gesandte, „scheiden in großen Ungnaden ab; die Zeit wird lehren, was daraus entsteht; meine Heimfahrt wird mir schwer".

Da war es nun ein Glück für die Städte, daß die Beschlüsse der Stände nicht sogleich Gesetzeskraft erlangten, daß sie erst nach Spanien geschickt und dem Kaiser zur Bestätigung vorgelegt werden mußten. Eine andere Hilfe gab es nicht für sie. Im März 1523 kamen die Städte in Speier zusammen und beschlossen, wie ihrer übrigen Beschwerden, so besonders des Zolles wegen eine eigene Gesandtschaft an den Kaiser nach Spanien zu senden. Glücklicherweise haben wir einen Bericht über diese Gesandtschaft übrig, dem wir wohl einen Augenblick folgen dürfen, da er uns an einem Beispiele vergegenwärtigt, wie die deutschen Angelegenheiten am kaiserlichen Hofe in Spanien behandelt wurden.

Die Reise war doch sehr beschwerlich und langsam. Am 15. Juni vereinigten sich die Gesandten in Lyon; erst am 6. August langten sie in Valladolid an. Vornehmlich die drückende Hitze, von der einige Mitglieder sogar erkrankten, hatte sie aufgehalten.

Sie begannen damit, außer Markgraf Johann von Brandenburg und dem Großkanzler vor allen die Räte aufzusuchen, welchen die deutschen Geschäfte übertragen waren, Herrn v. Rösch, Hannart, den Propst Märklin von Waldkirchen, Maximilian von Zevenberghen.

Hierauf, am 9. August, erteilte ihnen der Kaiser in Gegenwart einer glänzenden Versammlung von Granden, Bischöfen und Botschaftern eine feierliche Audienz. Sie redeten ihn lateinisch an; in dieser Sprache antwortete ihnen in des Kaisers Namen der Großkanzler.

Die Geschäfte mit ihnen zu besprechen ward dann einer Kommission übertragen, die eben aus den genannten vier deutschen Räten bestand; am 11. August begannen die Verhandlungen.

Die Gesandten hatten ihre Beschwerden in sechs Artikeln zusammengefaßt — über Session, Zoll, Kriegshilfe, Landfrieden, Monopole und einige minder bedeutende Sachen —, die sie den Kommissaren zugleich deutsch und lateinisch vorlegten und alsdann mit ihnen durchgingen. Dabei hatten sie Gelegenheit, ihre Wünsche mündlich vorzutragen.

Die Räte zeigten sich anfangs abgeneigt. Sie fanden es unbillig, daß man die Frage über die Session jetzt erst, zu den Zeiten dieses jungen Kaisers, in Anregung bringe, beklagten es, daß im Reiche niemand etwas tun wolle, da sich doch weder Regiment noch Gericht ohne Leistungen der Stände aufrechterhalten lasse, und forderten die Städte auf, sich noch eine kurze Zeit zu fügen, sich auch der Reichshilfe zugunsten der Ungarn, welche der Reichstag beschlossen, nicht zu entziehen. Wirklich war bereits auf den Betrieb eines anderen kaiserlichen Rates, des Doktor Lamparter, eine Bestätigung der Reichsschlüsse vorläufig

entworfen worden. Allein die Gesandten ließen sich so leicht nicht abweisen. Die Städte, erklärten sie, seien bereit, das Ihre zu leisten, zum Beispiel zwei Beisitzer des Kammergerichts zu besolden, oder auch den Kostnitzer Anschlag zu erledigen, aber nicht gemeint, die Unbilligkeiten zu dulden, die man gegen sie in Gang bringe. Diese Erklärung unterstützten sie dann mit einigen besonders eindringlichen Bemerkungen: „wer könne voraussagen, wie es mit den Zolleinkünften gehen werde? Man höre, schon sei ein Anschlag der Fürsten gemacht, sie untereinander zu teilen; aber wenn auch nicht — man gehe damit um, einen römischen König zu wählen, der vermöge dieses Einkommens imstande sein werde, sich zu behaupten". Genug, sie hoben hervor, daß der Zoll dem Kaiser selbst gefährlich werde; sie machten ihn überdies aufmerksam, daß das Regiment nicht zum Besten des Kaisers besetzt sei; den Räten persönlich versprachen sie, „sich wegen ihrer Mühe dankbarlich mit ihnen zu vergleichen".

Hiemit hatten die Städte nun eben die Mittel getroffen, durch die man am kaiserlichen Hofe etwas ausrichtete.

Bei der nächsten Zusammenkunft gab ihnen der Propst von Waldkirchen nicht undeutlich zu verstehen, der Kaiser sei nicht geneigt, den Zoll aufzurichten, als eine gehässige Sache; auch denke er nicht das Regiment beizubehalten: aber es frage sich, wenn Seine Majestät

die Regierung selbst in die Hand nehme, was dann die Städte für dieselbe zu tun gesonnen seien? Die Gesandten erwiderten, wenn der Kaiser ihnen willfahre und hernach ein leidliches Ansinnen an die Städte mache, so werde man sich dankbar und untertänig beweisen. Waldkirchen erinnerte, man sehe aus den alten Registern, daß den letzten Kaisern bei ihrer Thronbesteigung von den Städten ein Ehrengeschenk gegeben worden; warum habe man nur für diesen jungen Kaiser nichts getan? Der setze sein ganzes Vertrauen auf die Städte; wären nur die Kriege nicht, so würde er mit ihnen einen geraden und königlichen Weg wandern.

Auch noch eine andere Sache kam hiebei zur Sprache. Der päpstliche Nuntius hatte sich beklagt, daß man zu Augsburg, Straßburg und Nürnberg den Lehren Luthers anhange und dessen Bücher drucke. Die Gesandten, hierüber zur Rede gestellt, leugneten die Tatsache. Sie versicherten, daß seit mehreren Jahren nicht ein Buchstabe Luthers bei ihnen gedruckt worden: durchziehende fremde Verkäufer dieser Schriften habe man sogar bestraft; so sehr der gemeine Mann nach dem Evangelium dürste, die Menschenlehre verwerfe, so seien es doch die Städte nicht, bei denen Luther Schutz finde; man wisse wohl, wer ihn verteidige; die Städte seien gesonnen, nach wie vor der christlichen Kirche als christliche Glieder anzuhängen.

Hierauf verständigte man sich über die wichtigsten

Punkte. Am 19. August ward eine nochmalige Zusammenkunft der gesamten Kommission mit den Gesandten gehalten, der jetzt auch der Graf von Nassau beiwohnte. Nachdem man die Türen sorgfältig verschlossen, wurde den Gesandten eröffnet, der Kaiser beabsichtige, die Regierung in seine Hand zu nehmen, einen tapferen Statthalter und ein stattliches Kammergericht zu verordnen, den Zoll aber nicht zur Ausführung kommen zu lassen.

Die Bewilligung einer bestimmten Summe ward den Gesandten erlassen; aber sie versprachen, mit Hannart, der als kaiserlicher Kommissar nach Deutschland kommen werde, ein Abkommen zu treffen.

Auch wegen der Monopole hatten die Gesandten, nicht eigentlich im Auftrage der gesamten Städte, aber im Namen der großen Gesellschaften, zu unterhandeln. Die Allgewalt des Geldes und der Geldbesitzer führte sie sehr bald zum Ziele. Dem Regimente sollte aufgegeben werden, auch in Hinsicht der Monopole keinen Beschluß zu fassen, ohne nochmals bei Seiner Majestät angefragt zu haben.

Hierauf, nach wohlausgerichtetem Auftrage, verließen die Gesandten Spanien. In Lyon hatten sie eine Audienz bei dem Könige Franz I., der seinen Unmut über den Kaiser gegen sie ausschüttete. Im Dezember langten sie in Nürnberg an, wo sich eben ein neuer Reichstag versammelte.

Die Summe ist: zwischen den Städten und dem kaiserlichen Hofe war es zu einer Vereinbarung gegen

den bisherigen Gang der Reichsverwaltung überhaupt, besonders aber gegen das Regiment gekommen.

Und war es nicht sehr natürlich, daß die Hofräte, welche von Anfang mit dieser Verwaltung in Kompetenzen geraten waren, die in dem Innern ausgebrochenen Mißhelligkeiten benutzten, um sich derselben zu entledigen?

Auch noch einen ganz besonderen Grund hatten sie dazu. Wie die Städte es andeuteten, in Deutschland war wirklich der Gedanke rege geworden, einen römischen König zu ernennen. Der eigene Bruder des Kaisers war es, den man dazu bestimmte, Ferdinand von Österreich. Man glaubte, soweit ich diese Sache übersehen kann, er werde im Einverständnis mit dem Regimente in den Formen der gegründeten Verfassung regieren. Und am Tage liegt, daß diese erst dadurch, daß man ein nicht sehr mächtiges, von ihr abhängiges Oberhaupt in Deutschland gehabt hätte, zu ihrer Vollendung gediehen wäre. Kein Wunder aber, daß man die Anregung einer solchen Idee in Spanien sehr übel empfand: es hätte fast eine Abdankung des Kaisers darin gelegen.

Auch übrigens war man dort mit Ferdinand schlecht zufrieden. Er machte unaufhörlich Anforderungen; nicht selten liefen Beschwerden gegen ihn ein; man hielt in Spanien seinen vertrautesten Ratgeber, Salamanca, für ebenso eigennützig als ehrgeizig. Als Hannart nach Deutschland ging, bekam er den Auf-

trag, Salamanca wo möglich zu entfernen und sich allen jenen hochfliegenden Plänen zu widersetzen.

Reichstag von 1524.

Sahen wir früher, welche großen Interessen des Staates und der Religion sich an das Bestehen des Regimentes knüpften, so sehen wir nun, wie mächtige, entschlossene Oppositionen ihm entgegentraten: drei kriegerische, siegreiche Fürsten, der schwäbische Bund, der über so bedeutende Kräfte gebot, die reichen Städte, endlich, was freilich noch niemand wußte, die kaiserliche Gewalt, die erst durch den Fall dieser ständischen Behörde wieder zu voller, freier Wirksamkeit zu gelangen hoffte.

Auch das Regiment hatte jedoch noch seine Stützen. Erzherzog Ferdinand versprach, es nicht fallen zu lassen, und einige seiner Räte waren entschiedene Anhänger desselben. Knüpften sich doch für ihn und für sie so große Aussichten daran. Der Kurfürst von Sachsen, dem es hauptsächlich sein Dasein verdankte, kam in Person an den Reichstag, um es aufrechtzuerhalten. Der Kurfürst von Mainz, der durch die drei Fürsten Gewalt erlitten, und das ganze brandenburgische Haus standen auf seiner Seite. An Sympathien in der Ritterschaft, deren Hoffnungen allein auf das Regiment sich gründen konnten, und in den Männern der religiösen Neuerung fehlte es ihm nicht.

Daher trat es denn auch noch immer sehr sicher auf. Aller Veränderung in den Personen zum Trotz erhielt sich die einmal zustande gebrachte Majorität: wer nicht zu ihr gehörte, wie der Kanzler von Trier, Otto Hundt von Hessen, entfernte sich lieber. Der Fiskal leitete den Prozeß gegen die großen Gesellschaften ein. Es ward an einem Strafurteil gegen die drei Fürsten gearbeitet. Dem Reichstage, welcher am 14. Januar 1524 eröffnet ward, legte man die wichtigsten Propositionen vor, über die Mittel, Regierung und Gericht zu erhalten, die Ausführung der Exekutionsordnung, die peinliche Gerichtsordnung und mehrere andere.

Allein für jede Gewalt der Welt ist es ein Unglück, keine großen Erfolge für sich zu haben. Das Regiment war schon im Nachteil. Es hatte den Landfrieden nicht handhaben, weder Sickingen noch dessen Gegner im Zaume halten können; der große Zollentwurf, auf den alles gegründet werden sollte, war gescheitert. Und jetzt erhob sich Angriff auf Angriff.

Am 1. Februar erschien der Anwalt der drei Fürsten, Dr. Venningen, in der allgemeinen Versammlung der Stände und hielt einen langen, bitteren und anzüglichen Vortrag wider das Verfahren des Regimentes. — Ein Befehl des Kaisers wurde vorgelegt, kraft dessen der gegen die Kaufmannsgesellschaften begonnene Prozeß eingehalten ward; der Hof in Spanien forderte die Akten in dieser Sache an sich. — Schon langte auch Hannart an. Von Anfang hielt

er sich an die Gegner des Regimentes, den Kurfürsten von Trier, in dessen Begleitung er kam, die Städte, von denen er ein Geschenk von 500 Gulden empfing; dem Erzherzoge begegnete er bei der ersten Zusammenkunft nicht mit aller der Ehrerbietung, die dieser erwartete; er hatte kein Hehl, daß der Kaiser die Auflösung der jetzigen Regierung wünsche.

Unter diesen Umständen begannen nun die Beratungen in der Ständeversammlung: bei dem Artikel über die zur Erhaltung des Regimentes nötige Bewilligung mußte die Sache zur Entscheidung kommen.

Das Regiment war doch der Ausdruck der ständischen Macht; durfte man glauben, daß die Stände selbst die Hand dazu bieten würden, es aufzulösen?

Wir haben wahrgenommen, daß das Regiment sich in den früheren Reichsversammlungen die Majorität verschaffte, aber auch, wie viele Mühe das machte, wie sehr sie schwankte. Jetzt war eine Menge neuer Antipathien hinzugekommen: die Interessen aller jener Fürsten und Städte, des Geldes und der Religion. Einen ungemeinen Einfluß besaßen doch die großen Grundbesitzer auch in jener Zeit. Die Fugger begünstigten die Wahl Karls V.; wahrscheinlich trugen sie bei, die Bulle Leos X. gegen Luther hervorzurufen; sie vermittelten die Verbindung der mißvergnügten Städte mit dem Hofe; durch sie hauptsächlich fiel der Entwurf des Zolles; jetzt waren sie so kühn, die Sache der Monopole, in der so viele Reichsschlüsse gegen sie ergangen, zu einer Anklage gegen das Regi-

ment zu benutzen: denn, sagten sie, diese Behörde habe richterliche Befugnis darin ausüben wollen, während das doch allein dem Kammergericht zustehe. Der Bischof von Würzburg warf dem Regimente unverhohlen Begünstigung der neuen Meinungen vor; ein paar Kapitulare, die er vor das geistliche Gericht gestellt, weil sie sich verheiratet, habe es freigegeben; einen Chorherrn, der wegen lutherischer Grundsätze verjagt worden, habe es mit sicherem Geleite unterstützt. Der kaiserliche Kommissar ward unterrichtet, daß die meisten Mitglieder des Regimentes große Lutheraner seien. So vielen feindseligen Einflüssen gegenüber war doch die bisherige Majorität nicht kompakt genug. Nach einigen Debatten, einigem Schwanken schlug sie zum Nachteil des Regimentes um. So weit ging man zwar nicht, daß man geradezu auf die Auflösung desselben angetragen hätte; man beschloß aber am 20. Februar, über seine Erhaltung nicht beratschlagen zu wollen, wofern es nicht vor allen Dingen anders besetzt sei: in die bisherige Besetzung könne man nicht mehr willigen.

Auch damit aber war doch schon die Sache entschieden. Es kam darauf an, aus der Mitte der Stände eine kräftige Regierung hervorgehen zu lassen; was ließ sich aber in Zukunft erwarten, wenn die Mitglieder des bisherigen Kollegiums, welche ihre Pflicht sehr ernstlich genommen und wirklich einmal zu regieren angefangen hatten, abgesetzt wurden, ohne daß man ihnen irgend eine der Rede werte Ver-

schuldung hätte nachweisen können? welchen Mut, welche Selbständigkeit konnten deren Nachfolger haben?

Es zeigte sich aufs neue, daß die mächtigen Stände, welche das Reich ausmachten, von einem Mittelpunkte aus nicht zu regieren waren.

Friedrich der Weise von Sachsen fühlte die ganze Bedeutung dieses Beschlusses. Die Idee einer ständischen Regierung, für welche er sein ganzes Leben hindurch gearbeitet, sah er am Ende seiner Tage scheitern. Er sagte: einen solchen Reichstag habe er noch nicht erlebt; er verließ ihn am 24. Februar; er ist nie wieder auf einem erschienen.

Noch weigerte sich zwar Erzherzog Ferdinand, in den Beschluß zu willigen: er hat sogar die Städte noch einmal persönlich für das Regiment zu gewinnen gesucht; allein nach einiger Zeit bemerkte der sächsische Gesandte, seine Räte seien über die Sache nicht derselben Meinung: es scheint, als habe Hannart, statt Salamanca zu stürzen, ihn vielmehr auf seine Seite gezogen; die Zuschrift wenigstens, durch welche der Kaiser den Kurfürsten von Sachsen aufforderte, zur Entfernung Salamancas mitzuwirken, lieferte er demselben nicht aus; endlich wirkte das auch auf Ferdinand; „nachdem er neun Wochen festgehalten", schreibt der sächsische Gesandte am 1. März, „ist er jählings abgefallen". Er gab zu, daß nicht ein einziges Mitglied des alten Regimentes in das neue aufgenommen werden dürfe.

Auch das Kammergericht ward einer Reinigung unterworfen. Man fragte nicht, ob die Beisitzer fleißig oder nachlässig, geschickt oder ungeschickt seien, sondern nur, ob sie dem Adel gegen die Fürsten beigestanden, ob einer den Fiskal in Verfolgung der Monopolisten unterstützt habe. Auch ihre religiöse Haltung ward in Betracht gezogen. Dr. Kreutner, Assessor für den fränkischen Kreis, ward seines Amtes entlassen, weil er an einem Fasttage Fleisch gegessen, ohne Rücksicht darauf, daß er noch einen Rückstand von mehr als 1000 Gulden zu fordern hatte.

Da kommen wir auf die Hauptfrage, inwiefern diese große Veränderung auf die Behandlung der religiösen Angelegenheiten zurückwirkte. Die Sache des Regimentes und der religiösen Neuerung war, wie wir auch hier bei jedem Schritte sehen, verbündet, wiewohl nicht ununterscheidbar; es fragte sich nun, ob die Stände, die das Regiment hatten fallen lassen, auch der religiösen Neuerung Ungunst erweisen würden.

Nach dem unerwartet frühen Tode Adrians VI. war die strengere Gesinnung, die sich in ihm zu erheben begann, wieder beseitigt worden. In Klemens VII. hatte ein Papst den Thron bestiegen, der, wie seine früheren Vorgänger, vor allem entschlossen war, die päpstlichen Vorrechte aufrechtzuerhalten, die weltlichen Kräfte des Kirchenstaates für persönliche oder allgemeine politische Zwecke zu benutzen, ohne daß er sich um die Notwendigkeit einer Reform ernstlich gekümmert hätte; einen Mann seiner eigenen Ge-

sinnung, Lorenzo Campeggi, sendete derselbe an den deutschen Reichstag.

Campeggi fand Deutschland, das er vor einigen Jahren noch im Glanze einer unerschütterten, für heilig gehaltenen Autorität durchzogen, in vollem Abfall begriffen. Zu Augsburg ward er verspottet, als er bei seinem Einzuge, dem Herkommen gemäß, mit erhobener Hand den Segen erteilte. Hierauf riet man ihm, und auch er selbst hielt es für das beste, ohne alle Zeremonie in Nürnberg einzuziehen. Er kam ohne Kardinalshut; er machte kein Zeichen des Segnens, des Kreuzes; er ritt nicht nach der Sebalduskirche, wo die Klerisei seiner wartete, sondern, ohne sich aufzuhalten, nach seiner Wohnung.

Auch war es, als ob seine Anwesenheit den Eifer der reformierenden Prediger, statt ihn zu dämpfen, erst recht entflammt hätte. Unter den Augen des Legaten bezeichneten sie den Papst als den Antichrist. Am Palmsonntage wurden keine Palmen gestreut; in der Karwoche ward die Zeremonie der Niederlegung und Aufrichtung der Kreuzes unterlassen; bei Tausenden nahm man das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Nicht allein gemeine Leute taten dies: man bemerkte unter den Kommunikanten mehrere Mitglieder des Regimentes: ja, die Schwester des Erzherzogs, Isabella, Königin von Dänemark, auf dem Schlosse zu Nürnberg, empfing es auf dieselbe Weise.

Es ist wohl sehr möglich, daß diese offenen Bezeigungen in Ferdinand, auf den die neuen Meinungen

keinen Eindruck machten, wie er denn in der Strenge des spanischen Katholizismus erzogen war, den Entschluß, das Regiment fallen zu lassen, beförderten, und leicht mag es sein, daß der päpstliche Legat darauf Einfluß gehabt hat. Wenigstens war der Fall des Regimentes, welches die neuen Meinungen in Schutz genommen, zugleich ein Vorteil für die Behauptung des Katholizismus.

Und vielleicht gründete der Legat hierauf die Hoffnung, nun auch in den religiösen Angelegenheiten überhaupt eine günstige Entscheidung der Stände hervorzurufen. Er beschwerte sich über die unter seinen Augen vorgenommenen Neuerungen. Er erinnerte die Stände an das zu Worms erlassene Edikt: er könne nicht begreifen, wie es im Reiche zugehe, daß man Anordnungen dieser Art doch so wenig ausführe. Auch Hannart forderte im Namen des Kaisers die Beobachtung des Ediktes.

Da zeigte sich aber, daß bei dem bisherigen Gange der Dinge die Religion vielleicht bei einzelnen mitgewirkt, jedoch die Sache keineswegs entschieden hatte. Wären die politischen Beweggründe nicht gewesen, ihrer religiösen Tendenzen halber würde man die Regimentsräte niemals abgesetzt haben. Mit jenen Beschwerden machte der Legat keinen Eindruck. „Ein Teil ist unwillig," schreibt Planitz, „der mehrere Teil lacht." Die Städte, die so viel zum Sturze des Regimentes beigetragen, gerieten bei der Erinnerung an das Edikt in Feuer und Flammen. Sie erklärten: der

gemeine Mann sei voll Begierde nach dem Worte Gottes; es ihm entreißen zu wollen, würde Aufruhr, Blutvergießen und das allgemeine Verderben veranlassen; bei den Beschlüssen des vorigen Jahres müsse man schlechterdings beharren. Mit einem Worte: in Sachen der Religion behauptete sich die alte, mit Rom unzufriedene Majorität in den Reichsständen.

Bald nach des Legaten Ankunft erinnerte man ihn an die hundert Beschwerden der Nation, welche man seinem letzten Vorgänger mitgegeben. Man hatte das in Rom erwartet, man hatte dem Abgeordneten die Instruktion erteilt, sich anzustellen, als sei die Beschwerdeschrift nicht wirklich im Namen des Fürsten in Empfang genommen worden. Demgemäß antwortete Campeggi mit sehr umwölkter Stirn, von jenen Beschwerden sei gar keine amtliche Kunde nach Rom gelangt; in drei Exemplaren möge der Druck nach Rom gekommen sein; auch er habe eines gesehen, sich jedoch nicht überreden können, daß eine „so übermäßig ungeschickte Schrift" von dem Reichstage ausgegangen sei. Eine Erklärung, die sich denn allerdings nicht eignete, die weltlichen Stände zu befriedigen, welche es mit den so oft beratenen und so mühsam zustande gebrachten Beschwerden sehr ernstlich gemeint hatten.

Auch das persönliche Betragen des Legaten, dem man einen kleinlichen Geiz, empörende Übervorteilungen armer deutscher Geistlichen Schuld gab, war seinen Unterhandlungen nicht förderlich.

Als es nun zu den entscheidenden Beratungen über die religiöse Angelegenheit kam, so bewirkte wohl die Konsequenz des Geschäftsganges, die Anwesenheit des kaiserlichen Kommissars so viel, daß die Stände nicht in Abrede stellten, zur Ausführung des Wormser Ediktes verpflichtet zu sein; allein sie fügten diesem Eingeständnis eine Klausel hinzu, die doch wieder das Gegenteil enthielt, die Erklärung, es ausführen zu wollen „soviel möglich"; eine Modifikation von so weitem Umfange, daß doch einem jeden überlassen blieb, was er tun wollte. Schon hatten die Städte weitläufig vorgestellt, es sei nicht möglich. Zugleich ward die Forderung eines Konziliums erneuert, welches der Papst mit kaiserlicher Bewilligung in deutscher Nation ausschreiben solle, und der Legat übernahm, das bei Seiner Heiligkeit treulich zu fördern.

Konnte man sich jedoch hiebei wirklich beruhigen, bei der allgemeinen Gärung der Geister das Zusammentreten einer in so weiter Ferne liegenden Kirchenversammlung und ihre Beschlüsse erwarten? Konnte die deutsche Nation die Einheit ihrer antirömischen Tendenzen, die so tiefe Wurzel geschlagen, so weit aufgeben, um es auf die Resultate einer Versammlung aus allen Nationen ankommen zu lassen?

Eben in dem Augenblicke, als die Vertreter der reformatorischen Absichten, die im Regiment saßen, gestürzt wurden, fühlte man die Notwendigkeit doppelt, ihre Bestrebungen auf irgend eine andere Weise zu ersetzen; die Verteidiger der Neuerung nah-

men ihre Kräfte um so mehr zusammen und brachten es zu dem merkwürdigsten Beschluß.

Noch war die Frage übrig, welche früher so wichtig geworden, wie es mittlerweile, bis zu dem Konzilium, in Deutschland gehalten werden solle. In dieser Hinsicht faßte man, allem Widerspruch zum Trotz, einen Beschluß, der noch außerordentlicher und weitaussehender war als der vorjährige. Man setzte fest, daß noch in dem laufenden Jahre, im November, eine Versammlung der Stände zu Speier gehalten werden solle, um darüber definitiv zu beratschlagen. Zu dem Ende sollten die Fürsten von ihren Räten und Gelehrten die streitigen Punkte verzeichnen lassen, über die man dort zu Rate gehen und Bestimmung treffen wolle. Auch die Beschwerden der Nation und ihre Abhilfe wollte man da aufs neue in Erwägung ziehen. Indessen sollte, wie vor dem Jahre beschlossen, das heilige Evangelium und Gottes Wort gepredigt werden.

Es ist wohl wahr, die römisch gesinnte Partei, durch den Sturz des Regimentes ermutigt, hatte an diesem Reichstage wieder etwas mehr Einfluß; jedoch noch war sie durch eine überlegene Majorität beschränkt: entschiedener als je nahm die Nation, dem Papst und der Einheit der lateinischen Christenheit gegenüber, in kirchlichen Dingen die volle Autonomie in Anspruch.

Fünftes Kapitel.

Ursprung der Spaltung in der Nation.

Es ist schon fast herkömmlich geworden — und wer hätte nicht einmal eine Anwandlung dazu gefühlt —, die kirchliche Reform, wie sehr man sie auch sonst billigen mag, doch deshalb zu tadeln, weil sie die Trennung unserer Nation in zwei niemals ganz einverstandene und so oft feindselige Hälften veranlaßt habe; den Anhängern der Neuerung gibt man Schuld, sich von der Einheit des Reiches wie der Kirche abgesondert zu haben.

So scheint es in der Tat, solange man die Sachen aus der Ferne ansieht; wenn man ihnen dagegen näher tritt und die Ereignisse ins Auge faßt, welche die Spaltungen entschieden haben, so stellt sich, wenn ich nicht irre, ein ganz anderes Resultat heraus.

Welcher Konfession man auch heute angehören mag, kein Mensch kann leugnen, und die katholisch-eifrigsten Zeitgenossen, zum Beispiel Emser, haben es bekannt, daß die lateinische Kirche einer Reform bedurfte. Ihre Verweltlichung überhaupt, der immer starrer und unverstandener sich fortbildende Partikularismus ihrer Dogmen und Dienste machten dieselbe zu einem religiösen, die nicht allein pekuniär beschwerlichen, den Überschuß der finanziellen Erträge

aufzehrenden, sondern auch übrigens die Einheit der Nation zersetzenden, ja jede Bildung einer selbständigen Macht verhindernden Eingriffe des päpstlichen Hofes machten sie zu einem nationalen Bedürfnis.

Und dürfte man etwa sagen, daß diese Verbesserung auf eine ungehörige Weise versucht worden sei? Weder von der religiösen noch von der nationalen Seite würde sich das nachweisen lassen.

Doch abgesehen von allen näheren Bestimmungen des protestantischen Dogma, die sich erst nach und nach Geltung verschafften, lag die Summe der religiösen Bewegung darin, daß der in die Tiefe des germanischen Wesens gesenkte Geist des Christentums allmählich zu dem Bewußtsein seines von allen zufälligen Formen unabhängigen Selbst gereift war, sich nach seinem Ursprung zurückwandte, zu jenen Urkunden, in welchen sich der ewige Bund der Gottheit mit dem menschlichen Geschlecht unvermittelt ausgesprochen hat, daß er hier seiner Wahrheit gewiß wurde und sich zu einer entschlossenen Verwerfung unhaltbarer Theorien und erdrückender Ansprüche ermannte.

Wer hätte sich verbergen wollen, daß durch die hiemit notwendig gewordene Abweichung von den bisherigen kirchlichen Formen, die in das bürgerliche und öffentliche Leben so mächtig eingriffen, der gesamte bestehende Zustand der Nation bedroht wurde? Allein wir sahen, wie sorgfältig man alle destruktiven Elemente zu beseitigen suchte, wie man, sich selber

bezwingend, jede gewaltsame Veränderung vermied und noch alles von den Beschlüssen des Reiches erwartete.

Man werfe nicht ein, daß Zwietracht eingetreten, wie wir bemerkten, Aktion und Reaktion einander begegnet seien; wo könnte es einen bedeutenden Lebensmoment in einer großen Nation geben ohne dies Hin- und Wiederfluten entgegengesetzter Meinungen? Es kommt nur darauf an, daß die Entzweiungen nicht die Oberhand gewinnen und über ihnen noch das Prinzip der Einheit anerkannt werde.

Darauf war in Deutschland im Jahre 1524 noch alles angelegt.

Die der Neuerung Zugetanen hatten sich der verfassungsmäßigen Regierung des Reiches doch immer untergeordnet; unter dem Schutz und Vorgang derselben hofften sie zu einer, den Bedürfnissen der Nation und den Forderungen des Evangeliums zugleich entsprechenden Umbildung der geistlichen Einrichtungen zu gelangen.

Die Majorität des Regimentes wirkte, wie wir sahen, in diesem Sinn auf die Stände. Allen Bemühungen der Gegner und der mannigfachen anderweiten Verwirrung, in der man war, zum Trotz bildete sich auch in der Reichsversammlung eine der Neuerung geneigte Mehrheit. Es kamen zwei Reichsabschiede in ihrem Sinne zustande. Auch als das Regiment gefallen war, erhielt sich diese Mehrheit noch und beschloß, auf einer nahe anzusetzenden

Nationalversammlung sich ausschließend mit einer definitiven Beratung über die religiösen Angelegenheiten zu beschäftigen.

Gewiß gab es für die Einheit der Nation, für die Fortentwickelung der Deutschen auf dem einmal eingeschlagenen Wege niemals eine großartigere Aussicht.

Will man wissen, wie sehr sie die Gemüter beschäftigte, so braucht man nur Franken ins Auge zu fassen, wo noch während des Sommers 1524 sechs Gutachten, alle im Geiste der evangelischen Entwickelung, zum Vorscheine kamen, um auf dieser Versammlung vorgelegt zu werden. Luther fühlte sich glücklich und befriedigt, als er den Ratschlag der brandenburgischen Gelehrten zu Gesicht bekam: das, sagt er, sei Münze vom rechten Schlag, mit der er und seine Freunde in Wittenberg so lange schon umgegangen. Nicht so vollkommen übereinstimmend war das Henneberger: die Lehre Luthers vom freien Willen ward darin bestritten; allein übrigens war es gut evangelisch: es verwarf die Anrufung der Heiligen, die sieben Sakramente, die Mißbräuche der Messe. Die Eingaben von Windsheim und Wertheim eiferten besonders gegen die Heiligen, die Nürnberger gegen den Papst; von den zwei Parteien, welche Rothenburg teilten, erschien wenigstens die eine mit einem evangelischen Gutachten. Aber nicht minder rüstete sich auch die andere, näher zum Alten haltende Seite. Unter anderen forderte Ferdinand seinen Universi-

täten Wien und Freiburg ausführliche Erklärungen über die streitigen Punkte ab. In Wien schickten sich die Fakultäten bereits an, ihre Gutachten aufzusetzen, und die theologische ermahnte die übrigen, daß keine die andere beleidigen möge. Man sieht, in Speier würden einander die mannigfaltigsten Modifikationen der Meinung entgegengetreten sein, sich gegeneinander versucht haben. Zu welchen Resultaten hätte es führen müssen, wenn man vermocht hätte, die Absicht durchzuführen, die man ausgesprochen, sich gemäßigt und friedlich zu unterreden, das Gute und Böse voneinander zu sondern?

Es ließ sich wohl nichts anderes erwarten, als abermals eine evangelische Majorität, wie denn der Vorschlag von einer solchen herrührte; allein so war nun einmal die Lage der Dinge; wollte die Nation bestehen, so mußte sie sich der römischen Eingriffe erwehren; die religiöse Bewegung konnte nicht mehr erstickt, sie konnte nur noch geleitet werden. Eben dazu war die Nationalversammlung bestimmt. Und das wenigstens läßt sich nicht sagen, daß sie die Einheit der Nation gefährdet hätte. Vielmehr, wenn sie ihren Zweck erreichte, mußte sie dieselbe noch viel fester begründen.

Fragen wir nun, wer in diesem entscheidenden Momente sich von der Einheit der Nation losgerissen hat, so müssen wir untersuchen, wie es geschah, daß die bereits so ernstlich vorbereitete Versammlung doch unterblieb.

Es ist sehr natürlich, daß sich ihr der römische Stuhl widersetzte. So bedeutend und zukunfterfüllt die Aussicht war, welche sie der deutschen Nation darbot, ebenso gefährlich und verderblich mußte sie in Rom erscheinen.

Wir haben Nachricht von einer Kongregation, die unter diesen Umständen vor Papst Klemens VII. gehalten ward, worin man die Mittel in Beratung zog, die Bulle gegen Luther und das Wormser Edikt den beschränkenden Reichsabschieden zum Trotz in Vollziehung zu setzen. Gar mancherlei Vorschläge sind da vorgekommen, zum Beispiel den Herzog Friedrich von Sachsen der Kur zu berauben, worauf Alleander antrug, — oder bei den Königen von England und von Spanien die Drohung hervorzurufen, allen Handelsverkehr mit den deutschen Städten abbrechen zu wollen, wovon sich der Papst Erfolg versprach; am Ende aber blieb man hauptsächlich dabei stehen, daß man sich der Versammlung in Speier widersetzen müsse, sowohl bei dem Kaiser als bei den deutschen Ständen, welche der Legat zu bearbeiten und gegen die Versammlung zu stimmen beauftragt wurde.

Darauf kam es nun zunächst an, und das ist auch unsere Frage, ob sich Stände in Deutschland finden würden, die es vorzögen, sich mit dem Papste zu vereinigen, statt die Beschlüsse einer allgemeinen Versammlung zu erwarten.

Der päpstliche Stuhl hatte schon dafür gesorgt, daß er auf Verbündete in Deutschland rechnen durfte;

eines der mächtigsten Fürstenhäuser, die Herzöge von Bayern, hatte er gewonnen.

Früher hatte man auch in Bayern von seiten der Regierung sowohl wie von seiten der Untertanen die allgemeine antirömische Stimmung der deutschen Nation geteilt; man hatte dort weder der Bulle Leos X. Folge gegeben, noch das Wormser Edikt beobachtet, die Herzöge waren über die Eingriffe der geistlichen Gerichtsbarkeit in die weltliche so mißvergnügt wie andere Fürsten; bei Gelehrten, Geistlichen und Gemeinen griffen die Lehren Luthers ebensogut um sich, wie anderwärts.

Schon gegen Ende des Jahres 1521 aber fingen die Herzöge an, sich dem römischen Stuhle zu nähern, und nahmen seitdem von Moment zu Moment immer entschiedener Partei für die alten Meinungen.

Die Zeitgenossen leiteten das daher, weil die Klostergeistlichkeit in Bayern so mächtig sei, so ausgebreiteten Besitz habe: und gewiß hatte das Einfluß, wiewohl auf eine etwas andere Weise, als man sich dachte.

Das erste Symptom des inneren Zusammenhanges ist eine Bulle, welche noch Leo X., unter dem 14. November 1521, entwerfen ließ, in der er einer Kommission von Prälaten, die von den Herzögen in Vorschlag gebracht wurden, den Auftrag erteilte, die Klöster zu visitieren, Zucht und Ordnung in denselben herzustellen. Er starb, ehe diese Bulle ausgefertigt wurde; allein er zeigte damit der bayerischen Regie-

rung, was sie auf diesem Wege erreichen könne. Eine von dem Bistum unabhängige, unter dem Einfluß des Fürstentums stehende Kommission ward mit den Befugnissen geistlicher Aufsicht beauftragt.

Zu dieser Zeit war die Ingolstadter Universität durch eine pestartige Krankheit so gut wie aufgelöst. Als die Krankheit nachgelassen und die Professoren sich wieder versammelten, sahen sie doch, daß sie ihre streng-katholische Haltung nicht würden behaupten können, wenn sie nicht noch auf eine andere Weise als durch die geistliche Jurisdiktion unterstützt würden, wenn ihnen namentlich nicht ein herzogliches Mandat gegen die Neuerungen zu Hilfe käme, die sonst auch in ihrer Mitte um sich greifen würden. Die drei resolutesten Kämpfer für das alte System, Franz Burkhard, Georg Hauer und Johann Eck, der im Herbst aufs neue in Rom gewesen war, drangen gemeinschaftlich darauf. Der Kanzler Herzog Wilhelms, einer der tätigsten und einflußreichsten Staatsmänner jener Zeit, Leonhard von Eck, ward von der Notwendigkeit der Sache überzeugt.

Auch die Herzöge wurden dafür gewonnen. Man darf wohl annehmen, daß das Gerücht von den damals in Wittenberg ausgebrochenen Unruhen, die Luther doch so bald zu dämpfen wußte, den Wunsch, ähnliche Gärungen in ihrem Lande zu verhüten, in ihnen erzeugt habe.

Am Aschermittwoch, 5. März 1522, erließen die Herzöge ein Mandat, worin sie allen ihren Unter-

tanen bei schweren Pönen geboten, bei dem Glauben ihrer Voreltern zu verbleiben. Was für die Universität notwendig erachtet worden, ward über das ganze Land ausgedehnt. Die herzoglichen Amtleute wurden beauftragt, alle Ungehorsame — geistliche sowohl wie weltliche — einzuziehen und ihnen Bericht über dieselben zu erstatten.

Anfangs hatte das jedoch, trotz aller Strenge, die man anwandte, nicht den erwarteten Erfolg. In Sachsen lieh die weltliche Gewalt der bischöflichen Autorität ihren Arm nicht; in Bayern dagegen kamen die Bischöfe, die es wohl ahnten, welche Gefahr ihrer Autonomie daher drohe, den Tendenzen der weltlichen Gewalt nicht mit dem gehörigen Eifer zu Hilfe. Die von den Amtleuten aufgebrachten Anhänger Luthers ließ das geistliche Gericht, dem sie überantwortet werden mußten, nicht selten wieder gehen, ohne sie zu strafen.

Als nun Dr. Johann Eck, und zwar auf die Einladung Papst Adrians, sich im Sommer 1523 aufs neue nach Rom begab, trugen ihm die Herzöge auf, eine förmliche Klage hierüber gegen die Bischöfe zu erheben und eine ausgedehntere Befugnis der herzoglichen Gewalt bei den Untersuchungen gegen die Irrgläubigen in Vorschlag zu bringen. Dem orthodoxen Doktor, welcher an den engsten Beratungen über das Religionswesen Anteil nahm, konnte dies nicht abgeschlagen werden. Papst Adrian erließ eine Bulle, in welcher einer geistlichen Kommission die Befugnis

erteilt ward, auch ohne Mitwirkung der Bischöfe schuldig befundene Geistliche zu degradieren und der weltlichen Strafgewalt zu überliefern. Adrian fügte nur die Beschränkung hinzu, die jedoch später weggefallen ist, daß die Bischöfe noch einmal in einem bestimmten Termin ihre Pflicht zu erfüllen erinnert werden sollten.

Man sieht wohl, nicht die Autonomie des großen geistlichen Institutes ist es, was die Herzöge in ihren Schutz nehmen; neben derselben gründen sie eine Autorität, die unter ihrem Einfluß steht und in die eigensten Kreise der geistlichen Pflichten und Rechte eingreift. Doktor Eck ist nicht allein als ein Gegner Luthers auf dem theologischen Gebiete zu betrachten. Auf Staat und Kirche von Bayern hatte er einen außerordentlichen Einfluß. Ihm hauptsächlich ist die Verbindung zwischen der herzoglichen Gewalt der Universität Ingolstadt und der päpstlichen Autorität zuzuschreiben, durch welche dort der nationalen Bewegung Einhalt geschah.

Und nicht bloß um die geistliche Autorität war es zu tun, sondern auch die geistlichen Güter wurden sogleich in Anspruch genommen.

Papst Adrian bewilligte den Herzögen den fünften Teil sämtlicher geistlichen Einkünfte in ihrem Gebiete: „denn die Herzöge," sagt er, „haben sich erboten, gegen die Feinde des rechten Glaubens die Waffen zu ergreifen". Als Papst Klemens VII. zur Tiara gelangte, widerrief er alle Bewilligungen ähnlicher Art;

diese aber hielt er doch für gut auf die drei folgenden Jahre zu bestätigen; sie ist dann von Zeit zu Zeit erneuert worden und eine Hauptgrundlage der bayerischen Finanzwirtschaft geworden.

Auch die Universität ward hierbei nicht vergessen. Adrian bewilligte, daß in jedem bayerischen Kapitel wenigstens eine Domherrnstelle an einen Professor der Theologie übertragen werden könne: „zur Verbesserung dieser Fakultät und leichtern Ausrottung der Ketzereien, die sich dort wie in anderen deutschen Ländern erheben".

Noch ehe an irgend eine Staatsbildung im evangelischen Sinne zu denken war, tritt uns hier eine entgegengesetzte Organisation zur Aufrechterhaltung des katholischen Prinzipes entgegen, die für die Geschicke unseres Vaterlandes von der größten Bedeutung gewesen ist.

Wir sahen schon, daß die Bewegungen der Epoche wesentlich auch aus den Kollisionen der geistlichen und der weltlichen Gewalt herrührten; der emporkommenden weltlichen Territorialhoheit wohnte das natürliche Bestreben bei, sich der Eingriffe der geistlichen Nachbarn zu erwehren. Damit hatte dann die Ansicht Luthers von der Obrigkeit den genauesten Zusammenhang; er schied dadurch die beiden Gewalten auf immer. Die Herzöge von Bayern fanden jedoch, daß das nicht der einzige Weg sei, zu dem erwünschten Ziele zu gelangen; sie schlugen vielmehr einen gerade entgegengesetzten ein, der bei weitem kürzer und siche-

rer war. Was man anderwärts im Kampfe mit dem Papste zu erreichen suchte, das wußten sie sich im Einverständnis mit demselben zu verschaffen. Auf der Stelle erlangten sie einen bedeutenden Anteil an dem Ertrage der geistlichen Güter, ein von dem päpstlichen Stuhle bestätigtes Übergewicht über die sie umgebenden Bischöfe in dem nunmehr wichtigsten Zweige der geistlichen Gewalt selbst, wie sich das sehr bald in der Wirksamkeit des bayerischen Religionsrates aussprach. Dinge, an welche die Anhänger der Neuerung zurzeit noch nicht denken durften.

Nur war dabei der große Unterschied, daß, während diese die nationale Tendenz, sich von Rom unabhängig zu machen, verfochten, Bayern dagegen in eine noch viel engere Unterordnung unter den römischen Hof geriet, von dessen Bewilligung die Gerechtsamen abhingen, deren es sich erfreute.

Auf jeden Fall mußte nun aber eine so entschiedene Haltung eines mächtigen deutschen Hauses, das Beispiel einer erneuerten vorteilhaften Verbindung mit Rom auf alle Nachbarn wirken.

Von sehr glaubwürdiger Seite aus den Verhandlungen des Erzbischofs von Salzburg mit seinen Ständen, kommt uns die Notiz, daß bereits in dieser Zeit ein Verständnis zwischen Bayern und Österreich „wider die lutherische Sekte" geschlossen worden sei. Unzweifelhaft ist, daß Erzherzog Ferdinand auch schon ohnehin in ein engeres Verhältnis zu dem römischen Stuhle getreten war und sich von demselben zum Be-

hufe seiner Verteidigung gegen die Türken eine überaus starke Bewilligung — eines vollen Drittels aller geistlichen Einkünfte verschafft hatte.

In Rom versäumte man nicht, neben den weltlichen auch die einflußreichsten geistlichen Fürsten zu bearbeiten. Dem Erzbischof von Salzburg wurde die oft streitig gewesene Besetzung der Bistümer Gurk, Chiemsee, Seckau und Lavant auch für die streitigen Monate bewilligt.

So gelang es dem päpstlichen Stuhl, in den Ständen wieder eine Partei für sich zu gewinnen. Daß die katholische Meinung auf dem Reichstage von 1524 stärker auftrat als das Jahr zuvor, hängt ohne Zweifel damit zusammen.

Allein auf dem Reichstage konnte sie, wie wir wissen, noch nicht durchdringen. Eine Anzahl von Bischöfen selbst, durch die von dem päpstlichen Stuhl unterstützten Ansprüche des Fürstentums verletzt, leistete allen Zumutungen entschlossenen Widerstand.

Dem Legaten Campeggi ward es klar, daß auf einer allgemeinen Versammlung, wo die lutherischen Sympathien mit so großer Stärke auftraten, nichts zu erreichen sein werde. Er beklagte sich, daß er sich hier nicht mit voller Freiheit äußern dürfe.

Dagegen, da er doch auch eine Anzahl von gleichgesinnten Freunden um sich sah, so faßte er die Hoffnung, desto mehr auf einer provinziellen Zusammenkunft, in der eben diese anwesend wären, auszurichten.

Noch in Nürnberg, wo die Nationalversammlung

zu Speier beschlossen worden, brachte er eine andere in Vorschlag, welche derselben schon in der Idee geradezu entgegengesetzt war. Er verhehlte die Absicht nicht, der Gefahr zuvorkommen zu wollen, die von einer Versammlung zu erwarten sei, wo man auf die Volksstimme zu hören gedenke.

Darauf gingen zuerst Erzherzog Ferdinand und einige Bischöfe, dann auch die Herzöge von Bayern ein. Ende Juni 1524 fand die Zusammenkunft zu Regensburg statt. Die Herzöge, der Erzherzog, der Legat, der Erzbischof von Salzburg, außer diesen der Bischof von Trient, der ohnehin im Gefolge des Erzherzogs war, und der Administrator von Regensburg waren persönlich zugegen; durch Abgeordnete erschienen die Bischöfe von Bamberg, Augsburg, Speier, Straßburg, Konstanz, Basel, Freising, Passau und Brixen. Nicht allein Bayern und Österreich, sondern auch die oberrheinischen Gebiete, ein guter Teil von Schwaben und Franken waren, wie man sieht, hiebei beteiligt.

Der Legat eröffnete die Versammlung mit einem Vortrag über die Gefahren der religiösen Bewegung für beide Stände; er ermahnte sie, ihre Irrungen fahren zu lassen und gemeinschaftliche Anstalten zu treffen, damit „die ketzerische Lehre ausgerottet und der Ordnung der christlichen Kirche gelebt werde". Erzherzog Ferdinand unterstützte den Vortrag und legte den Versammelten besonders die ihm gewährten Geldbewilligungen ans Herz.

Die Prälaten traten hierauf in drei Kommissionen auseinander, von denen die erste die Irrungen zwischen Geistlichen und Weltlichen, die zweite die zunächst vorzunehmenden Reformen, die dritte die über die Lehre zu treffenden Anordnungen in Beratung zog.

Sechzehn Tage lang dauerten die Konferenzen auf dem Regensburger Rathause, vormittags und nachmittags. Einmal ward der Ernst der Geschäfte doch auch durch einen festlichen Nachttanz unterbrochen.

Vor allem ward die Geldbewilligungssache aufs Reine gebracht.

Den Bischöfen leuchtete ein, daß die nach jedem Moment des Einschreitens gewaltsamer aufbrausende populäre Gärung ihnen doch viel gefährlicher sei als alle Oberhoheit des Fürstentums. Unter denen, die wir genannt, gab es wohl nur wenige, die nicht in ihrer Hauptstadt mit immer wachsendem Widerstande zu kämpfen gehabt hätten. Schon vor dem Jahre hatte es z. B. Kardinal Lang notwendig gefunden, sechs Fähnlein geübten Kriegsvolks in Salzburg einzuführen, an deren Spitze war er im roten, zerschnittenen Wappenrock, unter dem ein blanker Harnisch funkelte, in der Rechten seinen Regimentsstab, daselbst eingeritten und hatte die Gemeinde zu neuen Verschreibungen des Gehorsams genötigt. War vielleicht auch noch einer und der andere wie dieser mit neuen Konzessionen des Papstes begnadigt worden? Unter ihren Abgeordneten finden wir einige ent-

schieden römisch-gesinnte, z. B. Andreas Hanlin von Bamberg, der selbst einmal Vizerektor in Ingolstadt gewesen war, Eck und Faber waren anwesend. Genug, die geistlichen Herren fügten sich in das Notwendige. Die bayerischen bequemten sich, soviel ich finde, den fünften, die österreichischen den vierten Pfennig ihrer Einkünfte der weltlichen Herrschaft zu zahlen.

Hierauf schritt man zu den Anordnungen über Lehre und Leben.

Die Hauptsache war, daß man jetzt eine Bestimmung traf, welche 1523 bei den Reichsständen nicht durchzusetzen gewesen war: man wies die Prediger für die Erklärung der schwierigen Stellen der Schrift vornehmlich an die lateinischen Kirchenväter; was damals nicht hatte erreicht werden können, Ambrosius, Hieronymus, Gregorius und Augustin wurden als die Normen des Glaubens namhaft gemacht. Früherhin hätte das als ein Zugeständnis gegen die literarische Richtung der Zeitgenossen angesehen werden können, weil man damit doch des Zwanges der scholastischen Systeme erledigt ward; jetzt lag vor allen Dingen ein Gegensatz gegen Luther und die Mehrheit der Reichsstände darin; wenigstens die Grundlagen der späteren Festsetzungen des Latinismus wollte man fürs erste wieder sanktionieren. Man beschloß, den Gottesdienst nach der Weise der Väter ungeändert aufrecht zu erhalten; den Einfluß Luthers suchte man für die Zukunft unmöglich zu

machen. Seine Bücher wurden aufs neue verboten. Allen Untertanen der vereinigten Fürsten ward die Universität Wittenberg bei schweren Strafen, sogar dem Verluste des Erbteils, untersagt.

Bei alle dem war man doch auch bedacht, die Mißbräuche abzustellen, welche eine so allgemeine Gärung veranlaßt hatten. Alle jene Erpressungen des niederen Klerus, die das gemeine Volk so schwierig machten, die Nötigung zu teueren Begängnissen, die drückenden Akzidenzien, die Versagung der Absolution um einer Schuldforderung willen wurden aufgehoben; die Verhältnisse der Pfarrer zu ihren Gemeinden sollten durch eine geistlich-weltliche Kommission neu geordnet werden. Die reservierten Fälle wurden verringert, die Festtage bedeutend vermindert, die Stationierer abgeschafft. Man verpflichtete sich, in Zukunft bei Anstellung der Geistlichen deren persönliche Würdigkeit sorgfältiger zu berücksichtigen. Die Prediger wurden zu größerem Ernst, zur Vermeidung aller Märchen und unhaltbaren Behauptungen, die Priester zu sittlichem, unsträflichem Wandel angewiesen.

Wir werden nicht irren, wenn wir diese Beschlüsse als die erste Wirkung der Reformationsbewegung auf eine innere Restauration des Katholizismus bezeichnen. Wie die Verbindung des Fürstentums mit dem Papsttum dem politischen, so entsprach dieser Versuch, der zunächst freilich sehr unvollständig ausfiel, dem religiösen Bedürfnis, aus dem das refor-

matorische Wesen hervorgegangen. Bestrebungen, die gewiß wichtiger und einflußreicher gewesen sind, als man bisher auch auf der katholischen Seite angenommen hat: der moderne Katholizismus beruht zum Teil darauf; allein kein Mensch dürfte sie doch in Tiefe der religiösen Anschauung, oder weltumfassender, in den Lauf der Jahrhunderte eingreifender Genialität, in Kraft und Innerlichkeit des Antriebes mit den Bewegungen vergleichen, denen Luther den Namen gab, die um ihn her ihren Mittelpunkt hatten. Man eignete sich nur die Analogien der letzteren an; damit dachte man sich ihnen gegenüber zu halten. Es ist alles ungefähr, wie Doktor Eck auf Campeggis Veranlassung dem Buche Loci communes von Melanchthon ein ähnliches Handbuch, wie Emser Luthern eine Bibelübersetzung entgegensetzte. Die Arbeiten der Wittenberger Lehrer waren in dem naturgemäßen Laufe ihrer inneren Entwickelung, aus dem Bedürfnis ihres auf eigener Bahn vorwärts schreitenden Geistes hervorgegangen, voll ursprünglicher, die Gemüter hinreißender Kraft. Diese katholischen Werke verdankten ihre Entstehung äußeren Veranlassungen, Berechnungen einer nach allen Mitteln des Widerstandes greifenden gefährdeten Existenz.

Eben damit aber riß man sich von der großen freien Entwickelung los, in der die deutsche Nation begriffen war. Worüber in Speier unter dem Gesichtspunkte der nationalen Einheit und ihrer Bedürfnisse zu Rate

gegangen, Beschluß hatte gefaßt werden sollen, darüber setzten hier die vereinigten Gewalten einseitige Maßregeln fest. Man sagte wohl, einer einzelnen Nation komme es nicht zu, über Angelegenheiten der Religion, der Christenheit überhaupt Bestimmung zu treffen — das ließ sich leicht behaupten —; aber was war für die Nation zu tun, da sie allein von allen durch die Eigentümlichkeit ihrer Verfassung und Geistesentwickelung in diese Gärung geraten war? Anfangs hatte man auf ein unverzüglich zu berufendes Konzilium angetragen; da diese Hoffnung sich in weite Ferne verzog, so mußte man wohl Hand anlegen, um für sich selber zu sorgen. Die Anordnungen von Regensburg selbst beweisen das. Die Sache war nun: in Speier würden nach aller Wahrscheinlichkeit Beschlüsse in Opposition gegen den römischen Papst zutage gekommen sein; in Regensburg fand man aus tausend Rücksichten für gut, sich aufs neue mit demselben zu vereinigen. Es ist unleugbar, daß eben darin der Ursprung unserer Spaltungen liegt. Der nationalen Pflicht, die Verhandlungen einer bereits beschlossenen großen Versammlung zu erwarten, daran teilzunehmen und, fügen wir hinzu, nach bestem Wissen darauf einzuwirken, zog man die Verbindung mit Rom einseitig vor.

Und so war der eine Teil jener Beschlüsse der römischen Kongregation über Erwarten glücklich ausgeführt; Campeggi machte darauf aufmerksam, wie notwendig es nun auch sei, den anderen ins Werk zu

setzen, den Kaiser zu veranlassen, daß er sich dieser Sache lebhafter annehme.

Man versäumte in Rom nichts, um das kaiserliche Selbstgefühl Karls V. hiefür aufzuregen. Während man in den offiziellen Erlassen von Regensburg diejenigen Punkte der Reichsabschiede heraushob, welche dem Papsttum günstig lauteten, und die Miene annahm, als sei in ihnen das Edikt von Worms eben nur bestätigt, stellte man dem Kaiser in Spanien vor, wie sehr seine Autorität darunter leide, daß man in zwei Reichsabschieden nacheinander sein Edikt beschränkt habe, ja es zurückzunehmen suche, was er selber sich nicht getrauen würde; es sei offenbar, daß man sich in Deutschland von allem weltlichen und geistlichen Gehorsam loszureißen denke. Welch ein unerträglicher Übermut liege darin, daß man dort eine Versammlung angesetzt habe, wo man über Dinge des Glaubens und die Angelegenheiten der allgemeinen Christenheit Beschlüsse fassen wolle, gleich als komme es den Deutschen zu, kaiserlicher Majestät und der ganzen Welt Gesetze vorzuschreiben.

Mit ähnlichen Gründen bestürmte man den Verbündeten Karls, Heinrich VIII., der sich in eine literarische Fehde mit Luther eingelassen; man forderte ihn auf, mit seinem Einfluß bei Karl V. die päpstlichen Ermahnungen zu unterstützen.

Überhaupt lagen die politischen Verhältnisse für eine Einwirkung der päpstlichen Gewalt auf den

Kaiser sehr günstig. Der Krieg desselben gegen Franz I. war erst im Mai 1524 förmlich ausgerufen worden und in seinem heftigsten Feuer. Der Kaiser griff den König von Italien her in Frankreich selber an. Unmöglich konnte er den Papst, der diesen Angriff nicht ganz billigte, in seinem Rücken verletzen oder ihm eine Bitte abschlagen, die ohnehin der katholischen Unterweisung entsprach, die er in seiner Jugend empfangen.

Karl V. zögerte keinen Augenblick. Schon am 27. Juli erließ er ein Ausschreiben in das Reich, ganz im Sinne des Papstes und zwar in ungewöhnlich lebhaften Ausdrücken abgefaßt. Er beklagte sich, daß man sein Mandat von Worms nicht beobachte, daß man auf ein allgemeines Konzilium angetragen habe, ohne ihn, wie sich doch geziemt hätte, auch nur zu befragen. Er erklärte, daß er die beschlossene Zusammenkunft weder zugeben könne noch möge: die deutsche Nation wolle sich einer Sache unterfangen, die allen anderen, selbst in Verbindung mit dem Papste, nicht erlaubt sein würde, Ordnungen abzuändern, die so lange her unangefochten gehalten worden. Luthers Meinungen erklärte er für unmenschlich und verglich ihn, wie einst sein Lehrer Adrian, mit Mohammed. Bei Vermeidung des Verbrechens der beleidigten Majestät, Acht und Aberacht, verbot er die Versammlung.

Dergestalt gelang es dem römischen Hofe, wie er in Deutschland einige mächtige Glieder des Reiches

auf seine Seite gebracht, so auch dessen Oberhaupt in Spanien zu gewinnen, auf diesem Wege die ihm gefährlichen Beschlüsse der Reichsversammlung rückgängig zu machen; es war seine erste kräftige Einwirkung auf die kirchlichen Angelegenheiten in Deutschland.

Dahin führte es, daß der Kaiser, von Spanien aus, eine von den inneren Trieben des deutschen Lebens unberührte, nur nach seinen anderweiten Rücksichten berechnete Politik beobachtete. Überhaupt übte seine Regierung in diesen ersten Jahren nur einen negativen, zersetzenden Einfluß aus. Ohne etwas Ernstliches zu tun, um die Beschwerden gegen Rom zu heben, hatte er sich durch seine politische Stellung zu dem Edikt von Worms bewegen lassen, welches dann nicht ausgeführt werden konnte, auf der einen Seite die Antipathie der Nation erst recht entflammte, auf der anderen den Anhängern der Kurie eine Waffe in die Hände gab. Die sich bildende Konsolidation des Regimentes hinderte er durch die Verwerfung des Zolles, zu dem er doch erst seine Zustimmung gegeben, und fand ratsam, es darauf ganz zu zersprengen. Wohl ward ein anderes Regiment — zu Eßlingen — eingerichtet, das sich aber die Handlungen des vorigen zum Vorbilde nahm und weder Autorität genoß, noch Miene machte, sich solche zu verschaffen, nur der Schatten einer Regierung. Wir betrachteten, welche Aussichten für die Religion wie für die nationale Einheit sich an die Versammlung von Speier

knüpften. Von Spanien aus ward sie verboten, gleich als liege ein Verbrechen darin.

Und nicht allein auf Regierungseinrichtungen, Reichstagsbeschlüssen, sondern besonders auf einem vertraulicheren Verständnis der vorherrschenden Fürsten hat von jeher die Einheit von Deutschland beruht. Maximilian hatte in der zweiten Hälfte seiner Regierung empfunden, was ihm die Abneigung des Kurfürsten von Sachsen bedeute, und nur durch eine Beseitigung dieser Zwistigkeit, durch das Eingehen einer engen Verbindung mit dem ernestinischen Sachsen war die Wahl Karls V. möglich geworden; auch seitdem hatte man den Kurfürsten Friedrich wenigstens in allen äußerlichen Beziehungen als einen unzweifelhaften Verbündeten mit großer Rücksicht behandelt. Dieses Verhältnis löste der Kaiser jetzt auf. Er fand es seiner Weltstellung angemessener, vorteilhafter, seine Schwester Katharina mit dem Könige von Portugal, Johann III., zu vermählen, als mit dem Neffen des Kurfürsten von Sachsen, dem er sie zugesagt; er hatte Hannart beauftragt, diesen Entschluß dem sächsischen Hofe anzuzeigen. Wir erinnern uns, wie schmeichelhaft dem Bruder Friedrichs, Herzog Johann, der Antrag gewesen war, wie er nur Einwendungen der Bescheidenheit dagegen gemacht und zuletzt erfreut nachgegeben hatte. In demselben Grade empfindlich war ihm nun die Eröffnung Hannarts. Der sächsische Hof war tief betroffen. Die Freunde des Kurfürsten in der Umgebung des Erz-

herzogs hätten gewünscht, er möchte sich dagegen regen; allein wie er früher keinen persönlichen Anteil an den Verhandlungen genommen, so sagte er auch jetzt kein Wort: er bezwang seine Verstimmung. Nicht so zurückhaltend war Herzog Johann. Mit beleidigtem Selbstgefühl wies er jede Eröffnung, jedes Anerbieten, das ihm dagegen geschah, von sich; er ließ vernehmen, diese Sache sei ihm tiefer zu Gemüte gegangen, als jemals eine andere in seinem Leben.

Auch mit den übrigen Fürsten stand Österreich nur schlecht. Das Haus Brandenburg, das sich um der mainzischen sowie der preußischen Verhältnisse willen an das alte Regiment geschlossen, war durch dessen Sturz unangenehm berührt, sein Mißvergnügen so augenscheinlich, daß dem Hochmeister Albrecht Anerbietungen von Frankreich geschahen, die er jedoch nicht annahm. Die rheinischen Kurfürsten hielten im August eine Zusammenkunft, von der Erzherzog Ferdinand, wie er sagt, weder für sich noch für seinen Bruder etwas Gutes erwartete. Kurfürstliche Räte verschwiegen dem kaiserlichen Kommissar nicht, daß man unzufrieden mit dem Kaiser sei: man werde die Kapitulation desselben vor die Hand nehmen und, da er sie nicht erfüllt, zu der Errichtung einer anderen Art von Regierung schreiten, entweder unter einem Statthalter oder unter den Reichsvikaren oder unter einem römischen Könige, den man zu wählen gedenke. Auf einem großen Armbrustschießen zu Heidelberg, wo sich mehrere Fürsten versammelt, war da-

von die Rede; besonders ward innerhalb des pfälzisch-bayerischen Hauses mancherlei Verhandlung darüber gepflogen. Nicht so eng war der katholische Bund zwischen Bayern und Österreich, daß nicht in Herzog Wilhelm von Bayern die Idee aufgestiegen wäre, selber zur Krone zu gelangen.

Dergestalt löste die kaum zum Bewußtsein ihrer Tendenzen gelangte Einheit der Reichsregierung sich wieder auf: in einem so unendlich wichtigen, lebensvollen Momente, in welchem alle Kräfte der Nation in gewaltiger Regsamkeit nach unbekannten Regionen drängten, sich neue Zustände zu erschaffen trachteten, fehlte es an jeder leitenden Gewalt.

Daher kam es, daß nunmehr die lokalen Mächte allenthalben nach den in ihnen zur Herrschaft gekommenen Prinzipien verfuhren.

In den durch die Regensburger Beschlüsse vereinigten Gebieten begann die Verfolgung.

In Bayern finden wir Priester entsetzt oder verjagt, adelige Besitzer aus ihren Gütern getrieben, so lange bis sie abschwören. Das Drückende, die schwüle Luft des allgemeinen Zustandes wird besonders durch das bezeichnet, was einem herzoglichen Beamten, Bernhard Tichtel von Tutzing, begegnete. Er war in Geschäften des Herzogs auf einer Reise nach Nürnberg begriffen, als sich einer von jenen altgläubigen Professoren von Ingolstadt, Franz Burkhard, auf der Landstraße zu ihm gesellte; sie kehrten miteinander in Pfaffenhofen ein; nach dem Abendessen kamen sie

auf die Religionssachen zu sprechen. Tichtel mochte seinen Gefährten kennen: er erinnerte ihn, daß das neue Edikt Gespräche dieser Art verbiete; Burkhard entgegnete, das solle zwischen ihnen nichts zu bedeuten haben. Hierauf verhehlte Tichtel nicht, das Edikt werde sich nicht durchsetzen lassen und den Herzögen eher zum Schimpf gereichen; er erklärte sich selbst etwas zweideutig über das Fegefeuer, die Fastengebote; von blutigen Strafen wollte er nichts hören. In Burkhard, der den Herzögen bisher die gehässigsten Ratschläge gegeben, entbrannte hierüber die wilde Wut eines Verfolgers: er sagte gerade heraus, Kopfabhauen sei die gerechte Strafe der lutherischen Bösewichter; auch Tichtel nannte er einen Lutheraner. Obwohl er sich beim Abschiede versöhnt angestellt, eilte er doch, von dem entdeckten Verbrechen Anzeige zu machen: Tichtel ward verhaftet, in den Falkenturm gesperrt, einer Inquisition unterworfen und zum Widerruf genötigt; nur mit großer Mühe und durch gute Fürsprache entging er einer höchst entehrenden Strafe, die dem Herzog bereits vorgeschlagen worden.

Im Salzburgischen war ein wegen des Luthertums gefangener Priester, der nach Mitterfill geführt wurde, wo er lebenslänglich gefangen sitzen sollte, von ein paar Bauersöhnen befreit worden, während seine Schergen im Wirtshause zechten; dafür ließ der Erzbischof die armen jungen Menschen, ohne daß sie in offenen Rechten verhört worden waren, an un-

gewohnter Richtstatt, auf einer Wiese vor der Stadt, im Nonntal, eines Morgens früh heimlich enthaupten. Selbst der Scharfrichter hatte ein Bedenken, weil die Verurteilten nicht rechtlich überwunden seien; der Beamte des Bischofs sagte: „Tu, was ich dich heiße, und laß es den Fürsten verantworten".

In Wien war ein Bürgersmann, Kaspar Tauber, der über die Fürbitte der Heiligen, das Fegefeuer, die Beichte und das Geheimnis des Abendmahls unkatholische Meinungen geäußert, zum Widerruf verurteilt worden. An einem hohen Festtage, Mariä Geburt, wurden zu dem Ende auf dem Kirchhofe bei St.-Stephan zwei Kanzeln errichtet, die eine für den Chormeister, die andere für Tauber, dem man die Formel des Widerrufs einhändigte, die er ablesen sollte. Aber sei es nun, daß er das niemals versprochen, oder daß sich jetzt eine entgegengesetzte stärkere Überzeugung plötzlich in ihm hervordrängte, er erklärte, als er die Kanzel bestieg und alles Volk den Widerruf erwartete, daß er sich für unwiderlegt halte, und appellierte an das heilige Römische Reich. Er konnte wohl wissen, daß ihm dies nichts helfen werde: er ist kurz darauf enthauptet, seine Leiche verbrannt worden; aber sein Mut, seine Beständigkeit hinterließen einen unauslöschlichen Eindruck.

Noch einige andere waren mit Tauber gefangen worden; durch sein Beispiel geschreckt, leisteten sie den Widerruf, den man forderte, und kamen mit Verbannung davon.

Auch in den übrigen österreichischen Ländern ward mit großer Strenge verfahren. Die drei Regierungen von Innsbruck, Stuttgart und Ensisheim setzten einen Ausschuß zu Engen nieder, der sich zum Geschäft machte, die Bewegungen in ihren Gebieten zu unterdrücken. Es half den Waldshutern nichts, daß sie ihren Prediger, Balthasar Hubmaier, entlassen hatten; man erklärte ihnen zu Engen, man werde sie strafen, „man werde ihnen", so roh drückte man sich aus, „das Evangelium um die Ohren bläuen, daß sie die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen sollen"; man werde das Unkraut mit der Wurzel ausreißen; und schon war den übrigen Städten die Hilfe an Geschütz und Fußvolk auferlegt, womit man Waldshut überziehen wollte, als eine Schar freiwilliger Schweizer, besonders von Zürich, der Stadt zu Hilfe kam und den Regierungsausschuß doch bedenklich machte.

Nicht so leicht kam Kenzingen weg. Diese kleine Stadt ward wirklich überzogen und besetzt.

Weit und breit finden wir ähnliche Regungen. Zuweilen blieb man bei unblutigen Maßregeln stehen: man verbot die Bücher Luthers, duldete seine Anhänger nicht auf dem Predigtstuhle, entfernte sie aus den fürstlichen Räten, verjagte sie aus dem Lande; die Württemberger Regierung suchte allen Verkehr mit Reutlingen abzubrechen, weil es evangelische Prediger dulde. Dabei fehlte es aber auch nicht an den grausamsten Exekutionen. Wir finden Prädi-

kanten, denen die Zunge an den Pranger genagelt wird, so daß sie, sich selber verstümmelnd, sich losreißen müssen, wenn sie wieder frei werden wollen. Der Fanatismus beschränkter Mönche erwachte und suchte im niederen wie im oberen Deutschland seine Opfer. Welch eine schreckliche Untat ward an dem armen Heinrich von Zütphen zu Meldorf in Dithmarschen ausgeübt! Auch hier hatte sich eine kleine Gemeinde gebildet, die diesen Augustiner von Bremen auf eine Zeit lang zu sich berief und von den Regenten des Landes, den achtunddierzig, die Zusage erlangte, weil man ja doch eine Kirchenversammlung erwarte, daß indes das Evangelium lauter und rein gepredigt werden dürfe. Allein bei weitem stärker waren doch noch die Gegner, der Prior der Dominikaner von Meldorf, die Minoriten von Lunden: in Verbindung mit dem Vikar des bischöflichen Offizials wirkten sie einen entgegengesetzten Beschluß aus, durch den ihnen der arme Mensch, weil er gegen die Mutter Gottes predige, überlassen wurde. Ein trunkener Volkshaufen — Mönche trugen ihm die Fackeln voran — holte hierauf, bei Nacht, im Januar, den Prädikanten aus dem Pfarrhause hervor: unter greulichen Martern, bei denen sich Ungeschick und Grausamkeit vereinigten, brachten sie ihn um.

Demgegenüber aber schritt man nun auch auf der anderen Seite zu entschiedeneren Maßregeln.

Unmittelbar nach jenem Konvente von Regensburg hielten die Städte, die sich durch die Unterstützung

bedroht sahen, welche ihre Bischöfe bei den Fürsten zu finden schienen, einen großen Städtetag zu Speier und beschlossen, recht im Gegensatze mit jener Festhaltung der lateinischen Kirchenväter, daß von ihren Predigern nichts als das Evangelium, die prophetische und apostolische Schrift gepredigt werden solle. Damals erwarteten sie noch die Versammlung zu Speier, und ihre Absicht war, einen gemeinschaftlichen Ratschlag daselbst einzubringen. Nachdem dieselbe aber von dem Kaiser verboten worden und es den Anschein gewann, als werde man noch einmal den ernstlichen Versuch machen, das Wormser Edikt auszuführen, so vereinigten sie sich gegen Ende des Jahres zu Ulm, wider alle dahin zielenden Maßregeln einander zu Hilfe zu kommen. Weißenburg, Landau und Kaufbeuren, die schon Anfechtungen erfuhren, empfingen Anweisung für ihr Benehmen dabei.

Den Städten gesellte sich auch ein Teil der Herren zu. Im Namen der Grafen am Rhein, an der Eifel, im Wetterau, Westerwald und Niederland erschien Graf Bernhard von Solms auf der Versammlung und bat die Städte um ihr Bedenken sowohl über einen Reichsanschlag gegen die Türken, den man vorhatte, wie in der lutherischen Sache. Die Städte urteilten mit Recht, daß ihnen diese Vereinigung sehr nützlich sein werde; nachdem einige Schriften gewechselt worden, sah man sich einverstanden und beschloß dort zu Ulm, „sich in diesen wichtigen Sachen, gefährlichen Zeitläuften nicht voneinander zu sondern".

Worauf es nun aber hauptsächlich ankam, auch eine ganze Anzahl von Fürsten erklärte sich auf eine dem Regensburger Bündnis entgegengesetzte Weise.

Markgraf Kasimir von Brandenburg, der sonst nicht eben einen großen religiösen Schwung gezeigt hat, konnte doch der einmal aufgerufenen und zum Bewußtsein gebrachten Meinung seines Landes nicht widerstehen: er verwarf den Antrag, zu jenem Bündnis zu treten, indem er sich auf die Versammlung in Speier bezog, welche damals noch erwartet wurde. Als der Kaiser sie verbot, ergriff er das Mittel, nunmehr wenigstens für sein Territorium mit seinen Ständen übereinzukommen, daß daselbst nur das heilige Evangelium und Gotteswort Alten und Neuen Testamentes nach rechtem, wahrem Verstand lauter und rein gepredigt werden solle. So lautet der Landtagsabschied vom 1. Oktober 1524. Sein Bruder Georg, der sich zu Ofen am Hofe von Ungarn aufhielt, war damit noch nicht einmal zufrieden. Er meinte, daß man das göttliche Wort nicht allein predigen, sondern auch allen Menschensatzungen zum Trotz sich sonst danach halten solle.

Eine höchst unerwartete Veränderung zeigte sich in Hessen. Man hatte geglaubt, jene drei Kriegsfürsten, welche Sickingen besiegt und das Reichsregiment gestürzt hatten, würden nun auch die reformatorischen Ideen bekämpfen, die von ihren Gegnern unterstützt worden waren. Allein eben in dem kräftigsten von

ihnen tat sich sehr bald eine ganz entgegengesetzte Richtung hervor.

Eines Tages, im Mai 1524, begegnete Landgraf Philipp von Hessen, indem er zu jenem Armbrustschießen nach Heidelberg ritt, in der Nähe von Frankfurt dem ihm durch den Ruf wohlbekannten Melanchthon, der eben in seiner Heimat in der Pfalz gewesen und jetzt mit ein paar guten Freunden, die ihn dahin begleitet, auf der Rückreise begriffen war. Der Landgraf hielt ihn an, legte ihm, indem er ihn eine Strecke mit sich reiten ließ, einige Fragen vor, die sein großes Interesse an den religiösen Streitigkeiten zeigten, und entließ endlich den überraschten und verlegenen Professor nur unter der Bedingung, daß er ihm seine Meinung über die wichtigsten angeregten Punkte schriftlich kundtun möge. Melanchthon tat das mit gewohnter Virtuosität: kurz, bündig und überzeugend; er machte damit einen entscheidenden Eindruck. Nicht lange nach seiner Rückkunft von dem Feste erließ der Landgraf, ebenfalls in unverkennbarem Gegensatze mit den Regensburger Beschlüssen, am 18. Juli ein Mandat, worin er unter anderem befahl, das Evangelium lauter und rein zu predigen. Von Tag zu Tag vertiefte er sich mehr in die eigentümlichen Ansichten des neuen Dogma; schon im Anfange des folgenden Jahres hat er gesagt: er wolle eher Leib und Leben, Land und Leute lassen, als von Gottes Wort weichen.

Es scheint wohl, als sei in Heidelberg überhaupt

eine auf die Religion bezügliche Abrede genommen worden. Philipp von Hessen zweifelte anfangs nicht, daß auch der Kurfürst von der Pfalz ihm nachfolgen werde. Und wenigstens ließ sich dieser letztere zu keiner Verfolgung hinreißen, wenn es auch in seiner Natur nicht lag, so entschieden, wie er, zu Werke zu gehen.

Dagegen konnte man den verjagten Herzog von Württemberg bereits für gewonnen achten. In Mümpelgard hielten sich Prädikanten nach der neuen Weise bei ihm auf. Im Oktober 1524 bezeigt Zwingli seine Verwunderung und Freude, daß aus dem Saulus ein Paulus geworden.

Eine ähnliche unzweifelhafte Hinneigung bemerkte man an Herzog Ernst von Lüneburg, Neffen Friedrichs von Sachsen, der in Wittenberg studiert hatte und durch den Gang der hildesheimischen Angelegenheit in der Opposition gegen Österreich festgehalten wurde. Die ersten Anfänge der Reformation in Celle, unter seinem Schutze, fallen in das Jahr 1524.

Ihm gesellte sich Friedrich I., König von Dänemark, zu, seit dem vorigen Jahre alleiniger Herr in Schleswig und Holstein. Sein Sohn Christian und dessen Hofmeister Johann Ranzau waren auf dem Reichstage zu Worms gewesen: voll Bewunderung für Luther, durchdrungen von seiner Lehre, kehrten sie zurück. Denselben Mann, der Luther auf jener Reise begleitet hatte, Peter Suave, zogen sie in das Land. Allmählich ward denn auch der Herzog selber

gewonnen. Indem an so vielen Orten die blutige Verfolgung sich erhob, erließ Friedrich I. am 7. August 1524 eine Verordnung, in welcher er bei Leibes- und Lebensstrafe verbot, jemandem der Religion halber ein Leides zuzufügen: ein jeder, erklärte er vielmehr, möge sich nur immer so verhalten, wie er es gegen Gott den Allmächtigen verantworten könne.

Und noch weitere Aussichten eröffnete es, daß auch ein mächtiger geistlicher Fürst, der Hochmeister Albrecht von Preußen, sich von den Doktrinen des Papsttums abwandte. Während des Reichstages von Nürnberg hatten besonders die Predigten Osianders Eindruck auf ihn gemacht; er hatte die Schrift selbst in die Hand genommen und hielt sich überzeugt, daß sein Stand dem göttlichen Worte nicht eigentlich entspreche. Dazu kam nun, daß ihm mit dem Sturze des Regimentes, den Unfällen des Adels überhaupt, die letzte Hoffnung verschwand, Hilfe vom Reiche gegen Polen zu erlangen. In welche Gemütsstimmung mußte er geraten, da ihm jetzt keine Hoffnung übrig blieb, sich den alten Feinden gegenüber zu behaupten, und da er zugleich an seinem Berufe irre geworden war! In Begleitung des sächsischen Regimentsbeisitzers Planitz, dessen Gesinnung wir hinreichend kennen, nahm er nun seinen Rückweg durch Sachsen; hier sah er Luther. Der entschlossene Reformator, der die Dinge in ihrer inneren Notwendigkeit anschaute, gab ihm den Rat, die Ordensregel zu verlassen, sich zu vermählen und Preußen in ein erbliches

Fürstentum zu verwandeln. Der Hochmeister hatte fürstliche Besonnenheit und Zurückhaltung genug, um dazu nicht ausdrücklich seine Beistimmung auszusprechen; aber in seinen Mienen las man, wie sehr er dazu hinneigte. Wir werden sehen, wie bald er, durch die Lage seines Landes, durch den Gang, welchen seine Verhandlungen nahmen, vorwärts getrieben, zur Ausführung dieses Gedankens schritt.

Diese Folgen hatte es, daß das angekündigte Nationalkonzilium nicht zustande kam.

Man könnte nicht sagen, daß der Gewalt die Gewalt entgegengetreten sei, daß man dem entschlossenen Festhalten des Alten mit einem ebenso entschlossenen Ergreifen des Neuen geantwortet habe.

Wie wenig das der Fall war, zeigt sich unter anderem an dem Beispiele des Kurfürsten von Sachsen, der, wie sehr auch Luther dagegen eifern mochte, noch das ganze Jahr 1524 in seinem Allerheiligenstifte die Messe aufrechterhielt und den Mitgliedern desselben ihre klerikalischen Pflichten unaufhörlich einschärfte.

Die Summe des Ereignisses ist vielmehr: das Reich hatte beschlossen, in der großen Angelegenheit, welche alle Geister der Nation beschäftigte, mit gemeinschaftlicher Beratung zu Werke zu gehen; — dem Papste gelang es, die Ausführung dieser Absicht zu verhindern, einen Teil der deutschen Fürsten zu einer einseitigen Vereinbarung in seinem Sinne zu veranlassen: — die übrigen aber verfolgten die einmal

im Einklange mit den Reichsgesetzen eingeschlagene Bahn. Von der allgemeinen Versammlung mußten sie wohl zurückkommen, da der Kaiser dieselbe so ernstlich verbot; aber die alten Beschlußnahmen des Reiches dachten sie sich darum nicht wieder entreißen zu lassen. Sie blieben dabei stehen, was im Reichsabschiede von 1523 verordnet, was dann 1524, einigen Einwendungen und Zusätzen zum Trotz, seinem wesentlichen Inhalte nach bestätigt war. Alle die mancherlei Mandate dieses Jahres haben im Grunde noch keinen anderen Inhalt.

Dies ist der Ursprung der Spaltung, die seitdem noch nicht wieder hat beigelegt werden können, immer infolge desselben auswärtigen Einflusses, der sie damals hervorrief. Höchst merkwürdig, daß sich schon in jener Zeit alle die Hinneigungen offenbarten, die hernach Jahrhunderte lang ausgehalten: ihre Festsetzung, ihren Fortgang werden wir noch weiter zu beobachten haben; gleich im ersten Momente aber zeigte sich die ganze Unermeßlichkeit der Gefahr, die man damit über sich hereinzog.

Sechstes Kapitel.

Der Bauernkrieg.

Die öffentliche Ordnung beruht immer auf zwei Momenten: einmal dem sicheren Bestehen der herrschenden Gewalten, sodann der Meinung, die, wenn nicht in jeder Einzelheit — denn das wäre weder zu wünschen noch auch möglich —, doch im allgemeinen das Bestehende billigt, damit übereinstimmt.

Zu jeder Zeit wird es Streitigkeiten über die Staatsverwaltung geben; solange dabei die Grundlage der allgemeinen Überzeugung unerschüttert bleibt, haben sie eine so große Gefahr nicht. Unaufhörlich schwanken die Meinungen, bilden sich weiter; solange ihnen eine starke öffentliche Macht zur Seite steht, die ja an der Entwickelung selber Teil nehmen muß, ist keine gewaltsame Bewegung davon zu besorgen.

Sobald aber in demselben Augenblicke die konstituierten Mächte irre werden, schwanken, sich anfeinden, und Meinungen die Herrschaft erlangen, die sich dem Bestehenden in seinem Wesen entgegensetzen, dann treten die großen Gefahren ein.

Der erste Anblick zeigt, daß Deutschland jetzt in diesem Falle war.

Die Reichsregierung, die mit so vieler Mühe zustande gekommen und im allgemeinen das Vertrauen der Nation genoß, war gesprengt; was an deren Stelle getreten, war nur ein Name, ein Schatten. Der Kaiser war entfernt, und in den letzten Jahren waren seine Einwirkungen nur negativer Art gewesen: er hatte nur immer das Beschlossene verhindert. Zwischen den beiden Hierarchien, an deren Aufrichtung die vergangenen Jahrhunderte gearbeitet, der geistlichen und der weltlichen, zeigte sich ein tiefer, allgemeiner Zwiespalt. Das Verständnis der vorwaltenden Fürsten, worauf immer die Einheit des Reiches beruht hatte, war vernichtet. In den wichtigsten Angelegenheiten, die jemals vorgekommen, war die Aussicht verschwunden, es zu gemeinschaftlichen Maßregeln zu bringen.

Das brachte nun aber auf die allgemeine Stimmung der Nation eine große Rückwirkung hervor. Bisher hatte eine Art von Einverständnis, das keiner weiteren Bestimmung bedurfte, das sich von selbst ergab, zwischen den Tendenzen der Reichsregierung und der gemäßigten Haltung, welche Luther eingenommen, bestanden: eben dadurch hatte man die destruktiven Meinungen, die sich 1522 regten, überwinden, beseitigen können; jetzt aber, da sich keine Veränderung durch einen Reichsbeschluß weiter erwarten ließ, konnte auch Luther seine überlegene Stellung nicht mehr behaupten, und die niedergekämpften Theorien brachen wieder hervor. In dem

Gebiete seines Fürsten selbst, in dem kurfürstlichen Sachsen, hatten sie sich Freistätten verschafft.

In Orlamünde, einer von jenen dem Wittenberger Stifte zugunsten der Universität inkorporierten Pfarren, predigte Karlstadt. Er hatte sich hier, nicht eben auf das regelmäßigste, im Widerspruche mit den ordentlichen Kollatoren, kraft eines gewissen Anspruches, den er als Mitglied des Stiftes erhob, doch hauptsächlich durch die Wahl der Gemeinde in Besitz gesetzt und nun die Bilder beseitigt, den Gottesdienst auf seine eigene Hand eingerichtet, über die Lehre von der Kirche, namentlich auch über die Verbindlichkeit des mosaischen Gesetzes die wunderlichsten Ansichten verbreitet. Es kommt ein Mann vor, der auf Karlstadts Rat zwei Frauen zu nehmen begehrt. So durchaus vermischte dieser kühne und verworrene Geist das nationale und das religiöse Element des Alten Testamentes. Luther meinte, in kurzem werde man in Orlamünde die Beschneidung einführen. Er hielt es für notwendig, seinen Fürsten gegen Unternehmungen dieser Art ernstlich zu warnen.

Schon war auch Jakob Strauß zu Eisenach auf einen ähnlichen Abweg geraten. Er eiferte besonders wider die Sitte, Zinsen von einem Darlehen zu nehmen; indem er meinte, an die heidnischen Satzungen der Juristen sei man nicht gebunden, und dagegen die mosaische Einrichtung des Jubeljahres, „in welchem ein jeder wieder zugelassen werden soll zu seinen verkauften Erbgütern", für ein noch immer gültiges Ge-

bot Gottes erklärte, stellte er den gemeinsamen bürgerlichen Zustand in Frage.

Unfern von da hatte sich Thomas Münzer eine Kirche nach den Ideen, die einst in Zwickau und Wittenberg unterlegen waren, gegründet. Er ging nach wie vor von der innerlichen Offenbarung aus, der er allein Wert beilegte; aber noch entschiedener als früher predigte er die taboritische Doktrin, man müsse die Ungläubigen mit dem Schwerte ausrotten und ein Reich aus lauter Gläubigen aufrichten.

Es konnte schon an und für sich nicht anders sein, als daß diese Lehren in ganz Deutschland Anklang und Wiederholung fanden. Auch im Württembergischen predigte man den Bauern vom israelitischen Jubeljahre. „O lieber Mensch", sagte Dr. Mantel, „o armer frommer Mensch, wenn diese Jubeljahre kämen, das wären die rechten Jahre". Otto Brunfels, der sich bisher sehr gemäßigt ausgedrückt, ließ 1524 zu Straßburg eine Anzahl Sätze über den Zehnten erscheinen, in denen er denselben für eine Einrichtung des Alten Testaments erklärte, welche durch das Neue aufgehoben sei, und den Geistlichen alles Recht dazu absprach. In ähnlichem Sinne ließen sich Christoph Schappeler zu Memmingen, Jakob Wehe zu Leipheim, Balthasar Hubmaier zu Waldshut, Johann Wolz auf den Dörfern bei Hall vernehmen. In Hof treffen wir noch einmal auf Nikolaus Storch, der auch da mit seinen Offenbarungen Glauben fand und zwölf Apostel um sich sammelte, die seine Lehre in Deutschland ver-

breiten sollten. Daß Münzer und Karlstadt, und zwar nicht ohne Zutun Luthers, endlich aus Sachsen entfernt wurden, trug zur Ausbreitung und Verstärkung dieser Bewegung ungemein bei. Sie wandten sich beide nach Oberdeutschland. Erst jetzt trat Karlstadt mit seiner Lehre vom Abendmahl unumwunden hervor; so unhaltbar die Auslegung sein mochte, die er selber vortrug, so mächtig und von unermeßlicher Wirksamkeit war doch die Anregung, die er damit gab. Münzer nahm seinen Weg über Nürnberg nach den schweizerischen Grenzen; wie um jenen die Gelehrten, so sammelten sich um diesen die Schwärmer, „die jungen Münzer", wie sie sich nannten: er bestärkte sie in der Verwerfung der Kindertaufe, was nun allmählich das Wahrzeichen der auf einen allgemeinen Umsturz sinnenden Partei wurde.

Zugleich mit dem Zerfall der herrschenden Gewalten erhob sich dergestalt eine allem Bestehenden entgegengesetzte Meinung, welche unabsehbare Möglichkeiten einer neuen Gestaltung der Dinge in der Ferne zeigte.

Da geschah denn das Unvermeidliche.

Wir erinnern uns, wie es seit mehr als dreißig Jahren in den Bauerschaften des Reiches gärte, wie manchen Versuch der Erhebung sie machten, welch ein mächtiger Widerwille gegen alle gesetzlichen Gewalten sich in ihnen regte. Ihre politischen Tendenzen waren aber von jeher, lange ehe man an die Kirchenreformation dachte, von einem religiösen Element durchdrungen. Es findet sich bei jenen Bar-

füßern in Eichstädt, dem Hause Behaim im Würzburgischen, den Bauern in Untergrumbach. Joß Fritz, der 1513 den Bundschuh zu Lehen im Breisgau erneuerte, ward durch den Pfarrer des Ortes in seinem Vorhaben bestärkt: denn dadurch werde die Gerechtigkeit einen Fürgang gewinnen; Gott wolle den Bundschuh, wie man aus der Schrift beweisen könne: es sei ein göttlich Ding darum. Der arme Kunz von Württemberg im Jahre 1514 erklärte, daß er der Gerechtigkeit und dem göttlichen Rechte einen Beistand tun wolle; unmittelbar nach einer Predigt eines sonst sehr rechtgläubigen ehemaligen Professors der katholischen Theologie, Dr. Gaislin, an den Ufern der Glems, hat sich dort der Aufruhr erhoben.

Es leuchtet ein, welche Nahrung Ideen dieser Art in den reformatorischen Bewegungen, durch welche die Autorität der Geistlichkeit so tief erschüttert ward, überhaupt finden mußten; aber nicht minder klar ist es, wie die evangelische Predigt, die an und für sich andere Gesichtspunkte verfolgte, von diesen schon vorher so mächtigen Regungen ergriffen werden konnte; sie hat dieselben nicht erzeugt, sie ließ sich vielmehr selber von ihnen hinreißen. Denn nicht alle konnten die Geister unterscheiden wie Luther. Man lehrte wohl, weil alle eines Vaters Kinder und alle gleich mit dem Blute Christi erlöst seien, müsse es auch fortan keine Ungleichheit geben, weder des Reichtums noch des Standes. Mit den Klagen über die Mißbräuche der Geistlichkeit vereinigte man die alten Beschwerden

über Fürsten und Herren, ihr Kriegführen, die strenge und nicht immer rechtliche Verwaltung ihrer Beamten, den Druck, unter welchem der Arme seufze, und behauptete endlich, daß, wenn die geistliche Gewalt antichristlich sei, es mit der weltlichen nicht besser stehe: des Heidentums und der Tyrannei klagte man sie an. „Es wird nicht mehr so gehn wie bisher", schließt eine dieser Schriften; „des Spiels ist zu viel; Bürger und Bauern sind dessen überdrüssig; alles ändert sich: Omnium rerum vicissitudo".

Die erste Bewegung trat in den nämlichen Gegenden ein, wo sich schon die meisten früheren Regungen gezeigt, dort, wo der Schwarzwald die Donauquellen von dem oberen Rheintale scheidet. Es kamen hier viele Umstände zusammen: die Nähe der Schweiz, mit der man in den mannigfaltigsten Verbindungen stand; die besondere Strenge, mit der die österreichische Regierung zu Ensisheim, jene Kommission zu Engen auch die unbescholtenen Prediger der neuen Lehre verfolgte; der Anteil, den der Graf von Sulz, oberster Regent zu Innsbruck, Erbhofrichter zu Rothweil, persönlich an diesen Maßregeln nahm, — wie denn auch die Grafen von Lupfen und Fürstenberg als besondere Feinde der Lutherischen und der Bauern bezeichnet wurden; — die Anwesenheit des Herzogs Ulrich von Württemberg auf Hohentwiel, der in diesen österreichisch-gesinnten Edelleuten seine vornehmsten Feinde sah und alles gegen sie in Bewegung setzte; endlich wohl auch die Folgen eines Hagelschlages, der im Sommer 1524 die

Hoffnungen der Ernte im Klettgau vernichtete. Der Aufruhr brach in der Stühlinger Landschaft, dem Gebiete des Grafen Sigismund von Lupfen, aus. Wenn es wahr ist, was die zeitgenössischen Chroniken versichern, daß der sonderbare Einfall der Gräfin von Lupfen, ihre Untertanen Schneckenhäuschen sammeln zu lassen, um Garn darauf zu winden, die Widersetzlichkeit derselben zunächst hervorrief, so traf wohl nie ein geringfügigerer, grillenhafterer Anlaß mit gewaltigeren Regungen zusammen. Am 24. August 1524 zog ein Stühlinger Bauer und Kriegsmann, Hans Müller von Bulgenbach, an der Spitze einer ansehnlichen Schar empörter Landleute unter schwarz-rotweißer Fahne zur Kirchweih in Waldshut ein; aber bei weitem zu gering wäre ihm der Widerstand gegen einen einzelnen Grafen gewesen: er gab die Absicht kund, eine evangelische Brüderschaft zu errichten, um die Bauerschaften im Reiche deutscher Nation insgesamt freizumachen. Ein kleiner Beitrag, den die Mitglieder zahlten, wurde für die Boten bestimmt, welche nach allen Seiten ausgehen und die Verbindung über die sämtlichen deutschen Gebiete verbreiten sollten. Nicht in ihm selbst werden diese Entwürfe entsprungen sein. Es waren die Gedanken des Thomas Münzer, der schon seit lange nach allen Seiten Verbindungen angeknüpft hatte und persönlich sich bald nach diesen Gegenden wandte. Ein paar Wochen hielt sich Münzer in Griesheim auf, dann durchzog er den Hegau, Klettgau — denn einen festen Sitz konnte er

nicht finden — und predigte überall von der Befreiung Israels und der Aufrichtung eines himmlischen Reiches auf Erden. Nach und nach traten die Untertanen der Grafen Werdenberg, Montfort, Sulz, des Abts von Reichenau, des Bischofs von Konstanz den Stühlingern bei. Die Sulzischen fragten vorher bei den Zürichern an, in deren Bürgerrechte ihr Herr stand, und obgleich diese, wie sie dem Grafen versicherten, den Aufruhr nicht billigten, so trugen sie doch kein Bedenken, die Duldung der evangelischen Predigt zur Bedingung des Gehorsams zu machen.

Es ist sehr der Mühe wert, den Gründen und Anlässen dieser Bewegungen in den einzelnen Gebieten genauer nachzuforschen, als bisher geschehen ist: die verschiedenen Momente, welche den Bauernaufruhr erzeugten, greifen hier am unterscheidbarsten ineinander. Eben hier gestalteten sie sich zu allgemeinen Ideen, die in ihrer Verknüpfung eine so ungemeine Kraft bewiesen haben, die Gemüter zu entzünden und zu fesseln. Vergebens riefen die bedrängten Herrschaften den schwäbischen Bund zu Hilfe. Den einen oder den anderen Haufen mochte dessen Einschreiten bewegen, sich unter guten Versprechungen nach Hause zu begeben; allein wo es zu einem ernstlichen Zusammentreffen kam, da behaupteten sich die Bauern. Den anrückenden Reisigen und Fußvölkern des Bundes unter Jakob von Landau gegenüber nahmen sie eine feste Stellung zwischen Ewattingen und Rietheim, aus der sie nicht vertrieben werden konnten. Um so we-

niger vermochte hierauf der Eifer wohlgesinnter Vermittler eine Vereinbarung zustande zu bringen. Die Bauern faßten ihre Beschwerden in sechzehn Artikeln zusammen, die sie keine Scheu hatten dem Reichsregiment zu Eßlingen vorzulegen. Wollten aber die Herren so im ganzen nicht auf dieselben eingehen, so weigerten sich die Bauern, das mindeste davon nachzulassen: hatten sie doch noch viel weiter reichende Entwürfe. Zu Ende des Jahres 1524, Anfang 1525 beherrschten sie das ganze Land. Die Herren und Beamten mußten zuletzt hinter den festen und von einer ergebenen Bürgerschaft verteidigten Mauern von Radolfzell ihr Heil suchen.

Indem aber hatten sich schon in weiteren Kreisen verwandte Bewegungen erhoben.

Nirgends mögen wohl die Beschwerden der Untertanen begründeter gewesen sein, als im Stift Kempten. Unaufhörlich erwarben oder bauten oder reisten die Äbte; unaufhörlich mußten die Untertanen steuern. Schon 1492 war hierüber ein Aufruhr ausgebrochen; aber er hatte zu keiner Abhilfe geführt. Fortwährend wurden die freien Bauern, die noch sehr zahlreich in dem Stifte saßen, zum Stande der Zinser, die Zinser zur Leibeigenschaft herabgedrückt, die Leibeigenen zu Verschreibungen, die ihren Zustand noch verschlimmerten, genötigt; lehenfreie Höfe wurden eingezogen, zehntfreie Güter dem Zehnten unterworfen, das Schirmgeld der Bauern auf das Zwanzigfache gesteigert; die Gerichte der Märkte, die Nutzungen der

Landgemeinden zog man ein: zuweilen ist die geistliche Gewalt angewendet worden, um diese Anmaßungen durchzuführen. Kein Wunder, wenn im Jahre 1523, als ein neuer Abt, Sebastian von Breitenstein, eintrat, die Untertanen nur mit dem Vorbehalt huldigen wollten, daß er ihre Beschwerden abstelle. Und wirklich ließ er dies anfangs hoffen; aber die dreizehn Tagsatzungen, die darüber gehalten wurden, waren alle vergeblich. Der Abt rief zuletzt aus: er wolle es dabei lassen, wie er es gefunden; würden die Untertanen ihm nicht gehorchen, so solle Georg Frundsberg über sie kommen. Wahrhaftig, eine sehr unzeitige Übertreibung der geistlichen Herrschaftsrechte, eben als niemand mehr an den Grund derselben, die göttliche Autorität dieser Geistlichkeit glauben wollte. Hatte dergestalt der Abt auf Gewalt provoziert, so glaubten seine Untertanen auf Verteidigung denken zu dürfen. Am 23. Januar 1525 hielten die Gotteshausleute eine Zusammenkunft auf ihrer alten Malstätte zu der Luibas. Sie beschlossen, ihre Sache vor Richtern und Räten des Bundes rechtlich durchzusetzen, nötigenfalls aber auch die Sturmglocke anzuziehen und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Schon sahen sie rings um sich her Verbündete. Ähnliche, wenn nicht gleiche Beschwerden, die Macht des Beispiels, die Aussicht auf Erfolg brachten über ganz Schwaben hin die Bauerschaften in Bewegung. Im Februar erhoben sich die Algäuer wider den Bischof

von Augsburg unter dem Hauptmann Dietrich Hurlewagen von Lindau und traten mit den Gemeinden von Kempten in engen Bund. Am 27. Februar versammelten sich die beiden Landschaften zu gemeinschaftlicher Beratung an der Luibas. Wer in diesen Bezirken sich weigerte, ihnen beizutreten, dem ward ein Pfahl, wie die Walliser Matze, vor das Haus gesetzt, zum Zeichen, daß er ein öffentlicher Feind sei. Auf ihre Aufforderung gesellten sich ihnen die Seebauern zu, weit und breit an dem Bodensee und über das Gebirg hin nach Pfullendorf, unter Eitelhans von Theuringen, den seine Anhänger „als einen guten Gotteshauptmann rühmen, der die Hand getreulich über sie gehalten"; nirgends durfte die Glocke zum Gottesdienst angezogen werden: wenn man sie hörte, bedeutete es Sturm, und alles Volk eilte auf den Sammelplatz bei Bermatingen. Ein dritter Haufe bildete sich um Ried aus den Untertanen des Abtes von Ochsenhausen, des Freiherrn von Waldburg und vieler anderer Herren und Städte; die Dörfer, die sich nicht anschließen wollten, wurden mit Verwüstung und Brand bedroht; das Volk an der Iller lief ihm zu; er hatte seinen Mittelpunkt um Baldringen.

So vereinigt und zu einer furchtbaren Macht angewachsen, legten nun die Bauerschaften ihre Beschwerden dem schwäbischen Bunde aufs neue vor. Im Laufe des März war in Ulm mit den drei Haufen noch einmal unterhandelt. War es aber nicht das Wesen des Bundes selbst, was jene Beschwerden ver-

anlaßte? Waren es nicht die unaufhörlichen Kriege, deren Kosten auf die Untertanen umgelegt oder durch Erhöhung der alten Rechte beigetrieben wurden, der Rückhalt, den er den einzelnen Herren gab? Aus eben denen war er zusammengesetzt, gegen welche die Beschwerden erhoben worden. Da zeigte sich recht, welch ein Unglück es war, daß das Reichsregiment an Macht und Ansehen vor kurzem so unendlich verloren hatte. Wohl schickte es auch jetzt zwei seiner Mitglieder, Frieden zu gebieten und Versöhnung zu versuchen, und diese schlugen vor, ein Austragsgericht aufzustellen, dergestalt, daß jeder Teil einen Fürsten und drei Städte ernenne, vor denen die Beschwerden verhört, nach deren Gutachten sie abgestellt werden sollten. Allein das Regiment war bei weitem zu schwach, um auch nur so wenig eingreifenden Vorschlägen Gehör zu verschaffen. Eine kurze Zeit — Februar und März — hatte der Einfall des Herzogs von Württemberg in das schwäbische Gebiet den Bund beschäftigt. Was würde wohl geschehen sein, wenn die Eidgenossen, auf die sich dieser Fürst abermals verließ, jetzt, wie es doch ihr Vorteil zu sein schien, bei ihm ausgehalten hätten? Denn sehr gut hängt es zusammen, daß die Schweizer, gegen welche der schwäbische Bund ursprünglich mit gerichtet war, den Herzog unterstützten, der denselben angriff, und die Bauern, die sich gegen ihn empörten; — eben diese Gefahr hatte die Bundesräte vermocht, auf Unterhandlungen einzugehen. Aber auch diesmal

überwogen andere Betrachtungen bei der Tagsatzung, und sie rief, als der Herzog bereits in die Vorstädte von Stuttgart gedrungen, ihre Leute mit allem Nachdruck von ihm ab; der Herzog mußte unverrichteter Dinge zurückweichen. Hierdurch nun bekam der Bund freie Hand gegen die Bauern. Ohne weitere Rücksicht forderte er sie auf, erst die Waffen niederzulegen: dann wolle er mit ihnen unterhandeln. Da die Bauern viel zu weit gegangen, um sich dazu noch verstehen zu können, so trug der Bund, auf das beste gerüstet, wie er war, kein Bedenken, zur Gewalt zu schreiten. Da sollte er aber noch einmal einen ganz unerwarteten Widerstand finden. Abgesonderte Trupps waren leicht auseinandergesprengt, ein oder der andere kleine Ort bald überwältigt; — aber den größeren Haufen war damit nichts abgewonnen. So viel wenigstens hatte der Angriff des Herzogs den Bauern genützt, daß sie Zeit gewannen, sich zu großen Massen zu vereinigen, die selbst einem Kriegsanführer, wie Truchseß, Respekt einflößen konnten. Von vielen Leuten hatten nicht wenige die Waffen im Felde geführt. Reizte der Bund durch den Druck der Auflagen und der Religion die Bewegung auf, so hatte er auch die Untertanen in steten Kriegen wehrhaft gemacht. Eben dies Gefühl der Wehrhaftigkeit bildete ein wichtiges Moment zur Empörung. In den Fußvölkern des Bundes, die nicht selten mit diesen Bauern unter den nämlichen Fahnen gedient, regte sich ein natürliches Einverständnis mit ihnen. Und nun erst, nachdem die letzten Unterhand-

lungen sich zerschlagen, nahm der Aufruhr einen recht entschiedenen Charakter an. Die zwölf Artikel waren erschienen, und ein jeder erfuhr, was er zu erwarten, wofür er die Waffen zu ergreifen habe. Diese Artikel enthalten dreierlei Forderungen. Vor allem wird darin Freiheit der Jagd, des Fischfangs und der Holzung, Abstellung des Wildschadens in Anspruch genommen. Wie oft seit der Gründung des feudalistischen Staates haben die Bauern in allen Ländern Klagen über ihre Beschränkungen in dieser Hinsicht ausgesprochen! Schon im Jahre 997 in der Normandie finden wir sie. Ferner dringen die Artikel auf Abschaffung einiger neu aufgelegten Lasten, neuer Rechtssatzungen und Strafen, Wiederherstellung der hier und da eingezogenen Gemeindegüter, wie wir denn das Weiterumsichgreifen der Herrschaften soeben bemerkten. Endlich aber treten auch hier die geistlich reformierenden Bestrebungen ein; die Bauern wollen nicht mehr leibeigen sein: denn Christus habe auch sie mit seinem kostbaren Blute erlöst; sie wollen den kleinen Zehent nicht mehr zahlen, sondern nur den großen: denn diesen habe Gott im Alten Testamente festgesetzt; hauptsächlich fordern sie das Recht, ihre Prediger selbst zu wählen, um von ihnen in dem wahren Glauben unterwiesen zu werden, „ohne den sie nichts sein würden, als Fleisch und Blut, und zu gar nichts nütze". Das Charakteristische der Artikel ist eine Vermischung geistlicher und weltlicher Forderungen, eine Herleitung der letzten aus den ersten,

die allerdings dem Sinne Luthers, den reinen Tendenzen der Reform widerspricht, allein doch auch von den Ideen einer allgemeinen Umwälzung weit entfernt ist, eigentlich über das dem gemeinen Menschenverstande Naheliegende nicht hinausgeht. Was die politischen Forderungen an sich betrifft, so ist darin das Lokale und Besondere vor dem Gemeinsamen oder Allgemeingültigen zurückgetreten, wie das auch notwendig war, wenn verschiedene Haufen sich vereinigen sollten; der Verfasser der Artikel, wer es auch sein mag, hat dabei Einsicht und Talent gezeigt. Denn nur so war es möglich, daß dieselben allgemeinen Beifall finden, als das Manifest der gesamten Bauerschaften betrachtet werden konnten. Dabei traten aber die weiterreichenden Forderungen keineswegs ganz zurück. Alles Volk des Schwarzwaldes, vom Wutachtal bis zum Dreisamtal, sammelte sich jetzt um jenen Hans Müller von Bulgenbach. Glänzend anzusehen, mit rotem Mantel und rotem Barett, an der Spitze seiner Anhänger, zog er von Flecken zu Flecken; auf einem mit Laub und Bändern geschmückten Wagen, einer Art von Carroccio, ward die Haupt- und Sturmfahne hinter ihm hergefahren. Ein Zierhold bot allenthalben die Gemeinden auf und verlas die zwölf Artikel. Aber schon blieb der Hauptmann dabei nicht stehen: er erklärte sie für das Wahrzeichen der evangelischen Verbrüderung, die er stiften wolle. Wer sie nicht annehme, den werde die Vereinigung in den weltlichen Bann erklären. Schon seien die Herren

von den Schlössern, die Mönche und Pfaffen in Klöstern und Stiftern mit diesem Banne belegt. Auch diese aber wolle man in die allgemeine Verbindung aufnehmen, wenn sie sich entschließen würden, in gewöhnlichen Häusern zu wohnen, wie andere Leute; dann wolle man ihnen alles gewähren, was ihnen aus göttlichem Rechte gebühre. Seine erste noch vage Idee von der evangelischen Brüderschaft bekam hierdurch einen sehr bestimmten Inhalt. Auf eine radikale Veränderung der öffentlichen Verhältnisse war es damit abgesehen.

Im Laufe des April 1525 ließ es sich an, als könne es wirklich am Ende zu einer solchen kommen.

Es ist sehr merkwürdig, daß, wie Münzer in Oberschwaben, auf eine ähnliche Weise Dr. Karlstadt, ein geborener Franke, in Franken an dem Ausbruch der Bewegung Anteil hatte. Von Straßburg verwiesen und zur Rückreise genötigt, aber hier allenthalben verfolgt, und zwar mit doppeltem Abscheu, da seine Zweifel an dem Sakrament ruchbar geworden, fand er endlich einen Zufluchtsort in Rothenburg an der Tauber, wo die Zustände seinen Tendenzen entsprachen. Die Bürgerschaft von den Zünften forderte eine Durchführung der nur eben begonnenen Kirchenveränderung, der sich die Geschlechter, die Erbaren, widersetzten, die ohnehin nicht mit vollem Rechte herrschten. Zur Seite stand den Zünften eine hier besonders kräftige, kriegsfertige Bauerschaft in der Landwehre, welche ebenfalls mit nicht ganz recht-

mäßigen Auflagen heimgesucht worden war und die Freiheit des Evangeliums verlangte. Wie wir Karlstadt kennen, so mußte er diese Bestrebungen billigen. Von dem Rate bereits verbannt, aber von einigen mächtigen Mitgliedern desselben insgeheim zurückbehalten, erschien er plötzlich bei dem Marterbild am großen Gottesacker in seinem Bauernrock und weißem Filzhut und ermahnte die Landleute, von ihrem Vorhaben nicht abzulassen. Es versteht sich aber, daß die Bewegung bei den religiösen Neuerungen nicht stehen blieb. In der letzten Woche des März erhoben sich Unruhen zuerst auf dem Lande, dann in der Stadt, in welchen hier ein Ausschuß aus den Zünften die öffentliche Gewalt an sich riß, dort aber die Bauerngemeinden sich zu einer großen Genossenschaft verbanden, ihre Beschwerden, die zwar geistlich begründet, aber keineswegs rein geistlicher Natur waren, vortrugen und die Waffen ergriffen, um ihre Abstellung zu erzwingen. Und noch rascher als in Schwaben entwickelte sich in Franken die schon insgeheim vorbereitete Bewegung, es sei nun, daß jene von Hans Müller ausgesendeten Boten hier wirkliche Verabredungen zustande gebracht, oder daß das Beispiel der Nachbarn mißvergnügte Volkshäupter aufgereizt hatte. In einem Teile des Odenwaldes, genannt der Schüpfergrund, versammelten sich ein paar tausend Bauern, aufgeregt durch die zwölf Artikel, die ihnen zu Handen gekommen, und wählten den Wirt von Ballenburg, Georg Metzler, in dessen Hause sie

die ersten Vorbereitungen getroffen, einen verwegenen Menschen, der im Saus und Braus eines vielbesuchten Wirtshauses seine Tage zugebracht, zu ihrem obersten Hauptmann. In Böckingen, in Mergentheim, an vielen anderen Orten wurden ähnliche Versammlungen gehalten. Man begann in der Regel damit, die Fasten zu brechen; ein Gelag ward veranstaltet, bei dem dann der Beredteste, Unzufriedenste das Wort nahm; die zwölf Artikel wurden hervorgezogen, gelesen und gebilligt; ein Anführer ward ernannt, die Sturmglocke gezogen: so brach der Aufruhr los, der fast allenthalben damit anfing, daß man sich eines Mehlvorrats, eines Weinkellers bemächtigte, oder einen herrschaftlichen Teich ausfischte. Auf den Pferdlein der Pfarrer sah man die neuen Hauptleute daherstolzieren. Wie leichtsinnig auch diese Anfänge aussahen, der Fortgang, den sie nahmen, war um so ernster. An den bestimmten Tagen vereinigten sich die Haufen von allen Seiten, nicht gerade an den Malstätten, sondern bei den Klöstern, die sie dem Verderben bestimmt, z. B. bei Schefterstheim, und schwuren einander zu, weder geistlichen noch weltlichen Fürsten fernerhin Steuer, Zins, Zoll oder Zehnt zu zahlen bis zum Austrag, in Zukunft wie einen Gott, so nur einen Herrn zu haben. Es ist, als führe eine geheime Leitung die Empörten nach einem bestimmten Ziele. Ihre Absicht war, sich zwar zunächst von den Herrschaften zu befreien, aber dann mit ihnen zu verbünden und eine gemeinschaftliche Richtung gegen die Geistlichkeit, vor

allen gegen die geistlichen Fürsten zu nehmen. Zwei Haufen begaben sich ins Feld, um diese Sache mit Gewalt durchzusetzen, der eine, genannt der schwarze, von Rothenburg her unter Hans Kolbenschlag, der andere, der sich vorzugsweise den hellen nannte, vom Odenwald unter Georg Metzler. Die Herrschaften wurden genötigt, die zwölf Artikel anzunehmen, von welchen der Odenwalder Haufe eine besondere Erklärung erließ, in der er vor allem auf Abschaffung des Todfalls, des kleinen Zehnten und der Leibeigenschaft drang, — überhaupt nicht ohne die lokalen Modifikationen, die man nötig erachtete, und mit dem Vorbehalte weiterer Reformen. Und diesen Haufen stellte sich nun kein Bundesheer entgegen wie in Schwaben: niemand konnte ihnen widerstehen. Die Grafen von Hohenlohe und Löwenstein, der Komtur des deutschen Ordens zu Mergentheim, der Junker von Rosenberg wurden nacheinander genötigt, die Bedingungen zu unterschreiben, die ihnen die Bauern machten, und sich der Reform, die sie einführen würden, im voraus zu unterwerfen. Die Grafen Georg und Albrecht von Hohenlohe bequemten sich, auf dem Grünbühl vor dem Heere der Bauern zu erscheinen: „Bruder Georg und Bruder Albrecht," rief ihnen ein Keßler von Öhringen zu, „kommt her und gelobt den Bauern, bei ihnen als Brüder zu halten; denn auch ihr seid nun nicht mehr Herren, sondern Bauern." Wehe denen, die sich widersetzten, wie Graf Helfenstein in Weinsberg! In den Bauern entzündete sich bei

dem ersten Widerstande ihre angeborene Roheit zu dem wildesten, übermütigsten Blutdurst: sie schwuren, alles zu töten, was Sporen trage; als sie Helfensteins mächtig geworden, war es vergebens, daß sich seine Gemahlin, natürliche Tochter Kaiser Maximilians, ihren Knaben auf dem Arme, vor den Oberhäuptern niederwarf: man bildete eine Gasse, ein pfeifender Bauer schritt dem Schlachtopfer voran; unter Trompeten- und Schalmeienklang ward Helfenstein in die Spieße seiner Bauern gejagt. Da beugte sich jedermann: der ganze Adel vom Odenwald bis an die schwäbische Grenze nahm die Gesetze der Bauern an, die Winterstetten, Stettenfels, Zobel, Gemmingen, Frauenberg, die Grafen von Wertheim und Rheineck; die Hohenlohe gaben den Bauern jetzt auch ihr Geschütz. Um der Sache ein Ende zu machen, nahmen beide Haufen ihren Weg wider den mächtigsten Herrn in Frankenland, der den Titel des Herzogs daselbst führte, wider den Bischof von Würzburg. Sie hatten sich auf dem Zuge nicht allein bereichert und verstärkt, sondern auch mit namhaften Hauptleuten aus dem Ritterstande versehen. Die Anführung des Odenwalder Haufens hatte Götz von Berlichingen übernommen — zum Teil wohl, weil es gefährlich gewesen wäre, sich zu widersetzen, aber zugleich angezogen durch die kriegerische Tätigkeit, die sich ihm hier darbot, in der er nun einmal lebte und webte, zumal da sie gegen seine alten Feinde im schwäbischen Bunde gerichtet war —; den Rothenburger führte Florian Geier.

Am 6. und 7. Mai erschienen sie von verschiedenen Seiten her vor Würzburg, freudig empfangen von den Bürgern der Stadt, welche sich jetzt zu reichsstädtischen Freiheiten zu erheben gedachten, und schwuren, einander nicht zu verlassen, bis der Frauenberg erobert sei, wo die letzte Kraft der Ritterschaft und des Fürstentums in Franken, die sich jetzt vereinigt hatte, versammelt war.

Und in diesem Augenblicke, Ende April, Anfang Mai 1525, war bereits in ganz Oberdeutschland ein ähnlicher Zustand eingetreten. Allenthalben waren Bewegungen ausgebrochen und im Grunde auch überall siegreich geblieben.

Der Bischof von Speier hatte die Bedingungen der Bauern eingehen müssen; der Kurfürst von der Pfalz hatte sich in freiem Felde bei dem Dorfe Horst vor ihnen gestellt und ihnen Erledigung ihrer Beschwerden auf Grundlage der zwölf Artikel versprochen. Im Elsaß war selbst die Residenz des Bischofs, Zabern, in die Hände der Bauern gefallen; die Einwohner der kleinen Städte erklärten, sie hätten keine Spieße, um die Bauern zu stechen: deren Hauptleute, der Schlemmerhans und der Deckerhans, hatten einen Augenblick die Herrschaft. Da Markgraf Ernst von Baden die Bedingungen der Bauern nicht eingehen wollte, wurden seine Schlösser eingenommen, und er mußte flüchtig werden. Die Ritterschaft des Hegau ward in der Stadt Zell am Untersee von den Bauern eingeschlossen und belagert. Auch der gewaltige

Truchseß, an der Spitze der schwäbischen Bundesvölker, mußte sich endlich zum Vertrage mit den Bauern von Algäu, See und Ried bequemen und ihnen eine Erledigung ihrer Beschwerden unter Vermittelung der Städte vor der Unterwerfung versprechen. Ein Glück, wenn die Bauern sich noch auf die Zukunft verweisen ließen. In Württemberg wollten sie von keinem Landtage mehr hören, sondern alles augenblicklich ihrer christlichen Vereinigung unterwerfen, die sich bereits über den größten Teil des Landes verbreitete: jeder Ort stellte eine bestimmte Anzahl ins Feld. Der Bischof von Bamberg, der Abt von Hersfeld, der Koadjutor von Fulda hatten sich zu geistlichen und weltlichen Konzessionen verstanden, der letztere mit besonders leichtem Sinne: schon ließ er sich als Fürst von der Buchen begrüßen; auch sein Bruder, der alte Graf Wilhelm von Henneberg, nahm den Bund der Bauern an und versprach, alles freizulassen, „was Gott der Allmächtige gefreiet in Christo seinem Sohn". Vielleicht den kühnsten Versuch einer Umgestaltung aller Verhältnisse machten die Einwohner des Rheingau. Noch einmal versammelten sie sich auf dem Grund und Boden ihrer uralten Malstatt, der Lützelaue, zu St.-Bartholomä, und vereinigten sich, vor allem ihre alte Verfassung zurückzufordern, das Haingericht nach dem alten Rechte, die Herstellung des Gebickes, welches das Land in eine Art von Festung verwandelte, überdies aber eine gleichmäßige Herbeiziehung der weltlichen und geistlichen Herren zu den

Lasten der Gemeinde, Verwendung der Klostergüter zum Nutzen der Landschaft; gelagert auf dem Wachholder bei Erbach, in offener Empörung, nötigten sie Statthalter, Dechant und Kapitel, ihre Forderung in der Tat zu bewilligen. Auch in Aschaffenburg mußte der Statthalter des Erzbischofs von Mainz die Bedingungen der Bauern eingehen.

Dergestalt war der ganze schwäbische und fränkische Stamm der deutschen Nation in einer Bewegung begriffen, die sich zu einer vollständigen Umkehr aller Verhältnisse anließ: schon nahm neben den Bauerschaften auch eine ganze Anzahl von Städten daran teil.

Zuerst gesellten sich die kleineren Städte zu ihnen, wie Leipheim und Günzburg an der Donau, die freilich dafür sehr bald gestraft wurden, die neun Odenwalder Städte im Mainzer Oberstift, die Städte im Breisgau, wo wohl hier oder da ein Stadtschreiber den Bauern selbst die Tore öffnete; sie hätten ohnehin nicht die Kraft gehabt, Widerstand zu leisten, und teilten die meisten Beschwerden der Bauern; die bambergischen faßten die kühne Idee, die benachbarten Edelleute zu nötigen, in ihre Ringmauern zu ziehen und Bürger zu werden; gegen fünfzig Schlösser sind gestürmt worden. Die Bürger von Kempten benutzten den günstigen Augenblick, mit dem Abt Sebastian, der sein Schloß Liebenthann an die Bauern hatte aufgeben müssen und in der Stadt Rettung suchte, einen längst beabsichtigten Vertrag über die Ablösung aller fürst-

lichen Rechte zu Ende zu bringen. — Dann wurden auch einige Reichsstädte zweiten und dritten Ranges in Güte oder mit Gewalt herbeigezogen, Heilbronn, Memmingen, Dinkelsbühl, Wimpfen; Rothenburg trat endlich in feierlicher Versammlung in der Pfarrkirche auf hundert und ein Jahr in den Bund der Bauern. Windsheim war nur durch die Abmahnungen Nürnbergs zurückgehalten. Aber selbst in den größeren Städten regten sich ähnliche Bestrebungen. Mainz forderte die ihm nach dem letzten Aufruhr entrissenen reichsstädtischen Rechte zurück. Der Rat von Trier drang nicht allein auf eine Herbeiziehung der Geistlichen zu den bürgerlichen Lasten, sondern nahm sogar einen Anteil an den geistlichen Gefällen in Anspruch, die bei den Reliquien im Dome einkamen. In Frankfurt sah sich der Rat genötigt, die ihm von der Gemeinde vorgelegten Artikel von Wort zu Wort anzunehmen: zu seiner Entschuldigung führt er an, daß das auch in gar manchen anderen Reichsstädten geschehe. Man bemerkte, Straßburg nehme die Empörer als Bürger auf, Ulm unterstütze sie mit Waffen, Nürnberg mit Proviant. Schon findet sich ein Gelehrter, der die Meinung hegt, die Bewegung rühre fast noch mehr von den Städten her, als von den Bauern: durch jüdische Emissäre habe man diese erst aufgereizt; der Sinn der Städte sei, sich der fürstlichen Gewalt überhaupt zu entziehen und zu leben wie Venedig oder die alten Republiken.

Wie wenig das auch Grund hatte — wir wissen sehr

wohl, mit welchem Eifer manche Reichsstadt, z. B. Nürnberg, die beginnende Bewegung in ihrem eigenen Gebiete zu unterdrücken bemüht war; wir sehen, daß allenthalben die den bäuerischen entsprechenden städtischen Gärungen nur durch die Gelegenheit hervorgerufen werden —, so springt doch in die Augen, wie stark und umfassend durch das Hinzutreten dieses zweiten Elementes die Empörung, die allgemeine Gefahr werden mußte.

Da ist nun überaus merkwürdig, welche Ideen in diesem Moment emporstiegen.

Die Bauern in Franken faßten Pläne zu einer Reformation des Reiches.

So tief lag die Bestrebung, man möchte sagen, im Blute der Nation. Was die Fürsten auf so vielen Reichstagen vergebens versucht, was auch Sickingen drei Jahre früher mit den Rittern auf seine Weise auszuführen beabsichtigt hatte, das glaubten jetzt die Bauern durchsetzen zu können, natürlich in einem Sinne, der ihrer Erhebung überhaupt entsprach.

Man wollte vor allem versuchen, der in sich zügellosen Bewegung eine allgemeine Leitung zu geben. In Heilbronn sollte eine gemeinschaftliche Kanzlei für alle Haufen, eine Art von Regierung eingerichtet werden. Die Massen selbst sollten nach Hause an ihr Tagewerk gehen; nur ein Aufgebot sollte im Felde bleiben und es sein Geschäft sein lassen, die noch Unüberwundenen zur Annahme der zwölf Artikel zu nötigen.

Indem man dann weiter an eine definitive Ein-

richtung dachte, war die vornehmste Idee, die alles beherrschte, folgende. Die Bauern sollten von allen drückenden Gerechtsamen geistlicher und weltlicher Herrschaften befreit werden. Zu dem Ende wollte man zu einer allgemeinen Säkularisation der geistlichen Güter schreiten. Indem dadurch die geistlichen Herrschaften weggefallen wären, hätte man auch die Möglichkeit erhalten, die weltlichen zu entschädigen; denn nicht ohne Entschädigung wollte man die letzteren ihrer Rechte berauben. Die Masse der Güter war aber so groß, daß man damit auch noch alle öffentlichen Bedürfnisse des Reiches zu befriedigen hoffte. Alle Zölle sollten aufhören, alle Geleite; nur immer im zehnten Jahre sollte man eine Steuer zu bezahlen haben für den römischen Kaiser, dessen Schirm und Schutz in Zukunft allein herrschen würde, ohne alle andere Verpflichtung. Die Gerichte sollten nach einem umfassenden Grundsatz umgestaltet und populariſiert werden. Vierundsechzig Freigerichte sollten im Reiche bestehen, mit Beisitzern aus allen Ständen, auch aus den geringeren, sechzehn Landgerichte, vier Hofgerichte, ein Kammergericht, alle auf ähnliche Weise organisiert. Das Kammergericht sollte folgende Mitglieder haben: zwei von Fürsten, zwei von Grafen und Herren, zwei von der Ritterschaft, drei von den Reichsstädten, drei von den Fürstenstädten, vier von allen Kommunen im Reich. Gedanken, die schon öfter gefaßt waren, die z. B. schon in einer 1523 erschienenen Schrift „Notdurft deutscher Nation“ ausgesprochen

sind, jetzt aber von ein paar geschickten und kühnen Bauernanführern, Friedrich Weigant von Miltenberg und Wendel Hipler, früher hohenlohischem Kanzler, aufgenommen und ausgebildet wurden. Besonders die Doktoren des römischen Rechtes waren den Bauern verhaßt: zu keinem Gericht sollten sie zugelassen werden; nur an den Universitäten wollte man sie dulden, um sich in dringenden Fällen Rats bei ihnen zu erholen. Auch übrigens sollten alle Stände auf ihre ursprüngliche Bestimmung zurückgeführt werden: die Geistlichen sollten nur die Hüter ihrer Gemeinde sein, Fürsten und Ritter sich den Schutz der Schwachen angelegen sein lassen und sich brüderlich halten, alle Kommunen eine Reformation nach göttlichem und natürlichem Recht erfahren; nur eine Münze sollte gelten; man wollte gleiches Maß und Gewicht einführen.

Ideen einer Umwälzung von Grund aus, wie sie erst in der französischen Revolution wieder zum Vorschein gekommen sind.

Allein ohne Aussicht waren sie nicht. Jeden Moment breitete sich die Bewegung weiter aus. Sie hatte schon Hessen ergriffen und suchte von hier aus den sächsischen, von Oberschwaben den bayerischen Stamm, von Elsaß her Lothringen zu erreichen und zu überfluten. Übereinstimmende Regungen finden wir in Westfalen, z. B. in Münster, wo die Stadt ihrem Kapitel gegenüber die nämlichen Forderungen aufstellt, wie dort Trier, und der Bischof schon fürchtet, in

kurzem das ganze Land von dem Sturm ergriffen zu sehen —, in den österreichischen Vorlanden, wo die Widerstrebenden in der Tat mit jener Acht der Bauern heimgesucht wurden, — in allen Alpengegenden; in Tirol sah sich Erzherzog Ferdinand genötigt, den Ausschüssen der zwei Stände von Inn- und Wipptal in offenbarem Widerspruch mit den Regensburger Beschlüssen die Bewilligung zu machen, daß das Evangelium in Zukunft „lauter und klar, wie das der Text vermag", gepredigt werden solle; im Stifte Brixen stellte sich der Sekretär des Bischofs, Michael Geißmayr, an die Spitze des Aufruhrs; in Salzburg sammelten sich auf den Ruf der Sturmglocke die Bergknappen bei den Kirchen. Selbst bei Wien und Neustadt sprachen die Hauerknechte in den Weinbergen von einer Verbindung, die es ihnen möglich mache, binnen wenigen Stunden gegen zehntausend Mann ins Feld zu stellen.

Indessen war der Aufruhr auch in Thüringen losgebrochen und da in ein neues Stadium seiner Entwickelung getreten.

Es sollte fast scheinen, als hätten in Thüringen und am Harz Überlieferungen des flagellantischen Spiritualismus, dessen Spuren wir dort noch bis ans Ende des fünfzehnten Jahrhunderts begleiten, den Boden für die bäuerischen Unruhen vorbereitet. Wenigstens waren hier die Motive religiöser Schwärmerei noch stärker als die politischen. Jene Meinungen, welche Luther einst in Wittenberg besiegt, gegen deren Fest-

setzung in Thüringen er seinen Fürsten gewarnt hatte, fanden jetzt Gehör bei einer großen aufgeregten Population. Münzer war nach Thüringen zurückgekehrt; in Mühlhausen, wo, wie in Rothenburg, durch das Einverständnis des Landvolkes und der geringeren Bürgerklasse eine Änderung der Verfassung und des Rates herbeigeführt worden war, hatte er Aufnahme gefunden und die Gärung in weiten Kreisen um sich her verbreitet. Er verachtete, wie wir wissen, das „gedichtete Evangelium", das Luther predigte, seinen „honigsüßen Christus", seine Lehre, daß der Widerchrist zerstört werden müsse durch das Wort allein, ohne Gewalt; er behauptete, das Unkraut müsse ausgerauft werden zur Zeit der Ernte; so habe Josua die Völker des gelobten Landes mit der Schärfe des Schwertes getroffen. Auch mit den Verträgen, welche die Bauern in Schwaben und Franken schlossen, war er unzufrieden. Viel weiter gingen seine Gedanken. Er fand es unmöglich, den Leuten die Wahrheit zu sagen, so lange sie von den Fürsten regiert würden, unmöglich, zugleich Gott zu fürchten und die unvernünftigen Regenten zu ehren. Der Auserwählte werde umschattet von dem heiligen Geist, in der Furcht Gottes; aber man habe in der Christenheit die Gnadelosen aufgenommen, die keine Furcht Gottes kennen; diese, die Fürsten, bete man öffentlich an. Gott habe die Fürsten und Herren der Welt in seinem Grimm gegeben; er werde sie in seiner Erbitterung wieder wegtun. Doch selbst die Aufhebung des Fürstentums

genügt ihm noch nicht. Er erklärte es für unerträglich, daß alle Kreatur zum Eigentum gemacht worden sei, die Fische im Wasser, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden; — auch die Kreatur müsse frei werden, wenn das reine Wort Gottes aufgehen solle. Alle Begriffe, auf denen der Staat beruht, stößt er um; nur die Offenbarung erkennt er an. „Aber ein neuer Daniel", sagt er, „muß sie auslegen und an der Spitze des Volkes einhergehen wie Mose." In Mühlhausen gelangte er zu dem Ansehen eines Herrn und Propheten. Er saß mit zu Rate: er sprach Recht nach der Offenbarung; unter seiner Leitung wurden die Klöster eingezogen, Geschütze gegossen von gewaltigem Kaliber, kriegerische Unternehmungen vollzogen. Erst wurden die Pfarren im Gebiete des Herzogs Georg überfallen; dann wurden mit Hilfe des empörten Volkes die Klöster gestürmt, wie am Harz Michelstein, Ilsenburg, Walkenried, so in der güldnen Aue Kelbra, Donndorf, Roßleben, Memleben, alle anderen in der großen Thüringer Ebene bis hinan an den Wald; in Reinhardsbrunn wurden die Denkmale der alten Landgrafen verwüstet, die Bibliothek zerstört. Hierauf griff man, wie im Eichsfeld, so in Thüringen die Schlösser und Höfe der Herren an. Hier hören wir nicht von Bedingungen und Vertrag, von jener Aussicht auf eine künftige Reformation: es war auf das allgemeine erbarmungslose Verderben abgesehen. „Lieben Brüder", schrieb Münzer an die Bergleute zu Mansfeld, „laßt euch nicht erbarmen, ob euch

Esau gute Worte gebe; sehet nicht an den Jammer der Gottlosen. Lasset euer Schwert nicht kalt werden vom Blut; schmiedet Pinkepanke auf dem Amboß Nimrod, werft ihm den Turm zu Boden, weil ihr Tag habt." „Daß Du es wissest," schrieb er an Graf Ernst zu Heldrungen, „der allmächtige ewige Gott hat es geheißen, Dich mit der Macht, die uns gegeben, vom Stuhle zu stoßen." Als das Landvolk von Schwarzburg sich gegen den Grafen erhoben, auch hier einverstanden mit den kleinen Städten, und sich zu einem starken Haufen in Frankenhausen angesammelt, fürchtete Münzer nur den Abschluß eines Vertrages, Betrug, wie er sich ausdrückt, durch die Gerechtigkeit, und erhob sich in Person aus dem festen Mühlhausen, um das zu verhindern und das „Nest der Adler" anzugreifen. Aus der Apokalypse bewies er, daß die Gewalt dem gemeinen Volke gegeben werden solle. „Macht euch mit uns an den Reigen", schrieb er an seine Freunde zu Erfurt, „den wollen wir gar eben treten; wir wollen es den Gotteslästerern bezahlen, wie sie der armen Christenheit mitgespielt haben." Er unterzeichnet sich: „Thomas Münzer mit dem Schwert Gideonis."

Eine gewaltige Stellung hatte Thomas Münzer doch, so sehr er auch ein Schwärmer war. Die spiritualistischen Meinungen früherer Jahrhunderte durchdrangen sich in ihm mit den Tendenzen geistlicher und weltlicher Reform, welche jetzt emporgekommen. Er bildete eine Meinung aus, welche sich an das gemeine

Volk wandte, es zur Vernichtung aller bestehenden Ordnung aufforderte und die unbedingte Herrschaft eines Propheten vorbereitete. Rings umher, auf allen Bergen von Thüringen und Meißen, sammelten sich Volkshaufen, begierig nach einem ersten entschiedenen Erfolg seines Unternehmens, dem sie sich anzuschließen gesonnen waren. Über ganz Deutschland hätten dann die Fluten in dieser Richtung hingewogt.

So kam es endlich zutage, was sich schon lange angekündigt: nachdem die Gewalten, welche den deutschen Staat konstituierten, aneinander und unter sich selber irre geworden, erhoben sich die elementaren Kräfte, auf denen er beruhte. Aus dem Boden zuckten die Blitze auf; die Strömungen des öffentlichen Lebens wichen aus ihrem gewohnten Laufe; das Ungewitter der Tiefe, das man so lange brausen gehört, entlud sich gegen die oberen Regionen; es schien sich alles zu einer vollkommenen Umkehr anzulassen.

Treten wir diesem größten Naturereignis des deutschen Staates in seiner Totalität noch einmal näher, so können wir mehrere Stufen darin unterscheiden.

Der Ursprung desselben lag ohne Zweifel in der, gerade in den letzten Jahren angewachsenen Bedrückung des Bauernstandes, der Auflegung neuer Lasten und zugleich in der Verfolgung der evangelischen Lehre, die mehr als früher oder später irgendein geistiges Element den gemeinen Mann in Deutschland ergriffen, zu selbsttätiger Teilnahme angeregt hatte. Es hätte sich denken lassen, daß die Bauern

dabei stehen geblieben wären, die willkürlichen Anforderungen zu verweigern und sich die Freiheit der Predigt zu verschaffen; damit würden sie noch keineswegs alle Macht der bestehenden Ordnung wider sich aufgerufen, sie würden sich vielleicht eine bedeutende Zukunft gesetzlichen Fortschrittes gesichert haben.

Ja, selbst noch mehr ließ sich erreichen. An so vielen Orten sehen wir Verträge schließen, in welchen die Herrschaften von ihren früher erworbenen Rechten die drückendsten aufgaben; es ließe sich denken, daß man dieselben von beiden Seiten beobachtet hätte und dadurch in ein rechtlich bestimmtes Verhältnis zueinander getreten wäre.

Allein es liegt nun einmal nicht in der Natur des Menschen, sich mit einem beschränkten Gewinn zu begnügen, und die siegreiche Menge wird niemals verstehen, innezuhalten. Es erwachte wohl hie und da eine verworrene Erinnerung an alte Gerechtsamen der Volksgemeinden, oder man fühlte sich nicht minder wehrhaft als die Ritter — wie denn der Aufruhr zugleich als ein Symptom des wieder aufkommenden Fußvolkes angesehen werden muß —; hauptsächlich aber Haß und Rachsucht, die sich lange angesammelt, fanden endlich Raum, sich zu entladen. Indem einige Oberhäupter sich vermaßen, in dem Reiche eine besondere Ordnung zu stiften, flutete die wilde Zerstörung von Schloß zu Schloß, von Kloster zu Kloster, und bedrohte bereits die Städte, die sich nicht anschlossen; der Bauer meinte wohl, er dürfe nicht ruhen, bis es in Deutsch-

land nichts weiter gebe als Bauernhäuser. Und mit dieser Wut traf nun der Fanatismus der schwärmerischen Predigt zusammen, der die Zerstörung rechtfertigte, sich berufen glaubte, Blut zu vergießen und nach der Eingebung des Momentes, die er für göttlich erklärte, ein neues himmlisches Reich aufzurichten. Wäre es gelungen, so würde alle ruhige Entwickelung nach den dem Geschlechte der Menschen nun einmal vorgeschriebenen Gesetzen am Ende gewesen sein. Glücklicherweise konnte es nicht gelingen. Zu seinem gigantischen Unternehmen war Münzer lange nicht Prophet noch Held genug. Dazu waren auch die bestehenden Zustände doch zu gut befestigt. In der reformatorischen Bewegung selbst war das stärkste und in sich wahrhaftigste Element ihm entgegen.

Luther hatte sich von Sickingen und den Rittern zu keinem politischen Unternehmen fortreißen lassen; auch die Bewegung der Bauern konnte ihn nicht anfechten. Anfangs, als sie noch unschuldiger aussah, redete er zum Frieden: er hielt den Fürsten und Herren ihre Gewalttätigkeiten vor; zugleich aber verdammte er doch den Aufruhr, der wider göttliches und evangelisches Recht laufe, den beiden Reichen, dem weltlichen und dem geistlichen, der deutschen Nation den Untergang drohe. Da sich nun aber diese Gefahr so rasch entwickelte, seine alten Gegner, „die Mordpropheten und Rottengeister", in dem Tumult so mächtig hervortraten, da er wirklich fürchten mußte, die Bauern möchten obsiegen, was dann nichts als der

Vorbote des jüngsten Tages sein könne, brach sein voller Ingrimm los. Bei dem unermeßlichen Ansehen, das er genoß, was hätte es für Folgen haben müssen, wenn er sich zu ihnen geschlagen hätte! Aber er hielt fest an der Trennung des Geistlichen und Weltlichen, die einen der ersten Grundbegriffe all seines Denkens ausmacht, an der Lehre, daß das Evangelium die Seelen freimache, nicht Leib und Gut. Man hat in der Predigt den Ursprung des Aufruhrs sehen wollen; wir wissen, wie es darum stand; vielmehr bedachte sich Luther, wie drei Jahre früher, so auch jetzt keinen Augenblick, sich dem Sturm entgegenzuwerfen, die allgemeine Zerstörung, die er mit deutlicher Voraussicht kommen sah, an seinem Teile zu verhüten. Hundertmal, sagte er, solle ein frommer Christ den Tod leiden, ehe er ein Haar breit in die Sache der Bauern willige: die Obrigkeit solle kein Erbarmen haben; die Zeit des Zornes und des Schwertes sei gekommen; sie solle darein schlagen, so lange sie eine Ader regen könne, das sei die göttliche Pflicht, die ihr obliege. Wer in diesem Dienst umkomme, der sei ein Märtyrer Christi. So kühn er die eine Seite der bestehenden Ordnungen, die geistliche, angegriffen, so gewaltig hielt er an der anderen, der weltlichen, fest.

Da ermannten sich auch schon die weltlichen Gewalten selbst, in dieser größten Gefahr, die sie je bestanden.

Zuerst erhob sich eben der, der gegen Sickingen das beste getan, der junge Philipp von Hessen. Gegen Aus-

gang April versammelte er seine Ritter und Getreuen von den Städten in Alsfeld; er verabschiedete mit ihnen, daß den Bauern keine neuen Lasten aufgelegt werden sollten; sie dagegen beteuerten ihm auf seine Frage mit aufgereckten Fingern, bei ihm leben und sterben zu wollen. Vor allem suchte er nun seine eigenen Grenzen zu schützen; er beruhigte Hersfeld und Fulda, und zwar nicht ohne Gewalttat, obwohl sie die Sage mythisch vergrößert hat; dann stieg er über das Gebirge nach Thüringen, um hier seinen sächsischen Vettern, mit denen er in alter Erbeinigung stand, zu Hilfe zu kommen.

Hier war in dem Augenblicke, als sich diese Stürme am heftigsten erhoben, der Kurfürst Friedrich gestorben. Wie kontrastiert mit der ungestümen Kampfeswut, welche Deutschland erfüllte, das stille Zimmer zu Lochau, wo Friedrich, gefaßt in seinen peinlichen Schmerzen, den Tod erwartete. „Ihr tut recht", sagte er zu seinem Prediger und Sekretär Spalatin, der sich nach langem Bedenken das Herz gefaßt hatte, sich bei ihm melden zu lassen, „daß ihr zu mir kommt, denn Kranke soll man besuchen", ließ den niedrigen Sessel, auf dem er saß, an den Tisch rollen, legte seine Hand in die Hand dieses Vertrauten seiner letzten Jahre und sprach noch einmal mit ihm von den Dingen der Welt, von dem Bauernaufruhr, von Dr. Luther und von seinem nahen Heimgang. Er war seinen armen Leuten immer ein milder Herr gewesen; auch jetzt ermahnte er seinen Bruder, vorsichtig

und nachgiebig zu Werke zu gehen; vor der Gefahr, daß die Bauern Herren werden möchten, erschrak er nicht, so ernstlich er sie sich auch vorstellte: denn sei es nicht Gottes Wille, so werde es gewiß nicht geschehen. Diese Überzeugung, die ihn während der lutherischen Bewegungen geleitet und mutig erhalten hatte, erhob sich ihm mit doppelter Zuversicht in seinen letzten Momenten. Er hatte keinen Blutsverwandten um sich, niemanden als seine Diener. Bis hieher war der Gegensatz nicht gedrungen, der sonst allenthalben Herrschende und Dienende entzweite. „Lieben Kindlein", sagte der Fürst, „habe ich einen von euch beleidigt, so bitte ich ihn, mir es um Gottes willen zu vergeben; wir Fürsten tun den armen Leuten mancherlei, das nicht taugt." Es war nur von Gott die Rede, von dem frommen Gott, der die Sterbenden tröstet. Zum letzten Mal strengte Friedrich das erlöschende Licht seiner Augen an, um eine Tröstung seines Spalatin zu lesen; dann empfing er von einem Geistlichen, den er liebte, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. In ihm war die neue Lehre, die unter seinem vorsichtigen Schirme gediehen, schon nicht mehr jene Weltmacht, die sich im Kampfe zu behaupten hat und eine neue Zukunft ankündigt; ihm war sie nur das wahrhaftige Evangelium, christliches Bewußtsein, Andacht und Trost der Seele. Der Mensch überläßt die Welt sich selber und zieht sich auf sein persönliches Verhältnis zu dem Unendlichen, zu Gott und der Ewigkeit zurück. So starb er, 5. Mai 1525. „Er

war ein Kind des Friedens", sagte sein Arzt; „friedlich ist er verschieden".

Es war ein schwerer Regierungsantritt, der seines Nachfolgers, des nunmehrigen Kurfürsten Johann, mitten in dem gefährlichsten, wildesten Aufruhr. An Nachgiebigkeit war nicht mehr zu denken; zwischen Friedrich und Johann ist ein Verhältnis wie zwischen Luthers erster und zweiter Schrift, von Zweifel und gutem Rat zu entschiedener Feindseligkeit. Zur guten Stunde kam ihm Philipp von Hessen zu Hilfe; auch Herzog Georg und Herzog Heinrich erschienen im Felde; vier Fürsten mit ihren Reisigen zogen dem Bauernhaufen entgegen.

Münzer hatte an der Anhöhe über Frankenhausen eine Stellung genommen, wo man das lange Tal vor sich hin übersieht, gleich als wollte er ihnen predigen; aber zur Verteidigung bot sie ihm keinen Vorteil dar. Münzer zeigte eine völlige Unfähigkeit. Nicht einmal Pulver für seine mühsam gegossenen Stücke hatte er sich verschafft; seine Leute waren auf das elendeste bewaffnet; eine armselige Wagenburg hatten sie um sich her aufgerichtet. Der Prophet, der so viel von der Macht der Waffen geredet, der alle Gottlosen mit der Schärfe des Schwertes vertilgen wollte, sah sich genötigt, auf ein Wunder zu zählen, dessen Ankündigung er in einem um die Mittagsstunde sich zeigenden farbigen Ringe um die Sonne erblickte; als das feindliche Geschütz zu spielen anfing, stimmten die Bauern ein geistliches Lied an; sie wurden völlig

geschlagen und zum größten Teile umgebracht. Hierauf ergriff der Schrecken, der eine halbvollbrachte Missetat begleitet, das ganze Land. Alle Bauernhaufen liefen auseinander, alle Städte ergaben sich; auch Mühlhausen fiel, ohne eine rechte Verteidigung zu wagen. In dem Lager vor dieser Stadt, in dem Münzer eine Zeitlang geherrscht, ward er nun hingerichtet. Es war, als hätte ihn bis in die letzte Stunde ein wilder Dämon beherrscht. Als man ihn an die Unzähligen erinnerte, die er ins Verderben gebracht, in den Qualen der Tortur, schlug er ein Gelächter auf und sagte: sie haben es nicht anders haben wollen. Er besann sich nicht auf die Artikel des Glaubens, als er zum Tode geführt ward.

In diesem Momente bewegte sich der Angriff auch von allen anderen Seiten gegen die Haufen der Bauern daher.

Herzog Anton von Lothringen kam mit den Garnisonen aus der Champagne und Bourgogne und einigen Fähnlein deutscher Landsknechte und Reiter dem Landvogt Mörsperg im Elsaß zu Hilfe. Einige zerstreute Haufen vernichtete er im freien Felde; dann kapitulierten die in Zabern Versammelten; aber man gab ihnen Schuld, noch nachher sei ein Versuch von ihnen gemacht worden, die Landsknechte zum Übertritt zu bewegen; indem sie auszogen, am Morgen des 17. Mai, wurden sie angefallen und niedergemetzelt, an Zahl siebzehntausend.

Da war auch Württemberg wieder in die Hände des

Bundes gefallen. Der Bundeshauptmann Truchseß, durch seinen Vertrag mit den Seebauern in seinem Rücken einigermaßen gesichert, hatte die württembergischen Empörer bei Sindelfingen erreicht, sie erst durch sein Feldgeschütz außer Fassung gebracht, dann mit seiner überlegenen, wohlgewappneten Reiterei zusammengehauen; hierauf hatte er Amt für Amt, Stadt für Stadt besetzt und zog nun gegen Franken. Hier kamen ihm die beiden anderen Fürsten, die gegen Sickingen gefochten, die Kurfürsten von Trier und der Pfalz, von Bruchsal her, das sie indes eingenommen hatten, entgegen. Zwischen Helspach und Neckarsulm, auf dem offenen Felde, vereinigten sich die beiden Heere am 29. Mai. Sie bildeten eine Masse von dritthalbtausend Mann zu Pferd und 8000 zu Fuß, und nahmen nun vereint ihren Weg nach Franken.

Wie wichtig war es da, daß das Schloß von Würzburg jenen beiden gewaltigen Haufen der fränkischen Bauern noch immer Widerstand leistete! Anfangs hätte die Besatzung sich wohl bequemt, die zwölf Artikel anzunehmen: schon war sie von dem Bischof dazu ermächtigt; und ein Teil der Bauern wollte darauf eingehen, er wollte seinen bedrängten Verbündeten von anderen Seiten Hilfe leisten können. Aber die Bürger von Würzburg mochten das Schloß, das ihnen einen Zaum anlege, nicht länger über sich dulden und bewirkten, daß der Besatzung die unannehmbarsten Bedingungen vorgelegt wurden. Hierauf entschloß sich diese zu männlichem Widerstand. Sebastian

von Rotenhan, der bei dem Reichsregiment dem Fortgang der lutherischen Lehre so großen Vorschub geleistet, hatte die Festung mit allen Bedürfnissen, auch mit Pulvermühlen und Zugmühlen versehen, in den Gräben starke Zwerchzäune, um das Schloß den lichten Zaun aufgerichtet und die Besatzung zu dem Versprechen bewogen, das auch sie mit aufgehobenen Händen leistete, den Sturm redlich zu bestehen. Am 15. Mai, dem Tage der Frankenhäuser Schlacht, abends um 9 Uhr, liefen die Bauern den Sturm an, unter Trommeten, Pfeifen und lautem Geschreie, mit fliegenden Fahnen. Von dem Schloß antwortete man ihnen mit Pechringen, Schwefelringen, Pulverblitzen und unaufhörlichem Schießen aus allen Schießluken der Mauern und Türme. Prächtig und stolz nahm sich das einsame Schloß aus unter dem Leuchten dieses mannigfaltigen Feuers, durch das es den wilden Feind abwehrte, der Frankenland bezwungen und Deutschland gefährdete. Das Geschütz entschied auch hier den Sieg, wie bei Frankenhausen und bei Sindelfingen. Zwei Uhr nach Mitternacht wichen die Bauern zurück.

An eine Erneuerung ihres Angriffes war nicht zu denken. Von allen Seiten trafen die Nachrichten von den Niederlagen ihrer Freunde ein; von Moment zu Moment wälzte sich die Gefahr gegen sie selber drohender heran.

Einen Augenblick versuchten sie noch durch Unterhandlung sich zu schützen. Aufs neue boten sie jetzt

der würzburgischen Besatzung die zwölf Artikel an; den heranrückenden Bundesobersten Truchseß luden sie ein, Tag und Ort zu einer vermittelnden Zusammenkunft zu bestimmen; durch ein allgemeines Ausschreiben an die Stände des Reiches suchten sie die empfehlenswerte Seite ihrer Absichten hervorzukehren; die fränkischen Stände insbesondere forderten sie auf, Abgeordnete nach Schweinfurt zu senden, um gemeinschaftlich „über die Aufrichtung des Wortes Gottes, Friedens und Rechtens" zu beratschlagen. Allein das war jetzt alles zu spät. Zutrauen hatten sie nie genossen; jetzt war auch das Glück von ihnen gewichen; sie mußten Herren in dem Felde bleiben oder unterliegen.

Ohne Verzug rückte das vereinigte Heer gegen sie heran: alle Ortschaften, die es berührte, ergaben sich ihm auf Gnade und Ungnade; am 2. Juni stieß es bei Königshofen auf den ersten Haufen der Bauern. Es war der Odenwalder; er hatte den Mut gehabt, dem siegreichen Feinde entgegenzugehen. Allein er war bei weitem zu schwach, wohl nicht über 4000 Mann stark, und hatte überdies nur die schlechtesten Anstalten getroffen. Die Bauern versäumten, die Furten der Tauber zu besetzen; auf dem Mühlberge schlugen sie um ihr Gepäck her ihr Lager hinter einer Wagenburg auf: glücklich, wenn sie den Feind nur noch hier erwartet hätten! Indem sie aber, erschreckt durch die sich entwickelnde Übermacht desselben, einen nahen Wald zu gewinnen suchten, luden sie ihn zu augen-

blicklichem Angrif ein: die Reisigen fielen ihnen in die offene Flanke, die Fürsten selbst waren bei dem Einhauen. In einem Moment, ehe noch die Landsknechte angekommen, war der ganze Bauernhaufe zerstreut. Da hatte eine falsche Siegesnachricht auch den Rothenburger Haufen vermocht, seine Stellung bei Würzburg zu verlassen. Am 4. Juni fiel auch er im freien Felde, zwischen Sulzdorf und Ingolstadt, den Reisigen in die Hände und wurde völlig auseinandergesprengt. Beide Siege waren mit gräßlichen Metzeleien verknüpft. Ihrer sechshundert, die sich in einem festen Hause bei Ingolstadt zur Wehre gesetzt, wurden alle bis auf siebzehn niedergemacht.

Ein dritter Haufe, der mit den Thüringern in Verbindung gestanden, ward auf dem Bildberge über Meiningen, wo er eine starke Wagenburg um sich her aufgeschlagen, von Kurfürst Johann von Sachsen nach kurzem Kampfe geworfen und zerstreut. Der milde Fürst sicherte einem jeden das Leben, der sich seinem Schutz ergebe.

Wie die Thüringer, Elsasser, Württemberger, so waren nun auch die großen fränkischen Haufen, die ganz Deutschland zu reformieren gedacht, vernichtet; wie jene Provinzen, so ward jetzt auch Franken von den alten Herrschaften besetzt und gezüchtigt.

Am 7. Juni mußte sich Würzburg auf Gnade und Ungnade ergeben. Wie war den alten Herren vom Rate zumute, als sie, auf dem Markt versammelt, ihr graues Haar entblößt, die einrückenden Anführer des

Bundesheeres begrüßten und ihnen Truchseß erklärte, sie seien alle meineidig und ehrlos geworden: ihr Leben sei verwirkt! In Würzburg allein wurden 60 Schuldige aus Stadt und Land hingerichtet. So bewegte sich das schwere Blutgericht durch das ganze Stift: man zählte 211 in aller Form Hingerichtete; alle Waffen mußten ausgeliefert, neue Pflichten geleistet, Brandschatzungen gezahlt werden; die alten Kirchengebräuche stellte man her. Indessen nahm Markgraf Kasimir von Brandenburg das übrige Franken ein, Bamberg, Schweinfurt, Rothenburg; nirgends war an eigentlichen Widerstand zu denken; dann suchte er die Widerspenstigen in seinen eigenen Landschaften heim.

Es war nun noch übrig, die Reste der Empörer, die sich am Oberrhein und Mittelrhein hielten, zu ersticken.

Den Mittelrheinischen begegnete das zurückziehende trierisch-pfälzische Heer bei Pfeddersheim; es ging wie bisher allenthalben: die Bauern wurden auseinandergejagt und niedergemacht; der kriegerische Erzbischof soll mehrere mit eigener Hand erlegt haben; hierauf unterwarfen sich die Landschaften. Auch die Rheingauer mußten ihre Waffen ausliefern und Brandschatzung zahlen. Mainz mußte auf die kaum wiedererworbenen Freiheiten Verzicht leisten; in Trier war man nun glücklich, daß man sich nicht ernstlich geregt hatte: alle Pläne, die man gefaßt, ließ man fallen.

Eine bei weitem schwerere Aufgabe hatte das große Heer des Bundes im oberen Schwaben. Da war der Aufruhr zuerst entsprungen, er hatte da seine tiefsten Wurzeln; noch war dort nie etwas Entscheidendes ausgerichtet worden. Die Algäuer waren jetzt wieder im Feld erschienen, hatten eine überaus feste Stellung auf den steilen Höhen, an denen die Luibas hinfließt, eingenommen: rechts waren sie durch die Iller, links durch den Wagecker Weiher gedeckt; eine nicht geringe Anzahl versuchter Landsknechte focht in ihren Reihen. Auch dem Geschütz des Bundesheeres wußten sie zu antworten und dachten noch einmal daran, sich selbst in Angriff zu werfen. Glücklicherweise kam der in so vielen Feldzügen erprobte Georg Frundsberg dem Truchseß noch zur rechten Zeit zu Hilfe. Es ist wohl sehr wahrscheinlich, daß Frundsberg auf einige Anführer der Bauern, seine alten Kriegskameraden und Untergebenen, persönlichen Einfluß ausgeübt hat. Die Zeitgenossen erzählen mit Bestimmtheit, daß er einen der obersten Anführer der Bauern, Walter Bach, geradezu mit Gelde bestochen und dieser hierauf verräterischerweise die Bauern zum Verlassen ihrer festen Stellung bewogen habe. Oder entschlossen sie sich vielleicht am meisten deshalb hiezu, weil es ihnen an Kriegsvorräten fehlte? Genug, sie trennten sich und zogen nach den Gebirgen. Truchseß eilte ihnen nach und fing an, ihre Dörfer und Höfe zu verbrennen. Zwar verbot ihm das der Bund, aber er lachte dieser Befehle; er, der Bauernjörg, verstand sein Handwerk

besser: er wußte, daß dies das Mittel war, einen jeden an seine Heimat denken zu machen. Er hielt seine Truppen zusammen: sowie dann die einzelnen Rotten sich näherten, ward es ihm leicht, sie zu schlagen. So vollkommen Herr, wie bei Würzburg, ward er jedoch damit nicht. Dem größeren Haufen, der sich am Kolenberge beisammenhielt, mußte Georg Truchseß zuletzt einen Vertragsbrief gewähren, in dem eine Abstellung der lokalen Beschwerden der Bauernschaften versprochen ward. Dann erst legte der Haufe die Waffen nieder und lieferte die Rädelsführer aus.

In denselben Tagen jagte Graf Felix von Werdenberg die Bauern vom Hegau, Klettgau, und so viele ihrer im Schwarzwalde noch übrig waren — denn nicht wenige waren zur Ernte nach Hause gegangen —, bei Hilzingen auseinander und zwang sie, die Waffen niederzulegen.

So ward die große Bewegung gedämpft, welche dem deutschen Wesen eine vollständige Umkehr drohte. Mit allen jenen Plänen einer neuen Einrichtung des Reiches von unten her oder gar der schwärmerischen Umbildung der Welt unter der Leitung eines fanatischen Propheten war es nun auf immer vorbei.

Wo die Waffen entschieden hatten, galt das Kriegsrecht. Die grausamsten Exekutionen wurden vollzogen, harte Brandschatzungen eingefordert, hie und da wohl selbst noch drückendere Gesetze aufgelegt.

Nur da, wo es nicht so weit gekommen war, wo die

Bauern nicht geradezu vernichtende Niederlagen erlitten hatten, sind ihnen, nachdem nun alle jene weitaussehenden Ideen von selbst beseitigt waren, einige Erleichterungen gewährt worden.

Der Graf von Sulz kam mit seinen Untertanen überein, einen Austrag ihrer Zwistigkeiten durch gemeinschaftliche Bevollmächtigte zu versuchen; Erzherzog Ferdinand bewilligte, einen Obmann dazu zu geben.

Für den Breisgau versprach dann Ferdinand in seinem eigenen Namen, daß von Amtleuten und Obrigkeiten in Hinsicht der Klagen der Untertanen gebührende Einsicht geschehen solle.

Die Beschwerden der Kemptener Untertanen gegen den Abt kamen doch zuletzt vor den Bund; nach langen und weitläufigen Unterhandlungen ward im Jahre 1526 ein festeres Rechtsverhältnis begründet.

In Oberösterreich litten die Stände nicht, daß den Untertanen eine Brandschatzung auferlegt würde.

In Tirol schritt man noch unter der Einwirkung der Unruhen zur Abfassung eines Gesetzbuches, in welchem den Untertanen alle Roboten, von denen nicht ein Herkommen von wenigstens 50 Jahren urkundlich nachgewiesen werde, sowie der kleine Feldzehent und gar manche andere Leistungen abgenommen, Fischerei und selbst Anteil an der Jagd verstattet wurden. Auch religiöse Konzessionen machte hier Erzherzog Ferdinand. Städte und Gerichte sollten befugt sein, ihre Geistlichen zu präsentieren;

das Evangelium sollte nach dem Buchstaben gelehrt werden.

Salzburg war wohl das einzige Land, wo die Bauern gegen ein anrückendes geordnetes Heer sogar das Feld behauptet hatten. Als sie endlich vor der Macht des schwäbischen Bundes sich beugen mußten, erlangten sie doch fürs erste ausnehmend günstige Bedingungen.

Alles Ereignisse, die zugleich noch einer anderen Entwickelung angehören, welche unmittelbar nach der Bewegung eintrat und nun näher zu betrachten ist.

Siebentes Kapitel.

Anfang entgegengesetzter Bündnisse, Reichstag zu Augsburg im Dezember 1525.

So war der Kampf mit den elementaren Kräften des deutschen Wesens vollendet; wie die Ritter, so waren nun auch die empörten Bauerschaften und der mit ihnen verbündete Teil der städtischen Bevölkerung bezwungen; die im Laufe der Jahrhunderte allmählich entwickelten lokalen Gewalten hatten sich aufs neue in allen Stürmen behauptet: ohne Teilnahme des Kaisers oder des Regimentes, mitten im Zerfall aller zentralen Autorität, waren sie doch stark genug dazu gewesen.

Darum war aber der Friede nicht hergestellt; von den großen Fragen, die schon seit so langer Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigten, war keine dadurch erledigt.

Den Aufruhr hatte man ohne Rücksicht auf das religiöse Bekenntnis bekämpft; Freunde und Feinde der Neuerung hatten mit gleichem Eifer wider die gemeinschaftlichen Gegner die Waffen ergriffen; nachdem dieselben überwunden waren, traten die alten Antipathien in verdoppelter Stärke hervor.

Jene Regensburger Verbündeten, welche jetzt in dem schwäbischen Bunde den vorwaltenden Einfluß ausübten, benutzten die Gelegenheit, um die dort beschlossenen Maßregeln mit Gewalt auszuführen. Die Siege des Bundes waren überall mit religiöser Verfolgung verknüpft. Unter denen, die in Würzburg enthauptet wurden, nannte man nicht wenige, denen nicht der Aufruhr, an dem sie keinen Anteil genommen, sondern das evangelische Bekenntnis zum Verbrechen gemacht ward. Neun der reichsten Bürger wurden in Bamberg hingerichtet; man versichert, daß einige von ihnen gerade zu den Ruhigsten gehörten, den Anfall des Landvolks auf die Residenz des Bischofs eher verhindert hatten; man strafte an ihnen — und sagte es laut —, daß sie sich zum Evangelium gehalten; unerhörterweise überließ man ihre Güter einigen Privatleuten, unter ihnen einem Sekretär des Truchseß. Alles, was sich zu der evangelischen Lehre bekannte, wich fürs erste aus den beiden Bistümern. Aber auch in allen anderen Gebieten wurde den Bauern mit dem weltlichen zugleich der geistliche Gehorsam wiederauferlegt; unter denen, die von der Begnadigung ausgeschlossen wurden, standen die sogenannten Lutheraner obenan; am meisten wurden die Prädikanten verfolgt. Ein Profos, namens Aichili, durchstreifte mit einer Anzahl von Reitern Schwaben und Franken, um die Exekutionen, die man beschlossen, ins Werk zu setzen; man rechnet ihm nach, daß er in ziemlich engem Umkreise vierzig

evangelische Priester aufgehängt habe, die Landstraßen entlang, hie und da an den Bäumen. Es war die erste gewaltsame Restauration des Katholizismus im oberen Deutschland.

Und auch in dem nördlichen erhoben sich ähnliche Bestrebungen.

Nach der Unterwerfung von Mühlhausen hatten dort die verbündeten Fürsten gemeinschaftliche Maßregeln gegen die Bauern verabredet. Herzog Georg erzählt, er sei eines Morgens, als sein Schwiegersohn Philipp habe eben abreisen wollen, noch zu ihm gegangen und habe ihn gebeten, sich der Sache Luthers nicht anhängig zu machen, „in Betrachtung des Bösen, das daraus geflossen"; das habe er in derselben Stunde auch dem Kurfürsten von Sachsen gesagt; sowohl der eine als der andere habe seine Warnung freundlich aufgenommen. Georg hoffte, nach dem Tode Friedrichs über seinen Vetter Johann und vermöge der natürlichen Stellung eines wohlwollenden Schwiegervaters über Landgraf Philipp eine entscheidende Autorität ausüben zu können.

Die drei Fürsten waren zu Mühlhausen übereingekommen, ihre Beschlüsse auch ihren Nachbarn mitzuteilen, und zunächst hielt Herzog Georg noch im Juli mit den Kurfürsten von Mainz und Brandenburg sowie dem Herzog von Braunschweig eine Zusammenkunft zu Dessau. Alle diese Fürsten waren noch katholisch gesinnt und ließen ihre Meinung, daß der Aufruhr von der neuen Predigt hergekommen,

auf die Verabredungen einfließen, welche sie trafen. Wie dieselben auch gelautet haben mögen — denn noch sind sie nicht authentisch bekanntgeworden —, soviel ist deutlich, daß sie der religiösen Veränderung feindselig ausfielen. Herzog Georg teilte sie seinem Vetter und seinem Eidam mit: er erklärt, er habe bei ihnen keine lutherischen Meinungen mehr vorausgesetzt. Wenigstens ließ er sich durch keine Rücksicht auf sie abhalten, in seinem Lande die schwersten Exekutionen zu verhängen. In Leipzig wurden zwei Bürger bloß deshalb mit dem Schwerte hingerichtet, weil man lutherische Bücher bei ihnen gefunden.

Es schien fast, nachdem sich der lutherischen Bewegung ein Bauernaufruhr zugesellt hatte, wie der wiklifitischen, als würde jene wie diese nun auch von der Reaktion dagegen betroffen und vielleicht zugrunde gerichtet werden; allein sie war doch schon bei weitem besser und fester gegründet. In dem nördlichen wie in dem südlichen Deutschland besaß sie entschlossene und mächtige Verfechter.

Landgraf Philipp hatte auch vor Mühlhausen einen evangelischen Prediger mit sich gehabt, und Herzog Georg war in dem Moment jener Vorhaltung durch den Anblick desselben betroffen worden. Immer mehr vertiefte sich Philipp seitdem in die evangelischen Überzeugungen. Man muß die Briefe lesen, welche er noch in diesem Jahre an Herzog Georg schrieb, worin er bald die Lehre vom Kanon und der Messe, bald die Idee von der Kirche oder die Verbindlich-

keit der Gelübde bestreitet: man sieht da, mit welchem jugendlichen und doch ernsten Eifer er die neuen Doktrinen ergriff, welche ausgebreitete und lebendige Kunde der beweisenden Stellen er sich schon verschafft hatte.

Ebenso war es in Sachsen. Statt die Bahn seines Vorfahren zu verlassen, schritt der neue Kurfürst noch viel entschlossener auf derselben vorwärts. Als er am 16. August 1525 von Weimar auszog, ließ er die Priesterschaft dieses Amtes noch einmal zusammenberufen und ihr, nachdem sie durch zwei Predigten vorbereitet worden, ankündigen, daß sie in Zukunft das lautere Wort Gottes ohne allen menschlichen Zusatz zu predigen habe. Es waren einige ältere Priester dabei, welche die Meinung äußerten, es werde ihnen damit doch nicht verboten, Seelenmessen zu halten, Salz und Wasser zu weihen: sie wurden bedeutet: was von dem Worte gelte, sei auch von den Zeremonien zu verstehen.

Infolge des Mühlhauser Abschiedes hielt der Kurfürst eine Zusammenkunft mit Markgraf Kasimir von Brandenburg zu Saalfeld. Wie in Dessau die katholischen, traten hier die evangelischen Tendenzen hervor. Zu einem eigentlichen Bunde kam es nicht; aber Markgraf Kasimir erklärte, bei dem Worte Gottes wolle er festhalten.

Während die Kriegskräfte des schwäbischen Bundes den Fortgang des Evangeliums zu ersticken suchten, gaben sich doch einige der mächtigsten Mitglieder des-

selben, die Städte, von denen der Bund ursprünglich ausgegangen, Augsburg, vor allen Nürnberg — wir werden darauf zurückkommen —, eine evangelische Organisation.

Dahin sprach sich selbst jene von dem schwäbischen Bunde eroberte Landschaft aus, die württembergische, von der es hätte scheinen sollen, als dürfe sie gar keinen eigenen Willen mehr haben: die Stände erklärten, die Ruhe des Landes hänge davon ab, daß man dem Volke das lautere Gotteswort ohne menschlichen Eigennutz und Vorwitz predige.

Und schon begannen die Evangelischen sich von der bischöflichen Autorität förmlich loszuzählen. In Wittenberg entschloß man sich bereits im Mai 1525, auf eigene Hand zu ordinieren. Melanchthon rechtfertigt es damit, daß von den Bischöfen ihre Pflicht versäumt werde: wie die Bischöfe dem Papste, so machen die Pfarrer den Bischöfen gegenüber die Unmittelbarkeit ihres Berufes geltend. Ist doch damals selbst noch in der Sorbonne die Behauptung festgehalten worden, daß auch die Pfarrer wie die Bischöfe und der Papst von göttlichem Rechte seien. Melanchthon meint, man könne den Fürsten nicht zumuten, eine Jurisdiktion aufrechtzuerhalten, von deren Mißbrauch und Verwerflichkeit sie überzeugt worden. Auch in Hessen und Brandenburg, selbst in den Städten begann man sich der bischöflichen Jurisdiktion zu entziehen.

Wir sehen: ganz so, wie die beiden entgegenge-

setzten Tendenzen in den Kampf mit den Bauern eingetreten, gingen sie aus demselben hervor, nur noch mit erhöhter Tätigkeit nach beiden Seiten.

Die päpstliche Partei hatte darin einen Vorteil, daß ihr in einem großen Teile des Reiches die Strafgewalt in die Hände geriet, die sie so furchtbar ausübte; aber einen am Ende doch noch größeren Gewinn hatten die Evangelischen davongetragen.

Es trat ein noch nie so stark bemerkter allgemeiner Widerwille gegen die geistliche Seite der deutschen Verfassung hervor. Den Geistlichen wurden die härtesten Bedrückungen zugeschrieben, durch welche der Aufruhr am meisten veranlaßt worden; gegen sie war die Feindseligkeit des gemeinen Volkes vorzugsweise gerichtet gewesen; die Algäuer Bauern zum Beispiel, welche wider Füssen lagerten, waren von dieser Stadt zurückgewichen, als sie sich von ihrem Herrn, dem Bischofe von Augsburg, lossagte und die Fahne von Österreich fliegen ließ; zur Dämpfung des Aufruhrs hatten dagegen die geistlichen Fürsten das wenigste getan und handhabten jetzt den gewonnenen Sieg auf das gewaltsamste.

Daher kam es, daß die Evangelischen sich so leicht der bischöflichen Gewalt entziehen konnten; auffallenderweise hatte das auch auf der entgegengesetzten, katholischen Seite seine Analogie. Wurde diesseits die geistliche, so wurde jenseits sehr entschieden die weltliche Jurisdiktion des Bistums angegriffen.

Eben hier müssen wir der Ereignisse von Tirol und Salzburg nochmals gedenken. Die merkwürdigste Stellung von der Welt nahm Erzherzog Ferdinand ein.

Auf jenem Tiroler Landtage waren nur Adel, Städte und Gerichte versammelt; der geistliche Stand war gar nicht erschienen. Die antigeistliche Stimmung, die dies veranlaßt, trat nun auch umsomehr in den Anordnungen hervor, die man traf. In dem Landtagsabschiede beschloß man, die Besetzung der unteren Stellen von den Bischöfen unabhängig zu machen: in Zukunft sollten Städte und Gerichte präsentieren, der Landesfürst bestätigen, Klagen über die Geistlichen von jenen an diesen gehen. Dem Bischof von Trient ward die Bitte, in seinem Stifte die Aufrührer auch mit fremdem Kriegsvolke strafen zu dürfen, abgeschlagen: denn der gemeine Mann, sagt Ferdinand, sei der Meinung, daß den Geistlichen keine Administration im Weltlichen zustehe; gäbe er dem Bischof eine solche Erlaubnis, so würden ihn die Edelleute beschuldigen, er veranlasse eine neue Empörung, die auch ihnen verderblich werde. Und noch viel weiter ging man. Als sich der Bischof von Brixen unfähig zeigte, in seinem Stifte, wo einer seiner Schreiber und Zolleinnehmer den Aufruhr leitete, die Ordnung wiederherzustellen, beschloß die Tiroler Landschaft, nicht etwa ihm zu Hilfe zu kommen, sondern das Stift vorläufig geradezu zu säkularisieren. Erzherzog Ferdinand ließ es zu seinen Händen einnehmen und übertrug die Verwaltung der Weltlich-

keit einem seiner Räte, „bis auf ein künftiges Konzilium oder die Reformation des Reiches“; von allen Untertanen und Amtleuten empfing er die Huldigung. Nicht eher kam der Hauptmann von Ehrenberg, das mit Tiroler Volk besetzt war, der Stadt Füssen zu Hilfe, als bis dieselbe sich erblich an das Haus Österreich ergab und dem Erzherzoge huldigte. So wurden auch die Zillertaler vermocht, sich von Salzburg zu trennen, sich an Tirol anzuschließen und den Erzherzog, der schon ohnehin die hohe Obrigkeit über sie habe, als ihren Herrn und Landesfürsten anzunehmen. Ja, schon faßte man selbst in Bayern ähnliche Gedanken. Als der Erzbischof Matthäus von Salzburg auf seiner Feste von den Bauern belagert ward und sich in der bedrängtesten Lage befand, erschien Doktor Leicht, bayerischer Kanzler, bei dem Erzherzog und schlug ihm eine gemeinschaftliche Sequestration des Erzstiftes vor, so daß, was an den Grenzen von Bayern liege, von den Herzögen, was dagegen an den österreichischen, von dem Erzherzoge eingenommen werde, und mit Freuden ging dieser darauf ein: er beauftragte seine Kommissare, bei den Bauerschaften, jedoch mit Vorwissen des Erzbischofs, dahin zu wirken, daß das Stift an Österreich und Bayern überliefert werde. Aber viel zu stark war die zwischen beiden Fürstenhäusern herrschende Eifersucht, als daß sie sich über Erwerbungen von dieser Bedeutung hätten vereinigen können. Den Bayern schien es zuweilen, wenn sie

nur mit dem Erzbischofe selbst reden könnten, so würde er die ganze Regierungsgewalt an ihren Herrn aufgeben. Oder Herzog Wilhelm faßte den Gedanken, mit den tirolischen und Salzburger Bauern selbst ein Verständnis zu schließen, durch das ihm seine Ansprüche gewährt würden. So weit aber ließ es der vornehmste seiner Räte, Leonhard von Eck, doch nicht kommen. Er machte den Herzog aufmerksam, wie wenig er sich auf die Bauern verlassen dürfe; gewännen sie die Oberhand über den Erzbischof, so würden sie auch bald Bayern angreifen. Er warnt ihn vor den Praktiken aus Innsbruck, dem Eindringen der Österreicher, gegen deren Politik er überhaupt eine leidenschaftliche Heftigkeit an den Tag legt, gleich als sei ihre Absicht auf Bayern selbst gerichtet. Wie viel besser, wenn der Herzog zugleich auf seiner Nachbarn Kosten ein stattliches Kriegsvolk um sich sammle, das ihm Ansehen und Sicherheit gebe. Hierauf ward in der Tat der Beschluß gefaßt, dem bedrängten Erzbischofe mit der Macht des schwäbischen Bundes zu Hilfe zu kommen. Nicht daß die Herzöge hiebei vollkommen uneigennützig gewesen wären; sie dachten nun mit gutem Willen des Erzbischofes sich einen oder den anderen Vorteil zu verschaffen und besonders ihrem Bruder Ernst von Passau die Nachfolge im Erzstifte zusichern zu lassen. Vergebens machten die Tiroler Stände einen Versuch, den schwäbischen Bund durch Vorstellung alter Gerechtsamen und Verbindungen mit Salzburg von

seinem Kriegszuge abzuhalten. Hier hatte sich die Landschaft mit dem Fürsten zu Konzessionen gegen die Empörer verstanden; durch eine resolute Beseitigung der geistlichen Interessen gedachten sie zugleich den Aufruhr zu stillen und sich selber weiteren Raum zu machen. Man hätte daselbst nunmehr wenigstens gewünscht, die Nachfolge an Don Georg von Österreich, natürlichen Sohn Kaiser Maximilians, zu bringen; man wäre selbst geneigt gewesen, die Bauerschaften in Schutz zu nehmen. Allein schon waren die Herzöge im Vorteil. Herzog Ludwig von Bayern, oberster Feldhauptmann des schwäbischen Bundes, führte gegen Ende August die Scharen desselben wider Salzburg. Auch er fand es fürs erste geraten, und besonders drang Georg Frundsberg, Feldhauptmann der Grafschaft Tirol, darauf, den Bauern einen guten Vertrag zu verschaffen — später sind sie hier denn doch so scharf gezüchtigt worden wie nur irgendwo —; auch dabei ließen sich alle anderen Absichten erreichen. Das Domkapitel versprach dem bayerischen Prinzen Ernst die Nachfolge in Salzburg, wie denn der Erzbischof demselben noch andere Zugeständnisse machte; den Herzögen wurden für ihre Kriegskosten die Herrschaften Laufen, Geisfelden, Titmanning und Mattsee verpfändet. Sie erlangten überhaupt einen entscheidenden Einfluß auf Salzburg. Nur zaghaft erinnert sie später einmal der Erzbischof, nichts von ihm zu verlangen, was wider die Hoheit und Gerechtigkeit des Stiftes laufe.

Die Tendenzen des Bundes waren, wie man sieht, stärker als die der Tiroler Landschaft. Auch Füssen mußte der Erzherzog an Augsburg, das Zillertal an Salzburg wieder abtreten.

Darum ließ aber Ferdinand von den einmal gefaßten Entwürfen nicht ab. Als die württembergische Landschaft jene Forderungen aufstellte und dabei sehr unzweideutig auf eine Säkularisation der geistlichen Güter zum Zweck der Lebensbedürfnisse antrug, wies sie Ferdinand damit keineswegs zurück; er erlaubte ihr, Abgeordnete auf den nächsten Reichstag nach Augsburg zu schicken: was da in Hinsicht einer Reformation der Geistlichkeit beschlossen werde, solle in Württemberg sowie in seinen übrigen Ländern gelten.

Erzherzog Ferdinand traf aber in diesen Ideen unmittelbar mit den Evangelisch-Gesinnten zusammen. Ganz mit Recht erblickten diese die nächste Ursache des letzten Aufruhrs in der Zurücknahme jener speierschen Versammlung. Im Herbst 1525 kam der Gedanke, die religiösen Irrungen auf einer Reichsversammlung zu beseitigen und hier zu einer durchgreifenden Reformation zu schreiten, noch einmal in allgemeine Anregung.

Den Zusammenkünften in Dessau und Saalfeld entspricht eine dritte, welche Landgraf Philipp mit dem Kurfürsten von der Pfalz in Alzey hielt. Sie kamen überein, „den Dingen müsse ein gleichmäßiges Wesen

gemacht", es müsse alles getan werden, um die Stände zu vergleichen.

Von Saalfeld ging Markgraf Kasimir nach Auerbach zu einer Unterredung mit Pfalzgraf Friedrich, der die Oberpfalz im Namen seiner Neffen regierte. Sie beschlossen hier: einmal die Lasten des gemeinen Mannes so viel als möglich zu erleichtern, sodann aber beim Kaiser nochmals auf eine Kirchenversammlung in deutscher Nation anzutragen, „um sich eines gleichen Verstandes in Auslegung des göttlichen Wortes zu entschließen".

Im September hielten die Städte eine Versammlung, und schon glaubte Ferdinand, widerwärtige Beschlüsse von derselben fürchten zu müssen; die Abkunft, die sie trafen, war jedoch nur, bei ihm selbst und dem Kaiser die Notwendigkeit, daß in Hinsicht der Zeremonien eine einhellige Ordnung im Reiche gemacht werde, aufs neue vorzustellen.

Indem man diese Dinge allenthalben in Beratung zog, die mancherlei Möglichkeiten sich vergegenwärtigte, kamen Ideen und Pläne der außerordentlichsten Art in Umlauf.

In einem Entwurfe, der gegen Ende des Jahres 1525 gemacht und auf einer oder ein paar Reichsversammlungen zur Sprache gebracht worden ist, geht man davon aus, daß die geistlichen Güter zu nichts mehr nütze seien, weder für die Religion noch für das Reich: eine Veränderung mit ihnen vorzu-

nehmen, sei unerläßlich; jedoch dürfe man das nicht dem gemeinen Manne überlassen, sondern von der Obrigkeit, d. i. dem Kaiser und den weltlichen Ständen, müsse Hand angelegt werden.

Man hatte keine Scheu, eine völlige Säkularisation aller geistlichen Güter in Vorschlag zu bringen.

Den geistlichen Fürsten und Prälaten möge man von denselben so viel anweisen, als zu einem anständigen Leben gehöre, den Domherren für den Augenblick nichts entziehen, aber diese wie jene nach und nach aussterben lassen. Von den Klöstern könne man wohl nur einige Nonnenkondente behalten für junge adelige Fräulein, jedoch mit dem Rechte, wieder auszutreten. Mit dem, was man hiedurch gewinne, müsse man vor allem die neuen geistlichen Bedürfnisse decken, Pfarrer und Prediger versorgen; in jedem Kreise einen frommen, gelehrten Mann mit bestimmter Besoldung zum Bischof bestellen, der aber keine weltliche Verwaltung führen, sondern nur der Vorsteher der übrigen Kirchendiener sein dürfe, endlich auch eine hohe Schule in jedem Kreise einrichten, um in den Sprachen zu unterweisen und die Heilige Schrift nach ihrem rechten Sinne auszulegen.

Allein man dachte auf diese Weise auch Kräfte zu bekommen, um der ganzen weltlichen Verfassung eine andere Gestalt zu geben.

Der Vorschlag in diesem Entwurfe ist, in jedem Kreise ein besonderes Regiment zu errichten, mit 12 Räten, je drei von den vier Ständen, Fürsten,

Grafen und Herren, Adel, Reichsstädten, unter einem Hauptmanne, der von den Kreisständen zu wählen, aber von dem Kaiser zu bestätigen sei, ungefähr mit denselben Rechten, wie die Hauptleute und Räte des schwäbischen Bundes. Dasselbe soll jene Einrichtung ausführen, eine höhere Gerichtsbehörde bilden und vor allem den gemeinen Frieden handhaben, hiezu aber immer eine stehende Truppe zu Pferde und zu Fuße im Felde halten. Statt der Stifte zu genießen, möge der junge Adel im Heere dienen. Mit diesen gesamten Leuten lasse sich dann jede von Kaiser und Reich beschlossene Hilfe ins Werk setzen, ohne irgendjemandem damit beschwerlich zu fallen. Es werde das eine so große beharrliche Hilfe bilden, wie sie kein Kaiser seit Christi Geburt gehabt habe.

Ein Entwurf, bei welchem es nun auch nicht so sehr auf die einzelnen Bestimmungen ankommt, als auf die Ideen, die ihm im allgemeinen zugrunde liegen: Säkularisation der geistlichen Güter, — das Reich allein aus weltlichen Ständen zusammengesetzt, — dessen Verfassung vor allem auf die Ausbildung der Kreise basiert, — ein stehendes Heer vornehmlich zugunsten des jüngeren Adels: — alles Dinge, deren Ausführung die folgenden Jahrhunderte beherrscht, das spätere Deutschland begründet hat.

Kühnlich faßte man die entferntesten Resultate ins Auge: aus einem Schreiben Ferdinands an seinen Bruder erfahren wir sogar, daß der Gedanke

sich regte, die geistlichen Kurfürsten von den künftigen Kaiserwahlen auszuschließen.

Noch war jedoch das geistliche Fürstentum bei weitem zu stark, um seine Sache fallen zu lassen; durch Pläne dieser Art, die ihm nicht verborgen bleiben konnten, fühlte es sich eben vielmehr angetrieben, alle seine Kräfte zusammenzunehmen. Die Geistlichkeit beschwerte sich ohnehin, daß man ihr vieles vorenthielt, dessen sie in dem letzten Sturme beraubt worden, ja daß man fortfuhr, ihr die gewohnte Jurisdiktion zu entziehen; sie zeigte sich entschlossen, am nächsten Reichstage den Angriff nicht zu erwarten, vielmehr auf eine vollkommene Herstellung zu dringen. Dazu machte ihr ein Ausschreiben des Kaisers Mut, worin von Abstellung aller der Dinge die Rede war, von denen sich eine Zerrüttung unseres heiligen Glaubens besorgen lasse, in so strengen Ausdrücken, daß es auf eine Wiederherstellung des gesamten alten Zustandes abgesehen zu sein schien. Das Regiment, das noch in Eßlingen saß und von dem wir jetzt wieder einmal hören, bereitete sich zu Vorschlägen in diesem Sinne. Dahin neigte ohnehin die ganze Richtung, welche der schwäbische Bund genommen. Auf dem Bundestage, den derselbe im November hielt, empfing er ein Schreiben des Papstes Klemens, worin er aufgefordert wurde, das trefflich Begonnene mit gleichem Eifer weiterzuführen, die herrlichste Tat, die seit vielen Jahrhunderten geschehen, nun auch zu vollenden. So

waren auch jene östlichen Fürsten gesinnt. Wir haben die Instruktion, welche Herzog Georg seinem Gesandten an dem Reichstag erteilte. An sehr lebhafte Klagen über den unüberwindlichen Schaden, der von dem lutherischen Evangelium herrühre, wird darin die Forderung geknüpft, keinerlei Veränderung in den hergebrachten Ordnungen zuzugeben, ohne Bewilligung eines allgemeinen Konziliums; selbst wenn ein Engel vom Himmel käme, so würde man ihm nicht folgen dürfen, es geschehe denn in einer vollständigen christlichen Versammlung. Auch ein päpstlicher Nuntius machte sich auf, um den Reichstag zu besuchen.

War die Absicht, eine Veränderung zu treffen, eben so weit verbreitet wie umfassend, so zeigte sich nun, daß auch die entgegengesetzte Tendenz, die geistliche Verfassung, wie sie bestand, aufrechtzuerhalten oder vielmehr in ihrer Integrität wiederherzustellen, noch sehr kräftig war. Indem man sich auf der Seite der Neuerung zu den weitaussehendsten Plänen erhob, verbarg man sich doch nicht, daß der Reichstag auch leicht eine widrige Wendung nehmen könne. Es schien einigen, als wolle man da Gutes und Böses miteinander ausrotten, die Wahrheit mit der Unwahrheit unterdrücken, als werde man am Ende eine Ordnung des Glaubens und Lebens nach dem alten Gesetze aufrichten und daran gehen, jeden, der sich nicht füge, mit Gewalt dazu zu zwingen.

Wie sich Kurfürst Johann und Landgraf Philipp

am entschlossensten für die Neuerung erklärten, so hatten sie auch Grund, die meisten Besorgnisse zu hegen, der Landgraf, weil er sich ringsher von mächtigen geistlichen Gebieten umgeben sah, der Kurfürst, weil man schon damals daran dachte, ihm als einem von der römischen Kirche Abgefallenen die Kur zu entziehen; er wurde erinnert, sich mit seinen Nachbarn — ohne Zweifel hauptsächlich dem Herzoge Georg — besser zu stellen: eben von dieser Seite sei mancherlei Praktik wider ihn im Gange.

Was die beiden Fürsten veranlaßte, sich näher miteinander zu vereinigen, war bei weitem weniger die Absicht, etwas Neues durchzusetzen, als nur zunächst die Besorgnis vor eigenen Gefahren, die Notwendigkeit, sich in der einmal genommenen Stellung zu behaupten.

Den ersten Schritt hiezu tat Landgraf Philipp, der im Anfang Oktober 1525 seinen Kammermeister, Rudolf von Waiblingen, nach Torgau schickte, wo Kurfürst Johann Hof hielt, und demselben den Antrag macht, sich auf dem nächsten Reichstage gemeinschaftlich alledem zu widersetzen, was zugunsten der Mißbräuche, zur Unterdrückung der Wahrheit versucht werden könne, keine Anordnung anzunehmen, die dem Worte Gottes entgegenlaufe, sich zu dem Ende mit allen Gleichgesinnten zu vereinigen. Höchlich erfreut war der evangelisch überzeugte Kurfürst über diesen Antrag, der seiner Gesinnung so wohl entsprach; Anfang November ging sein Sohn Johann Friedrich,

um mit dem Landgrafen persönlich eine nähere Verabredung zu treffen.

Auf dem festen Jagdschlosse Friedewald am Sullinger Walde geschah die Zusammenkunft. Die beiden jungen Fürsten verstanden sich vollkommen. Im weimarischen Archive findet sich noch die Aufzeichnung eines Bedenkens „unseres lieben Vetters und Bruders des Landgrafen" von der eigenen Hand Johann Friedrichs, welches ohne Zweifel eben das Resultat ihrer Unterredung ist. Der Inhalt desselben lautet noch nicht auf ein eigentliches Bündnis; man beschließt nur erst, was die Lage des Augenblicks fordert. Die beiderseitigen Gesandten sollen sich in Hinsicht des Evangeliums näher verständigen, von den gleichgesinnten Fürsten, Grafen und Städten so viele wie möglich an sich ziehen — noch hegte man sogar die Hoffnung, den Kurfürsten von Trier zu gewinnen — und sich alsdann gemeinschaftlich gegen die Ausdrücke des Ausschreibens erklären, welche der alten Gewohnheit günstig, dem Worte Gottes nachteilig seien, in betreff des Evangeliums überhaupt für einen Mann stehen. An dem kurfürstlichen Hofe billigte man dies nicht allein, man hielt es für gut, das Verständnis auch noch auf andere Sachen zu erstrecken, „darin einer von dem andern Recht leiden könne".

So kam man von den verschiedenen Seiten im Anfang Dezember mit ganz entgegengesetzten Instruktionen in Augsburg zusammen.

Der Zwiespalt, der die Abgeordneten trennte, zeigte sich selbst in der kaiserlichen Kommission. Außer Erzherzog Ferdinand, dessen Haltung zweifelhaft sein mußte, bestand sie aus dem Herzog Wilhelm von Bayern, dem Vorfechter der Päpstlich-Gesinnten, und Markgraf Kasimir von Brandenburg, der sich schon so lange zu den Evangelisch-Gesinnten gehalten. Zwar lehnte Kasimir ab, auf das Verständnis einzugehen, das ihm die Gesandten von Hessen und Sachsen antrugen; aber er erklärte doch, er werde seine Überzeugung innerhalb der Kommission verfechten und dadurch mehr Nutzen stiften als durch ein förmliches Bündnis.

Da würde es nun wohl zu einem lebhaften, ernstlichen und entscheidenden Kampfe haben kommen müssen, wären die Fürsten persönlich zugegen gewesen; man würde sogleich gesehen haben, wohin die Majorität sich neige.

Allein noch war doch im Grunde weder die eine noch die andere Partei dazu ernstlich entschlossen. Jedwede sah zu gut, was die Entscheidung zu bedeuten habe; sie wünschte noch erst, alle ihre Kräfte zu sammeln, sich alle mögliche Unterstützung zu verschaffen. In Friedewald war es gleich ratsam gefunden worden, den Reichstag nach Speier oder nach Worms zu verlegen. Von der anderen Seite zögerte der mainzische Abgeordnete, ohne den kein Schritt geschehen konnte, da er die Kanzlei mit sich führte, ungebührlich lange. Kein Fürst war in Person er-

schienen; selbst die Kommission ward nicht vollzählig; eine große Anzahl von Abgeordneten wurde vermißt.

Die erste vorläufige Versammlung wurde am 11. Dezember gehalten. Erzherzog Ferdinand ersuchte die Erschienenen, noch einige Zeit Geduld zu haben, bis eine größere Anzahl angelangt sei: den guten Willen der Anwesenden werde er dem Kaiser rühmen.

Aber noch einige Wochen später war man nicht zahlreicher beisammen; auf erneuerte Anregung der Stände hielten die Kommissare am 20. Dezember eine definitive Versammlung.

Sobiel leuchtete einem jeden ein, daß bei dieser Unvollzähligkeit der Stände und der Bedeutung der obschwebenden Fragen nichts Nachhaltiges geschehen könne. Herzog Wilhelm trug vor, ob man nicht besser tun werde, den Reichstag zu verschieben. Die drei Kollegien traten auseinander und waren einhellig dieser Meinung. Sie verlegten den Reichstag nach Speier auf den ersten Mai: da aber müsse ein jeder Fürst in Person erscheinen, da wolle man „von dem heiligen Glauben, Frieden und Recht desto stattlicher handeln".

Um jedoch wenigstens etwas getan zu haben, und aus Rücksicht auf die noch fortdauernde Gärung der Untertanen, setzte man einen Ausschuß nieder, um einen Reichsabschied zu verfassen.

Bemerkenswert ist dabei wohl nur, daß man die Anordnungen der letzten Reichstage von 1523 und 1524, daß das Evangelium rein und klar nach Aus-

legung der angenommenen Lehrer gepredigt werden solle, wiederholte, ohne der lateinischen Kirchenväter namentlich oder auch des Wormser Ediktes zu gedenken. Übrigens versprach man einander, sich gerüstet zu halten, um jeden Empörungsversuch sogleich zu unterdrücken, und setzte die wegen ihrer Teilnahme an dem Aufruhr für infam Erklärten insoweit wieder in den vorigen Stand, daß sie an den Gerichtssitzungen teilnehmen durften; denn bei ihrer so großen Anzahl würden sonst die Dorfgerichte ins Stocken geraten sein.

Schon war die allgemeine Aufmerksamkeit sowie die vorbereitende Tätigkeit auf die nächste Versammlung, die dann auch entscheidend geworden ist, gerichtet.

Sachsen und Hessen hatten für das evangelische Bündnis, das sie beabsichtigten, doch nicht die erwartete Teilnahme gefunden — eigentlich nur die nürnbergischen Abgeordneten hatten eine ernstliche Hinneigung dazu blicken lassen —; allein darum ließen sie den Gedanken nicht fallen: die beiderseitigen Gesandten waren der Meinung, die Sache müsse in einer persönlichen Zusammenkunft ihrer Herren, des Kurfürsten selbst und des Landgrafen, mit doppelter Kraft angegriffen werden.

Indessen trat auch die andere Partei enger zusammen. Das Domkapitel zu Mainz suchte seine so lange vergessenen Metropolitanbefugnisse wieder hervor und berief die Kapitel seiner Suffraganen zu

einer Versammlung bei der Mutterkirche. Hier ward dann die Gefahr in Betracht gezogen, in der sich der Klerus überhaupt befinde, und der Beschluß gefaßt, eine Gesandtschaft an Kaiser und Papst abzuordnen, um ihnen zu klagen, daß die geistliche Jurisdiktion von der weltlichen Gewalt okkupiert werde, und die Verdienste in Erinnerung zu bringen, welche sich die geistlichen Fürsten von jeher um Kaisertum und Kirche erworben: so viel und noch mehr seien sie auch in Zukunft zu leisten erbötig; aber dafür müsse man sie auch bei den hergebrachten Gerechtsamen schützen. Sie meinten, es sei wohl am ratsamsten, einige nicht abgefallene Fürsten, welche sie sogleich namhaft machten, mit diesem Schutze zu beauftragen.

Dahin schienen auch die Wünsche dieser Fürsten selbst zu gehen. Bei dem Kurfürsten von Mainz, der in Halle residierte, kamen Herzog Georg von Sachsen und Herzog Heinrich von Braunschweig zusammen; in denselben Tagen finden wir sie nochmals zu Leipzig, zugleich mit dem Bischof von Straßburg, und auch sie beschlossen, sich an den Kaiser zu wenden. Sie stellten ihm vor, bei dem unaufhörlichen Fortgange „der verdammten lutherischen Lehre" sei nichts als eine Wiederholung des Aufruhres, ja ein offener Krieg zwischen den Fürsten und Herren selbst zu erwarten; auch sie suche man täglich auf die lutherische Seite zu ziehen; da das in Güte nichts helfe, so scheine es, als wolle man sie durch ein Aufwiegeln der Untertanen mit Gewalt dazu nötigen. Hiegegen

riefen sie nun die Unterstützung des Kaisers an. Unmittelbar nach der Versammlung begab sich Herzog Heinrich von Braunschweig nach Spanien, um das Gewicht persönlicher Anwesenheit in die Wagschale zu werfen.

So rüstete sich alles zu dem entscheidenden Kampfe. Hatten die Anhänger der Neuerung ihre vornehmste Stütze in der nationalen Sympathie, in der großen Bewegung des Geistes überhaupt, so waren dagegen die Verfechter des Papsttums durch die natürliche Kraft des Bestehenden und den entschlossenen Widerwillen einiger mächtigen Fürsten gegen alle Veränderung unterstützt; überdies suchten sie nun auch die beiden höchsten Gewalten für sich in Tätigkeit zu setzen, deren Ansehen mit der geistlichen Verfassung des Reiches so eng zusammenhing. Sie zweifelten nicht, daß ihnen dieselben mit allem ihrem Einfluß zu Hilfe kommen würden.

Damit berührten sie aber zwei Weltkräfte, die noch in ganz anderen Beziehungen zu einander standen als in den deutschen, und deren Verhältnis durch die großen Ereignisse in Italien und den Gang der europäischen Politik jeden Moment anders bestimmt ward.

Wir würden die weitere Entwickelung der deutschen Angelegenheiten nicht verstehen, wenn wir nicht vor allem diese Ereignisse näher betrachten wollten, an denen auch noch eine andere Seite des deutschen Lebens hervortritt.

Viertes Buch.

Auswärtige Verhältnisse, Gründung der Landeskirchen.

1521—1528.

Erstes Kapitel.

Französische Kriege bis zur Ligue von Cognac.

1521—1526.

Im zehnten Jahrhundert, als die abendländischen Völker, noch in den Anfängen ihrer Bildung begriffen, auf allen Seiten von den Einfällen überlegener feindlicher Weltelemente heimgesucht wurden, waren es die Deutschen, welche die ersten großen Siege erfochten. Indem sie sich selber verteidigten, leisteten sie auch allen anderen unschätzbare Dienste. Sie verschafften dem Abendlande wieder eine selbstständige Haltung: mit ihren glücklichen Waffen erneuerten sie die Idee eines okzidentalischen Reiches; zwei Drittel des großen karolingischen Erbes fielen ihnen anheim.

Im elften und zwölften Jahrhundert erkannten noch alle umwohnenden Nationen die Hoheit des Reiches an, wie im Norden und Osten, so im Süden und Westen: — Arles und Lyon so gut wie Mailand und Pisa gehörten zu demselben.

Am Ende des zwölften, in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts sehen wir unsere Kaiser eine starke Hausmacht in Italien gründen: mehr als einmal erhebt sich in ihnen der Gedanke, die Her-

beibringung des orientalischen Reiches zu unternehmen; indessen werden im Norden und Osten weite Gebiete mit Pflanzungen bedeckt und in der Ferne vor ihnen her die großen Ritterkolonien gegründet, welche noch in dem folgenden Jahrhundert ohne Zweifel die bestgeeingerichtete und kräftigste Macht in dem Norden bildeten.

Eine Weile gingen die Eroberungen auch dann noch fort, als die Reichsregierung schon nicht mehr die alte Energie besaß; endlich aber mußte die Auflösung der inneren Ordnung, die Vernichtung eines wahrhaft selbständigen Kaisertums auch auf die Grenzen zurückwirken: das Reich vermochte seine Stellung nicht mehr zu behaupten.

Den Anfang der Beraubung hatte der Papst gemacht, der Rom, den Kirchenstaat und Avignon vom Reiche losriß; mit ihm verbündet, bemächtigte sich ohne viel Geräusch, Stück für Stück, die französische Krone des arelatensischen Reiches; bald darauf erfocht die emporkommende polnisch-littauische Macht entscheidende Siege über die nicht mehr hinreichend unterstützte Ritterschaft; im fünfzehnten Jahrhundert machte sich Böhmen unabhängig; die italienischen Staaten rechneten sich kaum dem Namen nach zum Reiche; das Prinzip der Absonderung wirkte endlich auch auf die deutschredenden Stämme in den Alpen und den Niederlanden zurück. Der Anblick so vieler Verluste erweckte jenen Unmut patriotischer Geister, dessen wir zuweilen gedachten.

Noch hatte man sich jedoch zu keiner definitiven Abtretung von seiten des Reiches verstanden, ausgenommen etwa zugunsten des Papstes, mit dem man gleichwohl über die Grenzen der beiderseitigen Befugnisse auch noch nicht sehr fest übereingekommen war: noch konnte alles wiedergewonnen werden.

Besonders war man nie der Meinung gewesen, das obere Italien aufzugeben. Noch im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts machte der römische König Ruprecht einen entschlossenen Angriff auf Mailand; in der Mitte desselben regte sich nach dem Aussterben der Visconti in Mailand selbst eine Partei, welche geneigt war, sich dem Kaiser zu unterwerfen. Wir sahen, in welch unaufhörlichen Versuchen sich Maximilian Zeit seines Lebens bewegte, die Lombardei zu erobern. Zwar glückte es ihm damit nicht: nach allem Wechsel der Kriegsereignisse behaupteten die Franzosen doch zuletzt Mailand und Genua; allein die alten Ansprüche waren gleichwohl auf das lebendigste in Erinnerung gekommen, und in dem Reiche sah man Franz I., der überdies der Lehen entbehrte, mit nichten als einen legitimen Besitzer an.

Indem nun Karl V. den kaiserlichen Thron bestieg, eröffnete sich für das Reich noch einmal die großartige Aussicht, zu alle seinen Rechten zu gelangen.

Wir müssen uns erinnern, daß man gleich bei der ersten Annäherung zwischen Burgund und Österreich diesen Gesichtspunkt ins Auge gefaßt hatte. Als Karl der Kühne Friedrich dem III. seinen Bund antrug,

sagte er demselben, er wolle ihn furchtbarer machen, als irgendein Kaiser seit dreihundert Jahren gewesen; er stellte ihm vor, welch eine unwiderstehliche Macht aus der Verbindung ihrer Besitztümer und Gerechtsamen hervorgehen müsse. Der junge Fürst, der jetzt den Thron bestiegen, war der Urenkel und Erbe sowohl des einen als des anderen; noch viel weiter, als man damals hätte ahnen können, erstreckten sich seine Fürstentümer und Königreiche. Wie hätten Ideen dieser Art nicht in ihm erwachen sollen!

Noch war die deutsche Nation von allen abendländischen ohne Zweifel am besten bewaffnet. Der Adel riß sich zuerst von den, für die neuere Kriegskunst nicht mehr geeigneten Formen des ritterlichen Lanzenwesens los: Herren und Diener fochten in einem Glied. Aus den Bauern gingen die Landsknechte hervor, ein Fußvolk, das, außer in den Schweizern, die doch auch Deutsche waren, seinesgleichen nicht hatte. Die Bürger waren die Meister des Geschützes; mit einer Vereinigung der hanseatischen und der niederländischen Seemacht hätte sich keine andere Nation der Welt messen können.

Der Fehler hatte nur immer darin gelegen, daß der Kaiser zu schwach gewesen war, um die Kräfte der Nation zu benutzen. Jetzt aber schien das anders werden zu müssen. Die Landsknechte feierten es in einem Liede, daß sie einen Fürsten bekommen, der imstande sein werde, sie zu besolden, im Felde zu halten. Auf dem Reichstage zu Worms war auf das

ernstlichste von der Wiedereroberung der abgekommenen Reichslande die Rede.

Auch für diese Verhältnisse dürfen wir jedoch keinen Augenblick vergessen, daß es nicht eine eigentlich nationale Entwickelung war, woraus die Vermehrung der kaiserlichen Macht hervorging. Die Nation war nicht gemeint, Karl dem V. größere Rechte zu gewähren, als seinen Vorfahren, schloß sich nicht einmütiger an ihn an. Der Unterschied beruhte auf der Verbindung einer Hausmacht, wie sie noch niemals vorgekommen war, mit den Rechten des Kaisertums. Aber so fremdartige Bestandteile umfaßte dieselbe, daß sie niemals mit der kaiserlichen Gewalt verschmelzen konnte. In der Stellung Karls V. lag eine Doppelseitigkeit, welche mit der Zeit eigentümliche Schwierigkeiten entwickeln mußte und für die Rechte des Reiches, inwiefern sie von denen des jedesmaligen Kaisers unterschieden waren, auch wieder gefährlich werden konnte.

Gleich der Ursprung seiner Kriege liegt bei weitem mehr in der Gesamtheit seiner Verhältnisse, als in den Interessen des Reiches.

Wir berührten schon, wie die alte Feindseligkeit zwischen Frankreich und Burgund wieder erwachte.

Im Anfang des Jahres 1521 sah man die erklärten Gegner des Kaisers an dem französischen Hofe auf das beste aufgenommen und begünstigt; Franz I. trat mit den empörten Kommunen in Kastilien in Verbindung; auch in Deutschland glaubte der Kaiser

noch immer Machinationen seines Gegners wahrzunehmen; Briefe und Entwürfe des feindseligsten Inhalts kamen ihm aus Italien zu Gesicht; im Mai machte Franz I. einen Versuch, Albret geradezu mit den Waffen nach Navarra zurückzuführen; auf die friedlichen Erinnerungen der Engländer erklärte er, er könne sich in seinem Siegeslauf nicht aufhalten lassen; er nahm Robert von der Mark, der, um eine Verletzung seiner Gerichtsbarkeit durch den Kanzler von Brabant zu rächen, im Luxemburgischen zu Gewalttätigkeiten schritt, öffentlich in seinen Schutz.

Dagegen schloß nun auch der Kaiser das erwähnte Bündnis mit Papst Leo X. Es erscheint als die erste Wirkung der lutherischen Bewegung auf die europäischen Angelegenheiten. Um in Deutschland nicht von dem Kaiser verlassen zu werden, trat der Papst auf seine Seite bei den Irrungen mit Franz I. Ihr Bund war darauf berechnet, die Rechte des Kaisertums und des Papsttums gemeinschaftlich zu erneuern. Schon auf die entferntere Zukunft ward darin Bedacht genommen. Der Kaiser versprach, die Ansprüche auf Ferrara, der Papst, die Rechte des Reiches gegen Venedig durchführen zu helfen. Zunächst aber beschlossen sie, die Lombardei miteinander zu erobern. Parma und Piacenza sollten dem Papst anheimfallen, Mailand und Genua unter einheimischen Herrschern die Hoheit des Kaisers anerkennen. Es ist darin viel von der Herstellung der gesetzlichen Unterordnung aller Fürsten unter den Papst und den

Kaiser die Rede, von denen Gott einmal Rechenschaft über den Zustand der christlichen Republik fordern werde.

Noch einmal wandte sich Franz I. an die Kurfürsten. Er erinnerte sie, daß er als König von Frankreich der Verbündete, als Herzog von Mailand der Vasall des Reiches sei; der erwählte römische König — den er Kaiser zu nennen vermied — wolle ihn nicht etwa des Reiches halber, sondern wegen seiner eigenen besonderen Angelegenheiten in Mailand angreifen; man möge das demselben nicht gestatten, sondern dafür sorgen, daß er wie seine Vorfahren, Siegmund und Friedrich, nur mit friedlichem Gefolge zu seiner Krönung nach Rom ziehe; dann solle er sich einer guten Aufnahme von französischer Seite erfreuen. Kaiser Karl antwortete, Siegmund und Friedrich seien nicht, wie er, Könige von Spanien und beiden Sizilien, noch Gebieter so vieler burgundischer Landschaften, noch auch Herren der neuentdeckten goldreichen Welt gewesen; ihm gezieme nicht, nach Italien zu gehen, wie sie getan, zumal man sich daselbst rüste, ihm den Eintritt zu verwehren; das könne kein Verbündeter noch Vasall des Reiches sein, der dessen Rechte schmälere und seinem Lehnsherrn, dem Kaiser, mit den Waffen zu widerstehen Anstalt treffe.

Die Kurfürsten dachten daran, eine Vermittelung zwischen Kaiser und König zu versuchen; sie entwarfen ein Schreiben, um den König von Frankreich

zu friedfertigem Verhalten und einer Anerkennung der Rechte des Reiches aufzufordern. Aber der Kaiser liebte ihre Einmischung nicht: er verbot dem Kurfürsten von Mainz, das Schreiben abgehen zu lassen; sein Kanzler erklärte dem Kurfürsten von Trier, keine Unterhandlung werde bei dem König anschlagen, er werde nur dann Frieden halten, wenn man ihn mit Gewalt dazu nötige.

Wie wäre auch bei den Absichten, die in dem Bunde mit dem Papste festgesetzt waren, noch ein Austrag möglich gewesen!

Im August 1521 kamen zwar die Abgeordneten des Kaisers und des Königs mit römischen und englischen Bevollmächtigten zu diesem Zwecke noch einmal in Calais zusammen; allein es ließ sich von vornherein nicht viel davon erwarten. Von den Vermittlern stand der eine bereits im Bunde mit dem Kaiser, der andere unterhandelte mit ihm schon lange über eine engere Allianz. Man nahm die alten Verträge vor und ging ihre Artikel durch; jeder Teil behauptete, daß der andere es sei, dem der Bruch derselben zur Last falle. Den größten Eindruck machte ein den Kaiserlichen in die Hände gefallener Brief des Königs Franz an den Grafen von Carpi, worin von der Unterstützung, die er Robert von der Mark gewähre, und von Absichten auf Neapel und Sizilien sehr unumwunden die Rede war. Indem man nun aber weiter auf eine Erneuerung dieser Verträge zu reden kam, trug der Großkanzler des Kaisers kein Be-

denken, eine solche geradezu zu verweigern: denn das Fundament sei untüchtig, auf welchem sie errichtet worden; der Kaiser habe alte Ansprüche an Frankreich, deren darin nicht gedacht werde. Nicht allein verwarf er, wie sich versteht, die Lehnsherrschaft der Franzosen über Flandern und Artois, die er nur für ein momentanes Zugeständnis erklärte: er forderte das Erbteil Karls des Kühnen ungeschmälert zurück; er brachte in Erinnerung, was die Krone Aragon und was das Reich in dem südlichen Frankreich zu fordern habe. Zumutungen, die in der Tat nichts weiter als den entschlossenen Willen, das Kriegsglück zu versuchen, aussprachen: ohne Niederlagen erlitten zu haben, konnte sie Franz I. nimmermehr bewilligen.

Von der Zusammenkunft zu Calais hatte Karl V. den Vorteil, daß er den König von England für sich gewann. Heinrich VIII. hatte sich früher verpflichtet, sich gegen denjenigen von seinen beiden Nachbarn zu erklären, der den Frieden zuerst brechen würde. Jenes aufgefangene Schreiben überzeugte ihn, daß die Schuld an Franz I. liege. Um so weniger Bedenken trug er nun, auf die Seite des Kaisers zu treten, von dem er sich überdies wegen jedes pekuniären Schadens, der ihm aus seiner Trennung von Frankreich entspringen könne, sorgfältig sicherstellen ließ. Sein Bevollmächtigter, Kardinal Wolsey, ging von Calais nach Brügge, wo dann jene engere Verbindung geschlossen ward, von der früher die Rede gewesen.

Im Rate des Kaisers ist zuweilen die Meinung

aufgetaucht, es würde besser sein, zunächst einen Stillstand zu schließen und den Krieg nicht vor nächstem Frühjahr zu beginnen. Das vornehmste Argument dagegen war der mit dem Papste geschlossene Vertrag: denn wenn sich der Papst verlassen oder mißachtet sähe, so würde er sich mit Frankreich und den Venezianern vereinigen, um den Kaiser aus beiden Sizilien zu verjagen und ihn auf immer von Italien auszuschließen; alle seine geistlichen Zugeständnisse würde er zurücknehmen, sobald der Anspruch auf Navarra, selbst der Besitz des Kaisertums zweifelhaft werden könne. Man blieb dabei, den Krieg ohne Verzug zu unternehmen; der Kaiser wünschte dies nur mit guter Rechtfertigung zu tun. Da sich wegen der zweideutig gestellten Friedensartikel zweifeln ließ, wer in der Sache von Navarra Recht habe, so war es ihm beinahe lieb, als man ihm von ernstlichen Demonstrationen der Franzosen zugunsten Roberts von der Mark Nachricht brachte. „Gelobt sei Gott," rief er aus, „ich bin es nicht, der Krieg anfängt: Gott gibt mir Gelegenheit, mich zu verteidigen." Wegen des Ausgangs hegte er keine Besorgnis. „Ich müßte," sagte er, „ein erbärmlicher Kaiser sein, oder er soll ein kläglicher König von Frankreich werden".

So begann der Krieg zwischen Karl V. und Franz I.

Darin lag eine unmittelbare Fortsetzung der alten burgundisch-französischen Feindseligkeiten. Zugleich hatte er aber für das deutsche Reich eine unermeßliche Bedeutung. Zum erstenmal eröffnete sich wieder

die gegründete Aussicht, die Rechte und die Autorität desselben wiederherzustellen. Die Kriegführung und ihre Erfolge, die Wechsel der Politik mußten dann auf das Innere eine unaufhörliche Rückwirkung ausüben, wie wir schon vorläufig bemerkten und bald deutlicher wahrnehmen werden.

Feldzug von 1521, 1522.

Anfangs schien es, als würde die Entscheidung auf den alten Schauplätzen der burgundischen Kriege, an den französisch-niederländischen Grenzen erfolgen.

Von dem ohne viele Mühe bezwungenen Gebiete Roberts von der Mark bewegte sich ein stattliches kaiserliches Heer, unter dem Grafen von Nassau, Sickingen und Frundsberg, gegen die französischen Grenzen, eroberte Mouzon, belagerte Mezières und setzte die ganze Champagne in Gefahr; allein indes sammelte auch Franz seine besten Streitkräfte; er fühlte sich gar bald so überlegen, daß er meinte, Gott selber zeige sich französisch-gesinnt: die Kaiserlichen mußten jene Belagerung aufheben und, als sie hierauf den Franzosen in der Nähe von Valenciennes begegneten, es für ein Glück halten, daß sie ungeschlagen davonkamen; Georg Frundsberg hielt diesen Abzug für eine seiner rühmlichsten Taten. Eben dadurch aber, daß die Franzosen denselben geschehen ließen, stellte sich ein gewisses Gleichgewicht her: die Franzosen nahmen einige feste Plätze von Artois, die

Kaiserlichen Tournay weg; zu ernstlichen Anstrengungen, namhaften Erfolgen kam es an dieser Stelle nicht.

Dagegen entwickelten sich die Ereignisse in Italien unerwartet zur Entscheidung.

Hier kam es vor allem auf jene, zwar noch immer zu dem Reiche sich haltende, dazu gezählte, aber doch in ihrer Politik so gut wie unabhängige Genossenschaft der Schweizer an, von welcher die großen Entscheidungen in Oberitalien die letzten Jahrzehnte daher immer hauptsächlich abgehangen. Noch zuletzt hatten sie im Jahre 1512 Mailand für die Sforzas zurückerobert: nur durch ihre Entzweiung war es, wiewohl auch dann noch nicht ohne eine der blutigsten Schlachten, verloren gegangen; im Jahre 1516 hatte Maximilian mit ihrer Hilfe einen abermaligen Zug in die Lombardei unternommen, und allein den Mängeln seiner Führung schrieb man es zu, daß derselbe mißglückt war. Auch jetzt rechneten Papst und Kaiser bei ihren Plänen vor allem auf die Hilfe dieser nahen, kriegsfertigen und tapferen Mannschaften. Ihre Absicht war, 16 000 Schweizer über die Gebirge kommen und zu derselben Zeit in Mailand vorrücken zu lassen, wenn eine kaiserliche Flotte vor Genua und ein neapolitanisch-päpstliches Heer am Po erscheinen würden.

Und wie hätten sie an dem glücklichen Erfolg ihrer Bemühungen zweifeln sollen? Die Eidgenossenschaft hatte bei der Kaiserwahl Partei für Österreich ge-

nommen; der römische Stuhl war in engem Bunde mit ihr, und schon im Anfang des Jahres waren einige tausend Schweizer in den Dienst Leos gezogen, der dann ihre Hauptleute in Rom mit goldenen Ketten beschenkte.

Auch noch eine andere Partei aber gab es in der Schweiz, die sich zu Frankreich hielt, jene, die schon 1515 die Entzweiung in dem ausgezogenen Kriegsheere veranlaßt, hierauf den ewigen Frieden mit Frankreich durchgesetzt hatte, zwar nicht eben darauf drang, den König zum Kaiser zu erheben, wodurch er legitime Ansprüche auf sie erlangt haben würde, aber, von dieser Besorgnis frei, nun um so lebhafter in das engste Verhältnis mit dieser Macht zu treten wünschte. Die Franzosen taten alles, um sie festzuhalten und zu unterstützen. Ihr Mittel war einfach und unfehlbar. Sie versprachen öffentlich Pensionen und wandten insgeheim Bestechung an; Anshelm versichert, es seien nicht allein die Mitglieder der Räte und Bürgerschaften, sondern auch die lautesten Wortführer in den Landgemeinden bestochen worden: mancher habe sich mit 10 Gulden abfinden lassen; in manches Haus dagegen seien 3000 Gulden geflossen. Es fehlte wohl nicht an Widerspruch. Man bemerkte, wie ein ungleiches Verhältnis die Verpflichtung begründete, daß jeder Teil die Bemühungen des anderen verteidigen solle, die Eidgenossenschaft die weitläufigen Länder des Königs diesseit und jenseit des Gebirges, der König das

enge schweizerische Gebiet. Man sagte, Franz I. werde durch Werbungen und Pensionen so gut wie Herr in der Eidgenossenschaft; allein da die Majoritäten weniger durch Argumente, als durch Interessen bestimmt zu werden pflegen, richtete man damit nichts aus: es ward erwidert, einen Rückhalt für unvorhergesehene Fälle bedürfe doch auch die Eidgenossenschaft, und wo könne es je ein besseres Verhältnis für sie geben? Man lasse dem Könige die mutwillige Jugend zueilen, die man ohnehin nicht zurückzuhalten vermöge, und ziehe dafür von ihm so große Nutzung. Nur in Zürich bildete sich, und zwar im Zusammenhange mit einer tieferen religiösen Überzeugung, ein festerer Widerstand; alle anderen Orte aber, zuletzt auch Schwyz und Glarus, die sich am längsten gehalten, gaben nach: am 5. Mai 1521, eben indem man zu Rom mit der Festsetzung jener Pläne beschäftigt war, kam zu Luzern das Bündnis zustande, in welchem der König der Eidgenossenschaft die schon früher bezahlten Pensionen um die Hälfte zu erhöhen, diese dagegen dem Könige, so oft er in seinen Besitzungen angegriffen werde, zu Hilfe zu kommen, ihm jedesmal Werbung von 6000 bis 16 000 Mann zu gestatten versprach. Es ist das die Grundlage aller späteren Bündnisse zwischen Frankreich und der Schweiz. Welch eine große Autorität in Europa hätte der Eidgenossenschaft die Erneuerung eines Verhältnisses zu Mailand geben müssen, wie es von 1512 bis 1515 bestanden! Allein sie verzichtete darauf;

sie machte ihren Arm und ihre Kraft, ihre ganze kriegerische Macht, durch die sie einen Namen erworben, um jener Geldzahlungen willen den Zwecken der französischen Krone dienstbar. Sie tat einen neuen Schritt zu ihrer Trennung von dem Reiche, an das sie durch die Bande der Nationalität und Geschichte geknüpft war, an welches angelehnt, sie eine großartige Haltung unter den Mächten der Welt hätte einnehmen können. Im Juli 1521 erhob sich eine feierliche Abordnung nach Dijon zu König Franz I., um ihm das versiegelte Bundesinstrument zu überbringen; und die Mutter des Königs hatte ihr Vergnügen daran, welche Ehrerbietung dabei ihrem Sohne bewiesen ward; unmittelbar hierauf zogen schweizerische Scharen in den Krieg des Königs, sowohl in die Pikardie als nach Italien.

Es leuchtet ein, wie sehr nun hiedurch alle jene Pläne des Papstes und des Kaisers durchkreuzt wurden.

Auch in Italien beschleunigte ein Angriff der Franzosen, und zwar ein sehr schlecht überlegter auf die Stadt Reggio, wo sie mailändische Ausgewanderte aufzuheben gedachten, den Ausbruch der Feindseligkeiten. Schon im Juli 1521 brach Prospero Colonna, dem der Oberbefehl über die päpstlich-kaiserlichen Truppen anvertraut war, von Bologna auf, um Parma anzugreifen; eine Flotte setzte sich gegen Genua in Bewegung; in Trient sammelten sich um den Sohn Ludwigs des Mohren, Franz Sforza,

deutsche Fußvölker; auf dem Comersee erschienen die ausgewanderten Gibellinen, die dort immer schon einen räuberartigen Krieg geführt, mit ein paar Schiffen.

Allein wohin konnte alles das führen, da die Hauptmacht, von der ein großer Einbruch in das Mailändische erwartet worden war, jetzt mit dem Feinde sogar gemeinschaftliche Sache gemacht, dessen Selbstvertrauen dadurch an allen Punkten erhöht hatte? Die Unternehmungen auf Genua und Como mißlangen vollständig. Ein Glück, daß wenigstens die Deutschen von Trient Mittel fanden, sich mit dem Heere vor Parma zu vereinigen; dahin sammelten sich denn nicht minder die zum Angriff auf Genua bestimmt gewesenen Mannschaften; allein dessenungeachtet fühlte man sich auch dort nicht stark genug zu einem ernstlichen letzten Angriffe; am 12. September ward die Belagerung aufgehoben.

Dagegen besaßen die Franzosen in diesen Tagen das volle Übergewicht. Die Venezianer hatten 500 Hommes d'Armes und 6000 Mann zu Fuß ins Feld gestellt; der Herzog von Ferrara, dem es nicht entging, in welcher Gefahr er schwebe, fiel in das päpstliche Gebiet ein; nach und nach kamen die Schweizer das Gebirge herab, die Berner voran, eben von den feurigsten Parteigängern der Franzosen angeführt. Der päpstliche Kommissar bei der Armee, der Geschichtschreiber Guicciardini, versichert, wenn die Franzosen in diesem Momente, wo ohnehin in dem

verbündeten Heere Zwietracht und Unordnung ausgebrochen, angegriffen hätten, würden sie ohne alle Mühe gesiegt haben.

Allein in diesem Augenblicke zeigte sich eben von dort, wo die Gefahr entsprungen, auch die Hoffnung eines besseren Erfolges.

Kaiserliche und päpstliche Gesandte waren, reich mit Geld und Wechseln versehen, in die Schweiz gekommen und hatten doch auch wieder für ihre Anträge einen sehr günstigen Boden gewonnen. Indem sie auf die älteren Verpflichtungen drangen, wie gegen den Kaiser von Österreich, so namentlich gegen den Papst, brachten sie erst zu vollkommener Anschauung, in welche Gefahr man sich gestürzt hatte. Durch alte Bündnisse war man verpflichtet, einige österreichische Gebiete, z. B. die freie Grafschaft, alle Besitztümer der römischen Kirche zu beschirmen; jetzt war man dagegen einen Bund eingegangen, in welchem eine ausdrückliche Klausel besagte, man werde auch gegen die Vorbehaltenen — hauptsächlich eben gegen Österreich und den Papst — zu Felde ziehen, wenn sie den König in seinem Gebiete angreifen würden. Noch diente eine Anzahl Eidgenossen in dem päpstlichen Heere; sie waren bei der Unternehmung auf Parma, während andere unter Lautrec zu dem Entsatze dieses Platzes mitwirkten; was sollte daraus werden, wenn beide irgendwo aufeinanderstießen? Der französische Bund war das Werk einer Partei; nichts war natürlicher, als daß sich ihr allerorten

eine andere entgegengesetzte. Auch die Unordnung des Aufbruches, zur ungelegensten Zeit, machte man ihr zum Vorwurf: hie und da waren die Weiber genötigt gewesen, die Ernte einzubringen. Zürich, das den französischen Bund, kraft eines gleichlautenden Beschlusses des Rates in der Stadt und der Landgemeinde zurückgewiesen, war ohnehin entschlossen, den päpstlichen aufrechtzuerhalten.

Aller dieser Regungen bediente sich nun der alte Meister schweizerischer Umtriebe, der Kardinal von Sitten. In Zürich ward ihm eine große Werbung gestattet, von 2700 Mann, obwohl mit der ausdrücklichen Bedingung, daß sie nur zur Verteidigung der päpstlichen Besitzungen, keineswegs zum Angriff auf Mailand gebraucht werden dürfe; dies war aber nur der Kern, um den sich fast aus allen Orten päpstlich-kaiserliche Parteigänger sammelten; der Kardinal bewilligte einen noch reichlicheren Sold als die französischen Bevollmächtigten; wir finden wohl, daß ein Fähnlein, welches für Frankreich geworben worden, samt und sonders, nur ohne den Hauptmann, in päpstliche Dienste trat; bei der Musterung in Chur in der zweiten Hälfte des September fanden sich über 6000 Mann, zu denen sich dann noch Graubündner und Walliser Mannschaften gesellten.

Indem der Papst über den schlechten Erfolg seiner Unternehmung höchlich betreten war, empfing er diese Nachrichten. Sein Nuntius Ennio versicherte ihm, die Klausel der zürcherischen Bewilligung werde die

Truppen nicht abhalten, Parma, Piacenza, selbst Ferrara anzugreifen, da das kirchliche Besitzungen seien; ja, er getraue sich, wenn er nur bei einigen Hauptleuten Geld anwende, sie auch zu jedem anderen Unternehmen zu vermögen.

Damit erneuerte sich in den Verbündeten die fast schon aufgegebene Hoffnung. Es lag am Tage, daß das Erscheinen einer so starken schweizerischen Mannschaft in dem päpstlich-kaiserlichen Heere, wenn nichts weiter, doch die ganze Kraft des Feindes, die eben in seinen Schweizern beruhte, lähmen müsse. Es kam nur darauf an, sich mit ihr zu vereinigen. Hiezu setzte sich das Heer sofort in Bewegung. Kardinal Julius Medici war von Florenz her bei demselben angelangt, hatte alle Streitigkeiten der Heerführer beseitigt, den guten Willen der Truppen mit dem florentinischen Gelde, das er mitbrachte, wiederhergestellt; 13 Saumtiere waren in seinem Gefolge; man sagte, sie seien alle mit Geld beladen. Prospero Colonna ging am 1. Oktober bei Casal-maggiore über den Po und nahm seinen Marsch den Oglio aufwärts. Indessen kamen von Chiavenna her über den Morbegno die Schweizer von den Alpen herab: weder Gebirge noch Gewässer, weder die Anmahnungen der Landsleute, noch die Feindseligkeiten der Franzosen konnten sie abhalten. Ende Oktober erschienen auch sie am oberen Oglio.

Augenscheinlich lag nun das Heil der Franzosen darin, die Vereinigung dieser beiden Heeresmassen zu

hindern. Prospero Colonna hatte ein so wenig vorteilhaftes Lager bei Rebecca bezogen, daß sich selbst bei den bedächtigen Venezianern die Meinung regte, man müsse ihn angreifen; die Schweizer drangen darauf: sie wollten sich schlagen, ehe ihre Eidgenossen drüben angekommen; in einem Kriegsrate, der deshalb gehalten ward, waren beinahe alle Stimmen für den Angriff; nur der Oberbefehlshaber Lautrec war nicht dazu zu bewegen. Man führt mancherlei Gründe an, die er dafür gehabt haben könne; die Hauptsache war: er hatte die Entschlossenheit nicht, er war kein General für einen ernstlichen Krieg. Er zog es vor, die nächsten Festungen besser zu besetzen und eine feste Stellung hinter der Adda zu nehmen. Ohne Hindernis vereinigte sich bald darauf Prospero Colonna mit den Schweizern zu Gambara. Wie es der Nuntius vorhergesagt, nahm es sich ein Teil derselben nicht übel, mit gegen Mailand vorzurücken; die Gewissenhafteren, die durch keine Versprechungen dazu vermocht werden konnten, zogen dagegen nach Reggio, um von hier aus die der Kirche zugehörigen Plätze Parma und Piacenza anzugreifen.

Hiedurch nun bekamen die kaiserlich-päpstlichen Scharen das unzweifelhafte Übergewicht. Die französischen Schweizer, mißvergnügt, daß sie den Schlachtsold nicht verdient, überdies unzufrieden mit Lautrec, der seiner deutschen Garde den Vorzug vor ihnen gab, und von heimischen Gesandten ermahnt, um Gottes willen sich nicht mit ihren Eidgenossen zu

schlagen, gingen scharenweise nach Hause. Hatte die Entzweiung der Schweizer im Jahre 1515 die Eroberung von Mailand den Franzosen so wesentlich erleichtert, so war sie dagegen jetzt, weiter entwickelt, an dem Verluste derselben Schuld. Die Verbündeten bewirkten, in diesem Augenblicke durch neuankommende Graubündner unterstützt, mit ebensoviel Glück wie Geschicklichkeit ihren Übergang über die Adda: Lautrec sah sich ganz auf die festen Städte beschränkt.

Da aber war alles schon lange in feindseliger Gärung. Die Gibellinen haßten die französische Regierung; auch die Guelfen waren von ihr nicht mit alle der Rücksicht behandelt worden, die sie forderten; ihr vornehmstes Oberhaupt, der alte Trivulzi, der eine Zeitlang mehr vermochte als der französische Gouverneur, war eben darum in die Ungnade des Königs gefallen und in derselben gestorben; dazu kamen die Erpressungen und Gewaltsamkeiten, welche die Herrschaft der Franzosen in fremden Ländern gewöhnlich verhaßt machen; als Lautrec in Mailand anlangte, fand er eine so starke Bewegung, daß er eine strenge Exekution für notwendig hielt: den alten Christoph Pallavicini, einen nahen Verwandten des Hauses Medici, eines der Oberhäupter der gibellinischen Faktion, ließ er in dem Kastell enthaupten. Diese Grausamkeit, der Anblick eines geschlagenen Heeres, das Gerücht von der Annäherung eines übermächtigen Feindes — man kann denken, wie das alles wirkte. Schon immer hatten Prospero und Kardinal

Julius ihre Hoffnung auf diese Stimmung gesetzt. Franz Sforza hatte sie durch einige Erlasse genährt, die nichts als Schonung und Milde atmeten, das väterliche Regiment eines angestammten Fürsten versprachen und mit Begierde gelesen wurden. Als die Verbündeten in die Nähe von Mailand kamen, wurden sie aufgefordert, nur ohne Zögern heranzurücken, einen Angriff zu versuchen: die ganze Stadt werde sich für sie erheben. Es war im November, Wetter und Weg so schlecht wie möglich; unter diesen Umständen aber rückte man vorwärts. Am Abend des 19. langte man an und machte sich daran, ein Lager aufzuschlagen. Indem meldeten ein paar leichte Reiter, wie schlecht die Verschanzungen seien, welche Lautrec in der Eile um die Stadt her aufgeworfen; der Marchese Pescara, Befehlshaber der spanischen Fußvölker, sagte: wir müssen das Nachtlager in den Vorstädten nehmen; und unverzüglich machte er sich an der Spitze von 60 spanischen Schützen nach der Porta Romana auf den Weg; ein Haufen Landsknechte lief hinter ihm her. Wie ein Spiel, wie ein Scherz begann das Ereignis, das für die folgenden Jahrhunderte von Italien entscheidend werden sollte. Wetteifernd setzte sich Prospero Colonna mit einer anderen Schar von Deutschen und Spaniern nach der Porta Ticinese in Marsch. Die Verschanzungen waren leicht genommen; aber da fast die ganze feindliche Armee in der Stadt lag und sich rasch zum Widerstande sammelte, war die Sache doch noch zweifel-

haft, und wenigstens ein Teil der Angreifenden hielt bereits wieder für ratsam, sich zurückzuziehen. In diesem Momente griff die Bevölkerung ein. Das Geschrei erhob sich in den Straßen: „der Herzog, das Reich, nieder mit den Franzosen"; eine allgemeine Empörung schien sich vorzubereiten; da in diesem Augenblicke erst die Masse der kaiserlich-päpstlichen Armee anrückte, die Landsknechte, bis an den Gürtel im Wasser, an verschiedenen Stellen durch die Gräben gingen und die Verschanzungen erstiegen, verzweifelte Lautrec, sich zu behaupten, und verließ die Stadt durch die entgegengesetzte Porta Comasina. Die Venezianer waren leicht entwaffnet. Die schweizerischen Hauptleute wollten sich von den Franzosen nicht trennen lassen und eilten ihnen nach. Binnen zwei Stunden war die Stadt erobert. Alle Straßen waren festlich erleuchtet, als die Kaiserlichen in die eigentliche Stadt einrückten. Noch an demselben Abend ward ausgerufen, daß Kaiser und Papst sich entschlossen hätten, den Mailändern ihren angestammten Herzog Franz Sforza zurückzugeben. Dessen vertrauter Rat, Hieronymus Morone, der die Verbindung mit den gibellinischen Familien unterhalten, überhaupt zum Gelingen der Unternehmung das Meiste beigetragen hatte, übernahm die Verwaltung.

Dem Beispiele von Mailand folgten Pavia und Lodi diesseit, Parma und Piacenza jenseit des Po. Gegen diese beiden Städte leisteten jene Schweizer, Zuger und Züricher, die nicht mit nach Mailand ge-

gangen waren, hauptsächlich eine nunmehr auch hier sehr willkommene Hilfe.

Damit war aber die Sache noch keineswegs beendigt. Das französische Heer ward nicht auseinandergesprengt, wie man erwartet hatte; es nahm eine feste Stellung in Cremona, von wo es auf der einen Seite Mailand, auf der anderen Parma und Piacenza gefährdete; es hatte noch eine Anzahl Kastelle, in Mailand, Novara, Trezzo, Pizzighetone, die festen Plätze in den Alpenpässen, Domo d'Ossola und Arona samt allen anderen am Lago maggiore inne. Der plötzliche Tod Leos X., den sein Geschick abrief, als er die ersten günstigen Nachrichten empfing, nötigte die kaiserlich-päpstlichen Hauptleute, sparsam zu sein und von ihren Truppen so viel als irgend entbehrlich zu entlassen. Für den Augenblick wenigstens hätten sie auf keine weitere Unterstützung aus dem toskanischen oder kirchlichen Gebiete rechnen dürfen, die in eigene gewaltsame Bewegung gerieten, während die Franzosen über die Unterstützung von Genua und Venedig zu gebieten hatten. Was aber die Hauptsache war, die Schweizer nahmen nach diesem Verluste, welchen sie im Grunde allein verschuldet, eine einträchtigere Haltung an. Der Kaiser forderte sie auf, in seinen Bund zu treten; das Reichsregiment erinnerte sie an ihre Pflichten als Glieder des Reiches; eine Gesandtschaft von Mailand bot ihnen Tribut an; aber es war alles vergebens; die französische Partei, durch die aus Italien zurück-

gekehrten mächtigen Kriegsanführer wieder ergänzt, machte ihre Überlegenheit geltend; die Gegner selbst waren von der Gefahr betroffen, in welche die Eidgenossenschaft durch ihren Widerspruch gegen die Mehrheit geraten war: jetzt rief Zürich seine Angehörigen aus Italien zurück; dagegen bewilligten die zwölf Orte dem Könige eine Werbung von 16000 Mann; sie räumten den Bevollmächtigten desselben Ausmusterungen ein, die sie sonst nie gestattet; noch am Ende des Januar 1522, während der Schneefall die kaum gebahnten Wege immer wieder verwehte, brachen diese Truppen auf über die Alpen.

Hiedurch nahm nun aber das ganze politische Verhältnis erst eine vollkommener entwickelte Gestalt an.

Die Schweizer setzten sich den Ansprüchen des Kaisers und des Reiches entgegen; nur durch eigentlich deutsche Kräfte konnte man, wenn es überhaupt möglich war, dieselben behaupten; keine Erbeinung, keine Unterhandlung half dem Kaiser ferner: er war allein auf den Arm und die Treue der Landsknechte angewiesen.

Schon befand sich eine nicht geringe Anzahl von Landsknechten im Mailändischen. Sie waren im vorigen Jahre in Tirol und Schwaben hauptsächlich mit päpstlichem Gelde geworben worden; es findet sich, daß damals unter anderen die württembergischen Amtleute den Auftrag bekamen, niemanden zurückzuhalten, von dem es besser sei, er gehe aus dem Lande; fünf Fähnlein hatte Franz von Castelalt her-

übergeführt. Jetzt aber setzte sich der namhafteste deutsche Feldhauptmann, Georg von Frundsberg, selbst in Bewegung. Er war mit Franz Sforza persönlich bekannt; der hatte ihn wohl einst auf seinem Schlosse zu Mindelheim besucht; ein anderer italienischer Prätendent, Hieronimo Adorno, der in Genua hergestellt zu werden wünschte und sich gleich um den Abschluß des Bundes sehr verdient gemacht hatte, erschien mit hinreichenden Geldmitteln in Deutschland; hierauf ward in Augsburg die Trommel gerührt; gar bald sammelten sich zwölf Fähnlein Landsknechte zu Georg Frundsberg, mit denen er am 12. Februar von Glurns aufbrach. Mit der Ungunst der Jahreszeit hatte er um so mehr zu kämpfen, da ihm die Graubündner den Weg über das Valtellin nicht gestatteten; einen weit beschwerlicheren, über das Wormser Joch nach Lovere und dem Iseosee hin, mußte er nehmen; er brauchte 200 Bauern, denselben zu bahnen; aber noch zur rechten Zeit langte er an, eben als die Schweizer und Franzosen von Monza her Mailand bedrohten.

Und noch ein drittes deutsches Heer, 6000 Mann stark, hatte sich indessen aufs neue zu Trient um Franz Sforza versammelt; Adorno, dessen persönliche Hoffnungen von dem Ausgange des Feldzuges abhingen, eilte zurück, um auch dieses herbeizuführen.

Die Franzosen machten einen Versuch auf Mailand; allein Prospero hatte sich sowohl gegen das Kastell nach innen, als gegen den Feind nach außen

auf das beste in Verteidigungsstand gesetzt. Er gehörte zu der klassischen Schule des damaligen Italiens, und man behauptet, eine ähnliche Verteidigung Cäsars vor Alesia habe ihm zum Vorbilde seiner Anstalten gedient.

Einige Plätze, wie Novara, Vigevano, nahmen die Franzosen und Schweizer; woran aber bei weitem mehr lag, die Vereinigung Franz Sforzas mit Prospero konnten sie nicht verhindern; am 4. April, nach 22jähriger Abwesenheit, zog der neue Herzog in Mailand ein, unter dem Geläute der Glocken, unaufhörlichem Freudeschießen, dem Jubel der Bevölkerung. Diese hatte nun gelernt, was ein einheimischer angestammter Fürst zu bedeuten habe; ein solcher, meinte sie, werde sich mehr um sie kümmern, sie besser zu schützen wissen, als ein fremder König. Franz Sforza war in der unglücklichen Notwendigkeit, mit Forderungen beginnen zu müssen; alles wetteiferte jedoch, sie ihm zu erfüllen. Vornehme und Geringe brachten Geld und Geldeswert; ein jeder wünschte ihm Liebe zu beweisen, seine Gnade zu verdienen. Ein Augustiner, Fra Andrea da Ferrara, erhielt das Volk durch feurige Predigten in dieser Stimmung; er stellte die Franzosen als Feinde Gottes dar.

So wurden die Kaiserlichen fähig, wieder im Felde zu erscheinen. Nachdem sie Pavia entsetzt, nahmen sie eine feste Stellung vor Mailand, bei Bicocca, in der Hoffnung, daß der ungestüme Feind sie hier aufsuchen werde.

In der Tat ließ dieser nicht lange auf sich warten. Wie es zu geschehen pflegt, man suchte vor allem den zuletzt begangenen Fehler zu vermeiden. Jedermann war der Meinung, daß es im vorigen Herbste bei Rebecca nur eines entschlossenen Angriffes bedurft hätte, um den Sieg zu erfechten; namentlich die Schweizer waren davon überzeugt: sie wollten sich die Gelegenheit nicht wieder entgehen lassen und forderten ihren Feldherrn mit Ungestüm auf, sie gegen den Feind zu führen. Auch Lautrec war wohl an sich selbst irre geworden. Obwohl er das Vorhaben der Schweizer nicht ganz billigte, so wagte er doch auch nicht, ihnen abermals so ernstlich zu widerstehen: er ließ sich von ihnen fortreißen. Am Morgen des 27. April setzten sich Schweizer und Franzosen gegen Bicocca in Bewegung.

Die Kaiserlichen hatten ihr Lager in einem durch Sumpf, Hohlwege, Gräben und Hecken eingeschlossenen Landgute genommen und sich hier nach den Regeln der Kunst wie in einer Festung verschanzt, ihr Geschütz auf hohen Brustwehren aufgestellt. Das Heer bestand aus jenen deutschen Fähnlein, die unter Georg Frundsberg und Rudolf Häl die Front einnahmen, aus spanischen Fußvölkern, namentlich Hakenschützen, die seit den früheren Kriegen in Italien geblieben und schon unter Gonsalvo di Cordova an der Seite der Deutschen gekämpft hatten, und italienischen Gibellinen, welche die Macht des Reiches hergestellt zu sehen wünschten, um unter dessen Schutze ihrer

Gegner Herr zu werden. Es war ein Heer, das die spanisch-deutsche, auf der Idee des Reiches beruhende Macht des Kaisers vollkommen repräsentierte. Franz Sforza, dessen Heil es hier zunächst galt, besetzte noch am Morgen mit mailändischen Scharen zu Fuß und zu Pferde eine Brücke, die sonst einen Zugang zu dem Lager eröffnet haben würde. Ein Predigermönch von San-Marco war mit ihm; er verkündigte, daß der Himmel dem neuen Herzoge den Sieg bestimmt habe; diese patriotischen Regungen kamen der Idee des Kaisertums wieder einmal zu Hilfe.

Dagegen standen die eidgenössischen Scharen diesmal ungeteilt auf der Seite der Franzosen. Sooft dies früher der Fall gewesen, hatten sie immer den Sieg entschieden; auch waren sie wieder von Siegeszuversicht entflammt.

Ihre Kriegskunst hatte bisher immer in dem wilden, stracken, geraden Anlauf auf das Lager, das Geschütz des Feindes bestanden. So setzten sie sich auch jetzt in Marsch, in zwei großen Haufen, dem einen aus den Ländern, unter Arnold Winkelried von Unterwalden, dem anderen aus den Städten, unter Albrecht von Stein. Sie litten keine Vermischung mit den Welschen; den Erinnerungen des Oberbefehlshabers, der ihren Ungestüm zu mäßigen suchte, begegneten sie mit Geschrei und Verwünschungen; die Truppen der Länder hatten das erste, die der Städte das zweite Treffen bilden sollen; aber in fast parallelen Gliedern kamen sie an, so daß die letzteren den

rechten, die ersteren den linken Flügel ausmachten; auf das Geschrei der Menge mußten die Junker, Pensioner und Trippelsöldner in das vorderste Glied treten. Es war in ihnen ein wilder Kriegsmut ohne alle höhere Begeisterung, der nur auf sich selber trotzte und keiner Führung zu bedürfen meinte. Sie wußten, daß sie Mietlinge waren; aber ein jeder sollte und wollte seine Pflicht tun; ihre Gedanke war nur, die Sache Leib an Leib auszufechten, den Sturmsold zu verdienen, ihre alten Gegner, die Schwaben, die Landsknechte zu bezwingen.

Das Lager aber, das sie jetzt angriffen, war in besserem Verteidigungszustande als jemals ein anderes. Indem sie anrückten, wurden sie in ihrer linken Flanke von dem wohlaufgestellten feindlichen Geschütz furchtbar empfangen; gleich da schwankte ihre Schlachtordnung; die Mannschaften der Länder drängten nach denen der Städte; da diese aber nicht wichen, so ordneten sich auch jene wieder; dem unaufhörlichen Kugelregen der Hakenschützen zum Trotz stürmten beide Haufen zugleich gegen die Linie der kaiserlichen Verschanzungen heran.

Als Georg Frundsberg den Feind sich nähern sah, stieg er vom Pferde, nahm eine Hellebarde und stellte sich in die Reihen der Landsknechte. Sie sanken auf ihre Kniee und beteten. Indem kamen die Schweizer. „Wohlauf," rief Frundsberg, „in einer guten Stunde, im Namen Gottes." Die Landsknechte sprangen auf. Die Schweizer drangen durch Graben und Hohlweg

in tiefen Kolonnen gegen die Reihen der Landsknechte vor und begannen das Handgemenge. „Ha, treff' ich dich hier, alter Gesell," rief Arnold Winkelried aus, als er des Frundsberg ansichtig wurde, mit dem er wohl einst unter Maximilian zusammen gedient, „so mußt du von meiner Hand sterben". „Wills Gott," sagte Frundsberg, „du von der meinen." Frundsberg erhielt einen Stich in den Schenkel, Winkelried fiel von einer Kugel. Weit über die Fronte hin geriet man aneinander. In Geschichten und Liedern wird die Tapferkeit des Rudolf Häl, Castelalts, des Fähnrich Brandesser, der Rotte des Strälin gerühmt. Aber auch die Schweizer hielten an, was um so bewundernswürdiger war, da sie noch nicht aus dem Bereiche des Geschützes gekommen; sie hofften noch immer, den Feind seinem Vorteile zum Trotz zu übermannen.

Da hatte indeß auch die französische Reiterei einen Angriff auf jene Brücke gemacht und war abgeschlagen worden; ihre rückgängige Bewegung wirkte auf die im Hintertreffen aufgestellten Mannschaften und zog sie mit sich fort. Das Geschrei erhob sich: „hinten fliehen sie". Zu der Wirkung des Geschützes, der Uneinnehmbarkeit der Verschanzungen und dem hartnäckigen Widerstande des Feindes kam die Gefahr, verlassen zu werden. So ungestüm die Schweizer herangestürmt, so gewaltsam erhob sich in ihnen der Entschluß, zurückzugehen. Ein paar tausend Tote der ihren bedeckten das Schlachtfeld; übrigens zogen sie in ziemlich geschlossener Ordnung von dannen.

Die italienische Reiterei, die spanischen Fußvölker brachen nun hinter ihnen her aus den Verschanzungen hervor, jedoch ohne ihnen viel Schaden zu tun.

Auch Frundsberg ward aufgefordert, ihnen nachzusetzen. Er war aber schon zufrieden, daß man den gewaltigen Feind zurückgeschlagen; er sagte: für heute habe er genug Ehre eingelegt; er fühlte, was dieser Sieg zu bedeuten hatte, und wollte ihn nicht durch die Unordnung des Verfolgens gefährden.

Da die Kriegskasse der Franzosen erschöpft war, ließen sich die Schweizer hierauf nicht länger im Felde halten; sie begaben sich nach Hause. Auch die Franzosen gaben jetzt den Feldzug verloren. Auf dem einen oder dem anderen Wege gingen sie über die Alpen zurück. Das ganze mailändische Gebiet kam bis auf ein paar Kastelle wieder in die Hände Sforzas, und dieser erkannte den Kaiser als seinen Lehnsherrn an.

Da konnte die französisch gesinnte Partei sich auch in Genua nicht länger behaupten. Unglücklicherweise war sie zwar so mächtig, um den Abschluß eines Vertrages zu verhindern, so lange es noch Zeit war, aber zu allem eigentlichen Widerstande unfähig. Die Stadt ward mit Gewalt genommen und geplündert. Die Adorni erreichten nun wirklich das Ziel, das sie von Anfang an ins Auge gefaßt, und gelangten zur Regierung.

Bei den italienischen Geschichtschreibern tritt der Anteil, den die Deutschen daran nahmen, minder her-

vor. Desto ausführlicher schildert das historische Lied, „wie man den Adler aufs neue fliegen läßt, unter den sich jetzt mancher schmiegen muß, der sonst die Stirn hoch getragen, und Georg Frundsberg auf des Kaisers Befehl das Heer nach der Seeküste gegen Genua führt. Gern folgen ihm die Landsknechte; die Genuesen fühlen, daß sie der kaiserlichen Krone nicht widerstehen können; aber die Ankunft französischer Hilfe unter Peter Navarra bringt sie doch dahin, es zu versuchen; hierauf führt man das Geschütz herbei, das die Knechte freudig bedienen; es kommt zu einem Scharmützel vor den Mauern; Stürmen und Fechten ist den Deutschen eben ein Spiel: sie sind es, welche die Stadt erobern"; keiner fremden Teilnahme, keines ausländischen Anführers wird dabei gedacht. Gewiß ist es, daß sie großen Anteil an dem Siege wie an der Plünderung hatten. Sie maßen das Tuch mit ihren Spießen; sie kleideten sich in Sammet und Seide; eine Anzahl reicher Familien kaufte die Plünderung mit Geld ab. Frundsberg war mißvergnügt, daß so viele Reichtümer, mit denen das Heer lange Monate hindurch hätte im Felde erhalten werden können, demselben so unordentlich in die Hände gerieten; für sich selbst nahm er aus der Beute vor allem einen schönen Kompaß, gleichsam zum Andenken. So groß der Verlust der Genuesen auch war, so machten sie doch nicht viel Aufsehens davon: sie hätten gefürchtet, ihren Kredit zu erschüttern.

So wurden diese alten Reichskammerländer, Genua

und Mailand, nach langer Entfremdung wieder herbeigebracht; ein siegreiches kaiserliches Heer, wie seit Heinrich VI. keines so mächtig gewesen, setzte ergebene Herrscher auf legitimem Wege daselbst ein.

Der Erfolg war im Grunde noch größer, als der Kaiser erwartet, selbst als er zu beabsichtigen gewagt hatte. Man hatte die Schweizer nur zu gewinnen, ja noch im Anfange des Jahres durch eine jährliche Pension zu befriedigen gedacht: jetzt hatte man sie überwunden und ausgeschlossen. Kräfte des inneren Deutschlands, über welche der Kaiser bei weitem mehr gebieten konnte, hatten den Sieg erfochten, die Eroberung vollbracht.

Und in diesem Moment eröffnete sich Aussicht und Anlaß zu einer noch weit umfassenderen Unternehmung.

Feldzug von 1523, 1524. Angriff auf Frankreich.

Die Rechte des Reiches erstreckten sich nicht allein auf Italien, sie umfaßten zugleich einen großen Teil des südlichen Frankreichs und waren auch hier noch keineswegs vergessen. Noch immer führte der Kurfürst von Trier den Titel eines Erzkanzlers in Arelat; noch im Jahre 1401 hatte Ruprecht seinen Sohn zum Vikarius dieses Reiches bestimmt; 1444 hatte Friedrich den Dauphin zu Hilfe gerufen als „des heiligen Reiches Verwandten und Vikarius". Seitdem war es öfter in Erinnerung gekommen, daß man von fran-

zösischer Seite die Lehen zu erneuern versäumt hatte.

Und überdies, Karl V. war nicht allein Kaiser; andere Rechte, die er niemals aufzugeben gedacht, hatte er als Prinz von Burgund; unaufhörlich forderte er die seinem Hause entrissenen französischen Besitzungen zurück: es war noch etwas von dem Blute und den Bestrebungen eines altfranzösischen Vasallen in ihm.

Für diese Unternehmungen diesseit der Alpen fand nun Karl an König Heinrich VIII. von England einen so mächtigen Verbündeten, wie für die jenseitigen am Papste. Auch Heinrich VIII. hatte die alten Ansprüche seiner Vorfahren an Frankreich noch nicht vergessen; er führte noch den entsprechenden Titel; noch war Calais in englischen Händen. Gleich bei dem Abschlusse des Vertrages in Brügge, in welchem Kaiser und König einander zusagten, ihre Ansprüche mit gemeinschaftlichen Anstrengungen zu Land und See durchzufechten, stellte Wolsey seinem Herrn ein langes Verzeichnis der Provinzen, Städte und Schlösser zu, die man den Franzosen alle zu entreißen gedenke. In der Korrespondenz des Königs mit dem Kardinal ist sehr ernstlich davon die Rede, daß er in Person in Frankreich einfallen werde; deshalb vor allem sucht man an der schottischen Grenze Ruhe zu erhalten. Zuweilen scheint es den Engländern wohl das Beste, sich auf die zunächstgelegenen französischen Gebiete, von Calais bis an die Somme, zu beschränken, welche

dann leichter zu behaupten sein würden als das entfernte Guyenne; zuweilen aber erhebt sich auch in Heinrich VIII. der Gedanke, die Krone von Frankreich selber zu tragen; bei einer Nachricht von der schlechten Lage der Dinge in diesem Reiche ruft er aus: „man bahne ihm dort den Weg, wie einst Richard III. in England seinem Vater; er selber denke noch einmal Frankreich zu regieren". Ideen, die von Leo X. nach Kräften gepflegt wurden; er ließ eine Bulle entwerfen, in der er die Untertanen Franz' I. in aller Form von dem Eid der Treue entband. Dagegen versprach ihm auch der König wie der Kaiser seine Unterstützung gegen die Irrgläubigen. In den Zusammenhang der Umstände gehört es, daß Heinrich VIII., gleichwie sein Kardinal ein eifriger Anhänger des Thomas von Aquino, für diesen Kirchenlehrer eine Lanze mit Luther brach; er war glücklich über die gute Aufnahme, die sein Buch in Rom fand; er erwarb sich damit den Titel eines Verteidigers des Glaubens.

Im März 1522 ließ Heinrich VIII. dem Könige von Frankreich durch seinen Herold den Krieg erklären. Schon hatten sich die englischen Kaufleute aus den Häfen, die englischen Studenten von den Universitäten Frankreichs zurückgezogen; nur einige Güter fielen Franz I. in die Hände. Im Juni griff Lord Surrey, zugleich Admiral des Kaisers und des Königs, die Küste von Cherbourg an; im September vereinigten sich ein niederländisches und ein englisches Heer und fielen in die Pikardie ein; doch geschah weder

hier noch dort etwas Namhaftes: einige Städte wurden geplündert, einige Strecken Landes verwüstet; dann kam die ungünstige Jahreszeit, und man zog sich zurück.

Allein um so glänzender waren die Aussichten, die sich für den Feldzug des nächsten Jahres, 1523, eröffneten. Wie in den früheren Jahrhunderten, gesellte sich den Feinden der französischen Krone ein mächtiger Vasall zu. Der zweite Mann im Königreiche, der Konnetable Bourbon, bot dem König und dem Kaiser seine Hilfe an. Ein Ereignis von so allgemeiner Bedeutung, daß wir auch in einer deutschen Geschichte wohl einen Augenblick dabei verweilen dürfen.

Schon Ludwig XI., der so viele Gebiete der großen Vasallen zu unterwerfen wußte, hatte auch daran gedacht, den Heimfall der ausgebreiteten Besitzungen des Hauses Bourbon vorzubereiten. Als er seine Tochter mit Peter von Bourbon-Beaujeu vermählte, mußte dieser versprechen, wenn er keine männliche Nachkommenschaft erhalte, daß dann, soviel es ihn angehe, alle Besitztümer seines Hauses an die Krone fallen sollten. Noch blühte eine jüngere Linie des Hauses in den Grafen von Montpensier; des Königs Absicht war, dieselbe auszuschließen.

Nach einiger Zeit trat nun wirklich der vorgesehene Fall ein: Herzog Peter hinterließ bei seinem Tode nur eine Tochter, Susanna.

Allein der nunmehrige König Ludwig XII. war nicht

geneigt, die doch immer sehr einseitig erworbenen Rechte der Krone streng geltend zu machen. Er erkannte die Lehensansprüche des Hauses Montpensier an; auch ein gewisses Erbrecht der nachgelassenen Prinzessin stellte er nicht in Abrede; um keine Irrung zu veranlassen, vermittelte er die Vermählung des jungen Grafen Karl von Montpensier mit Susanna; eine gegenseitige wohlerwogene Schenkung vermischte alle ihre Rechte.

Eben hiedurch ward nun dieser Karl, nunmehr Herzog von Bourbon, so mächtig. Er vereinigte zwei Fürstentümer, zwei Herzogtümer, vier Grafschaften, zwei Vicomtéen, sieben nicht unbedeutende Herrschaften; man berechnete seine Einkünfte davon auf 120000 Ecus, bei weitem mehr, als damals die reichsten deutschen Fürsten bezogen. Er hatte feste Plätze mit Garnisonen, berief seine Stände, zog Abgaben ein; König Franz erneuerte überdies in ihm die Würde eines Konnetable. Er war tapfer, freigebig, leutselig, und seit es ihm gelungen, den Anfall Kaiser Maximilians auf Mailand im Jahre 1516 zurückzuweisen, genoß er ein allgemeines Ansehen in dem Heere und in der Nation. Seine Gedanken nahmen schon damals den höchsten Flug. Da der König noch keine gesicherte Nachkommenschaft hatte, so hoffte der Herzog, noch einmal den Thron zu besteigen. Zwar besaßen die Alençon nähere Rechte; aber er glaubte durch eine frühere Empörung dieser Linie seien ihre Ansprüche verwirkt worden. Er ging so weit, die

Republik Venedig für diesen Fall um ihre Unterstützung bitten zu lassen.

Einen ganz anderen Gang aber nahmen die Ereignisse. Die Sukzession des Königs befestigte sich; nur seine und seiner Mutter Vertraute hatten Anteil an der Regierung; Bourbon ward von Mailand zurückberufen und in Frankreich von den Staatsgeschäften ausgeschlossen; bei dem ersten Feldzuge, welchen man wieder unternahm, jenem niederländischen, wurden ihm die Rechte eines Konnetable nicht mehr zugestanden. Er konnte schon als das Oberhaupt der zahlreichen Mißvergnügten gelten, welche sich die Verwaltung Franz' I. durch ihre Unordnungen zuzog, als im Jahre 1522 seine ganze großartige Stellung gefährdet ward.

Seine Gemahlin Susanna starb, ohne ihm Kinder zu hinterlassen. Zwar hatte sie ihm die alte Schenkung nochmals bestätigt; allein auf der Stelle erhoben sich die mächtigsten Prätensionen auf ihre Verlassenschaft.

Die Mutter des Königs, Louise von Savoyen, Nichte des Herzogs Peter, demnach Mitglied der älteren Linie, forderte überhaupt in die Gerechtsamen Susannas einzutreten; kaum aber war ihr Prozeß anhängig geworden, so trat die Krone selbst mit noch viel umfassenderen Ansprüchen hervor; sie machte nicht allein jene Zusage des Herzogs Peter, sondern noch eine Menge anderer, ganz plausibler Titel geltend; gar bald drang sie mit den einleuchtendsten

durch, und auch wegen der übrigen wußte man von seiten des Parlamentes dem Herzoge keinen anderen Rat zu geben, als, er möge sich mit seinen Gegnern zu vergleichen suchen. Der Konnetable sah sich in der ernstlichen Gefahr, wieder zu einem kleinen Grafen von Montpensier herabzusinken. Aber er war entschlossen, das nicht zu erleben. Er wendete sich an dasjenige Haus, das sich eben anschickte, die unterdrückten Rechte großer Vasallen an der französischen Krone zu rächen. Nicht der Kaiser hat ihn aufgesucht; die ersten Anträge hat Bourbon selbst gemacht, und zwar in demselben Momente, in welchem sein Prozeß anfing, im August 1522. Damals sendete er Adrian von Beaurain an den niederländischen Hof, und Margareta wunderte sich nur, daß er sich einem so jungen Menschen anvertraue. Je gefährlicher der Rechtshandel für ihn ward, um so ernstlicher warf er sich auf diese Unterhandlung. Dem Kaiser, dem Könige konnte nichts willkommener sein. Mehr als einmal machte Beaurain den Weg hin und zurück; später hat im Namen Heinrichs VIII. Sir John Russel den Konnetable verkleidet besucht; man kam überein, daß zu gleicher Zeit ein deutsches Heer in Bourgogne, ein spanisches in Languedoc, ein englisches in die Pikardie einfallen und Bourbon sich unabhängig erklären solle. Der Plan war, daß Heinrich mit einer starken und wohlgerüsteten Armee in das nördliche Frankreich einbrechen solle, während der Kaiser die Belagerung von Narbonne unternehme. Man setzte

voraus, daß König Franz sich mit großer Heeresmacht gegen die Engländer wenden würde. In diesem Falle wollte sich Bourbon mit seinen eigenen Leuten zu Pferde und zu Fuß und mit den 10000 Landsknechten, die ihm der Kaiser zuzuschicken versprochen hatte, unverzüglich aufmachen, um seinerseits den König Franz anzugreifen. Er erklärte sich gewillt, den König von England zur Wiedererwerbung aller ihm vorenthaltenen Rechte und Besitztümer zu unterstützen; ob er ihn auch als seinen König anerkennen solle, wurde der Entscheidung des Kaisers anheimgestellt. Dieser versprach, Bourbon mit einer seiner Schwestern zu vermählen und keinen Frieden zu schließen, ohne ihn darin aufzunehmen.

Indem diese Pläne zu einer völligen Umkehr der französischen Zustände verabredet wurden, trug sich Franz I. mit dem Gedanken, nachdem seine Heerführer zuletzt in Italien so unglücklich gewesen waren, noch einmal in Person einen Versuch auf das Herzogtum Mailand zu machen. Ein stattliches Heer war zusammengebracht worden, und der Admiral Bonnivet, der die Avantgarde befehligte, war schon voraus, um die Alpenpässe in Besitz zu nehmen; der König setzte sich in Bewegung, demselben zu folgen. Die Verbündeten dachten zur Ausführung ihrer Invasion zu schreiten, sobald er Frankreich verlassen haben würde.

Allein die Sache war doch schon zu vielen bekannt, um nicht endlich öffentlich ruchbar zu werden. Am niederländischen Hofe fürchtete man, sie möchte von

England, am englischen, sie möchte von den Niederlanden her verlauten; auch in Frankreich hatte man sie doch einigen nicht ganz zuverlässigen Personen, die man eben gewinnen wollte, mitteilen müssen. Genug, der König schöpfte Verdacht; Bourbon hatte von Glück zu sagen, daß er noch entfliehen konnte. Hierauf fand sich der König bewogen, die italienische Armee der alleinigen Führung des Admirals zu überlassen, selbst aber zurückzubleiben, um jeder inneren oder äußeren Gefahr seines Reiches zu begegnen.

Bourbon, der über Besançon nach der Grafschaft Pfirt geflohen war, faßte sogleich die Absicht, einen Einfall in Frankreich zu unternehmen. Ein paar tausend Landsknechte unter dem Grafen von Fürstenberg brachen in die Champagne ein und besetzten einige Plätze in der Nähe von Chaumont und Langres; Bourbons Idee war schon immer gewesen, daß zu gleicher Zeit die Engländer von einer anderen Seite her so tief wie möglich in das Innere vordringen, sich aber dabei der Plünderung enthalten, nur als Befreier von der Tyrannei Franz' I. erscheinen sollten; dann, meinte er, würden ihnen alle Städte die Tore öffnen. Jedoch die Landsknechte wurden gar bald durch Mangel an Geld und Lebensmitteln zum Abzuge genötigt; das englisch-niederländische Heer drang wohl von der Pikardie her vor und setzte selbst Paris einen Augenblick in Schrecken; aber es führte seinen Krieg auf die einmal herkömmliche Weise und konnte nirgends festen Fuß fassen.

Der Kriegseifer der Spanier entlud sich vor Fuenterrabia, das die Franzosen eingenommen. Bourbon ward inne, daß er fürs erste diesseit der Alpen nichts ausrichten werde, und begab sich nach Italien.

Dahin zog sich überhaupt auch diesmal die nächste Entscheidung des Krieges.

Als Bonnivet mit dem stattlichen Heere, das der König gerüstet, um damit seinen Ruhm und seine Eroberung zu erneuern — man rechnete es auf 30000 Mann zu Fuß und 4000 zu Pferde —, in der Lombardei erschien, waren die Kaiserlichen nicht imstande, ihm den Übergang über den Tessino oder überhaupt das freie Feld streitig zu machen. Prospero Colonna sah sich genötigt, sich auf die Verteidigung der vier wichtigsten Plätze, Como, Cremona, Mailand und Pavia, zu beschränken.

Glücklicherweise brauchte er jetzt von den sonstigen italienischen Verbündeten nichts zu fürchten. Unmittelbar vor ihrer Ankunft hatte der Kaiser einen anti-französischen Bund mit den italienischen Mächten zustande gebracht. Es kam ihm hiebei außerordentlich zustatten, daß sein alter Lehrer, Adrian, auf dem päpstlichen Stuhle saß; wie dieser von den Eroberungsplänen seiner Vorfahren, z. B. den Anschlägen auf Ferrara, nichts mehr hören wollte, so gab auch der Kaiser alle Absichten auf Venedig auf; die Venezianer traten in den Bund des Kaisers, des Papstes und des Königs von England, und versprachen, Sforza in seinem Herzogtume zu schützen.

Vor allem kam es dann noch auf die Mailänder an, und man hielt es doch für gut, als die Franzosen in der Nähe erschienen, ihre Gesinnung zu erforschen. Sie zeigten noch einmal ihre Ergebenheit für den Herzog und das Reich. Auf den ersten Ruf der Glocken, am 22. September, kamen sie so zahlreich wie je auf die bestimmten Sammelplätze, ein jeder in seinen Waffen; auch viele von denen erschienen, die sich nicht hatten bewaffnen können. Der Herzog ritt zu den versammelten Scharen. Er sagte ihnen, er werde sie mit der Milde und Großmut seiner Vorfahren regieren; sie zeigten sich willig, ihn zu verteidigen. Der alte Prospero Colonna war wie geschaffen, die Stimmung zu erhalten. Er erfreute sich des Rufes, daß er ebensogut das Glück seines Vaterlandes wie die Macht des Reiches vor Augen habe. In den wilden Kriegsbewegungen war er immer als der Beschützer der Bürger und Bauern erschienen. Auch jetzt war auf das beste gesorgt. Man hatte noch Zeit gehabt, die Vorräte für den Winter reichlich einzubringen; man hatte Handmühlen und Windmühlen innerhalb der Mauern, Wein in Überfluß. So waren die Verschanzungen trotz des großen Umkreises der Stadt vortrefflich instand gesetzt. Täglich machte man Ausfälle, und fast immer brachte man Gefangene ein. Das Volk ward so mutig, daß es öfter um Erlaubnis bat, in Masse hinauszugehen, die Franzosen anzugreifen.

Aber ohnehin sah sich Bonnivet durch Frost und

Schnee genötigt, die Belagerung aufzuheben; und schon versammelten sich ganz andere militärische Kräfte.

Nach und nach trafen die italienischen Fußvölker ein, die man geworben; der Vizekönig von Neapel, Lannoy, führte schwere und leichte Reiterei herbei; die Venezianer erschienen im Felde; die wichtigste Verstärkung aber bildeten 7000 Landsknechte, nicht ohne Fürsorge des Erzherzogs Ferdinand zusammengebracht, unter Ludwig von Lodron und Eitelfritz von Zollern. Georg Frundsberg war diesmal zu Hause geblieben; doch hatte er seinen Sohn Kaspar mitziehen heißen. Einige unternehmende Hauptleute, wie Schärtlin von Burtenbach, kamen auf eigene Kosten. Auch der Marques von Pescara, der die spanischen Fußvölker mit demselben angeborenen Talente befehligte, wie Frundsberg die deutschen, kam wieder. Er langte eben in dem rechten Momente an, als Prospero starb; die Leitung der Unternehmungen fiel dadurch vornehmlich ihm anheim.

War man nun aber wieder imstande, dem Feinde im Felde zu begegnen, so war damit auch keinen Augenblick zu säumen; auch er erwartete jeden Moment Verstärkungen, die ihm die alte Überlegenheit wohl zurückgegeben haben würden. Er hatte einen neuen Vertrag mit den Graubündnern geschlossen; die Berner unterstützten den König sogar mit Geld; von beiden Seiten waren nicht unbedeutende Scharen unterwegs.

Indessen hielten es die Kaiserlichen und ihre Verbündeten auch jetzt noch nicht für ratsam, eine Schlacht zu wagen; namentlich war der venezianische Provveditore dagegen. „Ich glaube doch nicht," sagte eines Tages der Feldhauptmann der Venezianer, Herzog von Urbino, zu dem Provveditore, Pier da cha Pesaro, „ich glaube nicht, daß die Republik so viele gepanzerte Pferde, eine so große Anzahl von Fußvolk, alle diese um uns leuchtenden Waffen aus einem anderen Grunde im Stande hält, als um im Felde zu schlagen, wenn es nötig ist". „Herr," erwiderte der Provveditore, „welchen Vorteil hätte die Republik davon, wenn wir schlügen? Eine Niederlage brächte alle ihre Besitzungen in Gefahr; der Sieg kann uns auch ohne Schlacht nicht entgehen: wäre der Kaiser in Person hier, so würde er keine Schlacht wollen". Diese Meinung, die den Feldhauptmann überzeugte, machte sich darauf auch in jedem Kriegsrate geltend. Man faßte den Plan, den Feind nicht durch offenen Anfall, sondern strategisch zu überwinden.

Während eine Abteilung des Heeres sich im Gebiete von Como und Bergamo aufstellte, um die Bündner entfernt zu halten, ging die Hauptmacht, bei der nun auch Bourbon, mit dem Range eines kaiserlichen Statthalters bekleidet, eintraf, in der Nähe von Pavia über den Tessino und nahm in unerwartetem Überfall das feste Garlasco, das alle diese Gegenden beherrscht. Hiedurch wurde Bonnivet genötigt, ebenfalls über den Tessino zurückzugehen, sein festes Lager von

Abbiate-grasso zu verlassen, um wenigstens Vigevano und die reichen Ebenen des Lomellino zu behaupten, aus denen er seine Lebensmittel bezog. Gleich darauf aber gingen die Kaiserlichen auch über die Gogna und nahmen Sartirana weg. Während Bonnivet, hierdurch in seiner neuen Stellung gefährdet wie früher in der alten, sich in Bewegung setzte, um sie von da zu vertreiben, gelang es ihnen vielmehr, schon auch Vercelli durch die Gunst der dortigen gibellinischen Faktion in ihre Hände zu bekommen, wodurch sie jenseits der Sesia Fuß faßten und den Admiral von der Basis seiner Operationen abschnitten. Es blieb ihm nichts übrig, als sich nach der oberen Sesia zurückzuziehen, nach Gattinara hin, wo eben die neuen Schweizer von Ivrea her angekommen waren. Er gab noch immer die Hoffnung nicht auf, mit dieser Verstärkung gegen den Feind umkehren, ihm noch einmal eine Schlacht anbieten zu können. Allein schon auf dem Wege fand er kleinere Plätze von den Kaiserlichen besetzt. Als er an der Sesia anlangte, weigerten sich die Schweizer, zu ihm herüberzukommen, und er selbst mußte Anstalt treffen, über den Fluß zu gehen. Indem er dies tat, ward er von Pescara angegriffen. Es entstand eine allgemeine Unordnung; die Brücke brach ein; Gattinara ging in Feuer auf; so gering auch die Anzahl der Kaiserlichen jenseit des Flusses noch war, etwa tausend leichte Pferde, tausend Mann zu Fuß, so groß war doch der Verlust, den die Franzosen erlitten; es blieb ihnen

nichts übrig, als Italien abermals zu verlassen. Überhaupt zeigte sich, daß es mit der Kriegsweise vorbei war, durch welche sie daselbst in den letzten dreißig Jahren geglänzt hatten. Einzelne Waffentaten, momentane Überlegenheit, ritterliche Bravheit entschieden nicht mehr. Die erwachte nationale Antipathie machte eine hartnäckigere, regelmäßigere Verteidigung möglich; im Felde hatten die Berechnungen der Strategie, der geschickte Gebrauch der Hakenbüchsen die Oberhand. Auf diesem Rückzuge fiel unter anderen „der gute Ritter", „der Ritter ohne Furcht und Tadel", Bayard, der alle rühmlichen Eigenschaften des Rittertums zur Bewunderung der Freunde und Feinde noch einmal in sich vereinigte. Er hatte immer die Hakenschützen von Herzen gehaßt; ungern hatte er einem das Leben geschenkt, der in seine Hand gefallen war; es war ihm bestimmt, jetzt selbst durch eine Kugel umzukommen. Es liegt etwas Symbolisches, allgemein Bedeutendes in diesem von so vielen Geschichtschreibern hervorgehobenen Tode, der Niederlage dieses ritterlichen Heeres überhaupt, sowie in dem Untergange Sickingens. Der Harnisch ward von dem Handrohr, wie die Burg von dem Geschütz besiegt.

An der Verfolgung nahmen auch die Landsknechte sehr tätigen Anteil. Sebastian Schärtlin erzählt, drei Tage und drei Nächte sei man ihnen bis an den Fuß des St.-Bernhard nachgeeilt; aus dem Tale von Aosta brachte man das eroberte Feldgeschütz festlich

bekränzt nach dem Lager. Hierauf gingen die Plätze, welche die Franzosen noch in Italien besaßen, sämtlich über: die Niederlage war so vollständig wie möglich.

Und sogleich erhob sich nun in den Siegern — es liegt eine Art von Notwendigkeit darin — der Gedanke, den Angriff auf Frankreich, der vor dem Jahre mißlungen, nunmehr besser ins Werk zu setzen. Bourbon fand das kaiserliche Heer vortrefflich; auch er zeigte sich tapfer und erweckte Vertrauen. Die Lage Italiens schien es ohnehin nötig zu machen. Entweder mußte man Frieden haben, wozu noch wenig Aussicht war, oder man mußte dem Könige von Frankreich sonst zu schaffen geben. Lannoy schrieb dem Kaiser, der Herzog von Mailand werde ihm eine teuere Ware sein, wenn es ihm nicht gelinge, den unruhigen Nachbar klein zu machen. Der Kaiser zog in Betracht, daß es besser sei, den Feind in seinem Lande aufzusuchen, als ihn in Italien zu erwarten, wo man das Heer doch würde mit vielen Kosten beisammenhalten müssen, und gab seine Einwilligung.

Auch diesmal stieg wohl wieder der Gedanke auf, Frankreich von vier Seiten anzugreifen; allein nach den Erfahrungen des vorigen Jahres ließ er sich nicht ernstlich festhalten. Niemand hatte Geld, ihn auszuführen. Schon genug, wenn man nur das italienische Heer wieder auf ein paar Monate befriedigen konnte. Bourbon hoffte auch mit diesem allein die glänzendsten Taten auszuführen.

„Ihre Angelegenheiten, Sire," schrieb er dem Kaiser, „werden gut gehen. Wenn wir dem Könige von Frankreich eine Schlacht zu liefern vermögen und sie gewinnen, wie ich hoffe, werden Sie der größte Mann sein, den es jemals gab, und der ganzen Welt Gesetze geben".

Und so führte Bourbon im Juli 1524 das kaiserliche Heer — 5000 Deutsche unter Zollern und Lodron, 3000 Spanier unter Pescara und eine Anzahl Italiener — aus Italien nach Frankreich. König Franz hatte keine Neigung, sich den kriegerischen, sieggewohnten Scharen im offenen Felde entgegenzustellen. Ungehindert drang Bourbon vor, besetzte Antibes, Frejus, Hières, Toulon und ließ sich huldigen. Er führte den Titel eines Grafen von Provence, doch hatte er dem Könige von England den Vasalleneid geleistet. Am 9. August nahm er Aix, die Hauptstadt des Landes, ein; am 19. langte er vor Marseille an; er wußte wohl, daß alles andere verloren sei, wenn er diesen festen Platz nicht besitze. Was wäre es dem Kaiser wert gewesen, über einen Hafen von solcher Bedeutung zwischen Barcelona und Genua gebieten zu können! Marseille hätte die eigentliche Schutzwehr für Italien und eine unvergleichliche Grundlage für jede künftige Unternehmung auf Frankreich selbst gebildet. Beaurain hatte daran gedacht, Toulon für den Kaiser instandzusetzen; es fehlte ihm aber an allen Mitteln. Um so eifriger begann man die Belagerung von Marseille.

Jetzt aber zeigte sich, wie sehr sich auch in Frankreich die Zeiten geändert hatten. Italiener, welche das Land kannten, wie der Bischof von Bayeux, Lodovico Canossa, hatten es immer vorausgesagt. Trotz so mancher Unzufriedenheit, zu welcher der König Ursache gab, fanden sie doch, im allgemeinen sei er angebetet; Bourbon habe durch seinen bloßen Abfall allen Kredit verloren. Es kommt in Betracht, daß Bourbons Ansehen, so mächtig er war, doch noch nicht Zeit gehabt hatte, sich zu befestigen. In den meisten Besitzungen, die ihm gehörten, war er ein sehr neuer Herr. Auch gab es niemanden, der von der Krone so unabhängig gewesen wäre, um das Herz zu haben, sich ihm anzuschließen. Eben dieser Augenblick beweist, wie weit die sich im stillen vollziehende Konsolidation von Frankreich bereits gediehen war. Es erhob sich nicht allein niemand für Bourbon, sondern der Angriff verschaffte dem Könige noch unbedingteren Gehorsam. Er konnte drei überaus starke Tailles, zusammen von mehr als 5 Millionen, bald nacheinander ausschreiben; der Klerus bequemte sich zu Kontributionen, die guten Städte gewährten freiwillige Unterstützungen; selbst der Adel mußte sich gezwungenen Anleihen unterwerfen. Was wollten gegen so reiche Geldkräfte die langsamen und zweifelhaften Zahlungen sagen, welche von Spanien oder von England mühsam aufgebracht wurden? König Franz stellte ein Heer ins Feld, so stattlich wie jemals, gegen 2000 Hommes d'Armes, 7000 Mann französi-

schen Fußvolks, hauptsächlich aus den kriegerischen Bauern der Dauphiné, 6000 Schweizer; bei dem Verfall der deutschen Regierung war es ihm nicht schwer geworden, auch eine Anzahl Landsknechte um guten Sold an sich zu ziehen.

Während diese Scharen in der Gegend von Avignon sich sammelten, setzten die Kaiserlichen ihre Belagerung mit großer Beharrlichkeit fort; aus den genommenen französischen Plätzen schafften sie einiges taugliche Geschütz herbei; unter allgemeinen Schwierigkeiten brachten sie Laufgräben, endlich eine Batterie zustande, mit der sie wirklich Bresche schossen; in den Scharmützeln leuchtete vor allen Pescara hervor, der in seiner sonderbaren Tracht — er trug rote Unterkleider, darüber einen kurzen schwarzen Rock ohne Ärmel, einen Hut wie die Landsknechte, aber mit großen wehenden Federn — wie ein Kriegszeichen anzusehen war; mit ihm wetteiferte sein Neffe Guasto. Noch bis in die zweite Hälfte des September hatte man den besten Mut; noch am 24. dachte man zu stürmen. Pescara trank seinen Spaniern zu und ermunterte sie; Bourbon versprach königliche Erkenntlichkeit; die Leute bereiteten sich durch die Beichte zu der äußersten Gefahr vor. Allein auch die Besatzung der Stadt, von einem Italiener der orsinischen Faktion, Renzo da Ceri, befehligt, hielt sich wacker und hatte sich auf das beste in Verteidigungsstand gesetzt. Bei den ersten vorläufigen Versuchen sah man, mit wem man es zu tun hatte.

Man vernahm von den Gefangenen, wie hinter der Bresche blinde Gräben mit Pulver angefüllt, Kanonen an den Straßenecken aufgeführt, die Truppen an den gefährdeten Orten schlagfertig aufgestellt seien. Plötzlich ward Pescara anderen Sinnes. „Wer sein Abendbrot in der Hölle essen will," rief er aus, „der mag stürmen." Es ward ein Kriegsrat berufen, in welchem man nicht allein die Wahrscheinlichkeit, hier eine Niederlage zu erleiden, sondern auch die Gefahr erwog, in die durch längeres Verweilen Italien gerate. Man fing an zu vermuten, der König möchte, ohne sich um Marseille zu kümmern, seinen Weg unmittelbar nach Italien nehmen. „Ihr Herren," rief Pescara, „wer dem Kaiser Italien erhalten will, der folge mir nach!" Nur ungern ließ Bourbon von der Hoffnung ab, in seinem Vaterlande wieder Fuß zu fassen; aber auch die deutschen Obersten, Zollern und Lodron, waren für Pescara; am 28. September ward die Belagerung aufgehoben.

Es mag dahingestellt bleiben, ob der König wirklich den vermuteten Plan hatte; wenigstens so viel ist gewiß, daß er, sowie er von dem Abzuge Bourbons hörte, diesen Gedanken auf das lebhafteste ergriff und sich durch keine Vorstellung abhalten ließ, die treffliche Armee, die er nun wieder um sich sah, auf der Stelle über die Alpen zu führen. Er war entschlossen, noch einmal alles an die Wiedereroberung von Mailand zu setzen. Auf den Ärmeln seiner Leibwache las man die Worte: „Noch einmal und nicht wieder."

In wetteifernder Eile gingen nun die beiden Armeen über die Alpen. Die Kaiserlichen machten sich so leicht wie möglich. Nur einen kleinen Teil ihres Geschützes, das sie zerschlagen, führten sie auf Maultieren mit sich fort; das übrige ward vergraben oder nach Toulon geschafft. In zwei Kolonnen bewegten sie sich vorwärts, jedoch auf derselben Straße, so daß immer die erste das Quartier verließ, wenn die andere ankam. Eines Tages hatten sich ein paar Deutsche betrunken und waren nicht fortzubringen; ohne Erbarmen ließ Pescara das Haus anzünden, worin sie lagen, so daß sie daselbst verbrannten; er wollte auch nicht einen Mann in die Hand der Bauern geraten lassen; er hätte gefürchtet, ihre Wut zu erwecken. So passierten sie Nizza, Ventimiglia, die Seealpen, in ihrem Äußeren ziemlich heruntergekommen, aber nicht entmutigt. Hatten sie doch keinen Verlust erlitten! In langem Zuge führten sie ihr ganzes Gepäck, den gesamten Kriegserwerb der früheren Jahre mit sich.

Indessen zog Franz I. mit seiner frischen, glänzenden Armee über die Oberalpen, — Briançon, Pinerolo, — und so unaufhaltsam fort nach den lombardischen Ebenen. Er hoffte der kaiserlichen Armee noch zuvorzukommen.

Eine mailändische Chronik versichert, sie seien beide an demselben Tage über den Tessino gegangen, die französische bei Abbiate-grasso, die kaiserliche in der Nähe von Pavia.

Auf jeden Fall waren jedoch die Kaiserlichen in großem Nachteil. Sie konnten sich jetzt nicht einmal auf Mailand verlassen, wo die Pest ausgebrochen war. Franz Sforza sagte: er sei kein Vogel, um sich in diesen Bauer sperren zu lassen. Nur das Kastell hielten sie besetzt; die übrigen Truppen verteilten sich nach Pavia, Lodi und Cremona. Diese gewaltige Kriegsmacht, die noch vor ein paar Monaten den Kaiser zum Herrn der Welt machen zu wollen schien, war plötzlich aus dem Felde verschwunden. Meister Pasquin zu Rom ließ sich nicht unwitzig vernehmen: es sei ein kaiserliches Heer in den Alpen verloren gegangen; der ehrliche Finder werde gebeten, es gegen eine gute Belohnung abzuliefern. Dagegen hatten die Franzosen unbestritten das Land inne. Sie machten sich daran, nun auch die Festungen zu erobern, zunächst Pavia. Der Anfall auf Frankreich, der Franz I. jenseits der Alpen fesseln sollte, hatte nur gedient, alle Kräfte seines Reiches noch einmal zu entbinden und ihm das Übergewicht in Oberitalien zu verschaffen.

Schlacht bei Pavia.

Allein noch war auch die Sache des Kaisers nicht so ganz verloren, wie es aussah. Wenn jemals, so kam es ihm jetzt zustatten, daß er Deutsche in seinen Diensten hatte und ohne Mühe andere herbeiziehen konnte.

Als Franz I. es unternahm, von den Festungen in der Lombardei zunächst Pavia zu belagern, soll ihn dazu die Hoffnung vermocht haben, die Deutschen, welche daselbst die Besatzung bildeten, zum Abfall zu bewegen. Allein er sollte sie anders kennen lernen. Die beiden Obersten, Zollern und Lodron, waren dem Hause Österreich mannigfaltig verpflichtet; auch die Hauptleute — ihre Namen verdienen wohl, genannt zu werden: es waren Martin Pfaff, Graf Christoph von Lupfen, Michael Alting, Eiteleck von Reischach, Heinrich von Castelalt, Konradin Glürns, Michael Mertel, Kaspar Schwegler — hatten sich nun schon eine Zeitlang unter den kaiserlichen Fahnen eingelebt. Ich will nicht sagen, was ein jeder getan haben würde, wenn er erst Dienste zu nehmen gehabt hätte; allein die genommenen, in denen er sich Ansprüche erworben, jetzt wieder zu verlassen, war gewiß keiner geneigt. Auch wäre das gibellinische Pavia nicht geeignet gewesen, Gedanken dieser Art zu erwecken. Hier sah man vornehme Damen selber an der Arbeit des Schanzens teilnehmen; der reichste Bürger, Matteo Beccaria, hatte auf seine Kosten aus seinem Anhang in der Stadt ein Fähnlein gebildet; er gab wohl den Hauptleuten auch dann noch, als man übrigens schon Mangel spürte, ein prächtiges Gastmahl, und den Gemeinen fehlte es wenigstens nie an „weißem Brot und kühlem Wein". Der kaiserliche Befehlshaber, Antonio Leiva, rühmt von dem jungen Kaspar Frundsberg, der sich hier zum Hauptmann

aufschwang, daß er ihn selbst bei gutem Mut erhalten habe. Antonio Leiva war übrigens ganz für Fälle dieser Art gemacht, ebenso klug wie entschlossen, selber voll Aufopferung für die Sache des Kaisers; er zog seine goldene Kette vom Halse und ließ Dukaten daraus prägen. So hielt man sich auf das beste und schlug alle Stürme ab. Den Deutschen kamen zuweilen ihre bergmännischen Fähigkeiten zugute; dem Könige dagegen setzte auch der Fluß unüberwindlichen Widerstand entgegen; der freilich verwegene Versuch, den Tessino abzuleiten, mißlang ihm vollständig; im Januar 1525 sah er sich darauf beschränkt, die Stadt umschlossen zu halten und womöglich auszuhungern. Einige Tausend Mann sonderte er unter dem Herzoge von Albanien ab, um eine Diversion in dem mittleren und unteren Italien zu versuchen.

Indem aber kamen auch schon andere deutsche Scharen die Berge herab. Bourbon hatte die Juwelen verkauft, die er bei seiner Flucht gerettet, war dann selbst nach Innsbruck, nach Augsburg gegangen; von Erzherzog Ferdinand unterstützt, brachte er jetzt 18 Fähnlein Landsknechte unter Marx Sittich von Ems herüber; Graf Nikolaus von Salm begleitete sie mit 200 Pferden vom Hofgesinde. Indessen ließ der Vizekönig von Neapel alles veräußern, was einen Käufer fand; das Geld schickte er dann durch einen Abgeordneten unmittelbar an Georg Frundsberg. Dem lag die italienische Macht des Kaisers, die er mit hatte gründen helfen, wie eine eigene Sache am

Herzen; ein neuer Beweggrund für ihn war, daß er seinen Sohn zu entsetzen hatte. Am dritten Weihnachtsfeiertage musterte auch er 11 Fähnlein zu Meran; 25 namhafte Hauptleute, viele Kriegsgefährten aus guten Häusern umgaben ihn: es waren die Junker, die kein Bleiben zu Hause hatten und denen die überzähligen Bauernsöhne folgten. Am 24. Januar vereinigten sich die beiden Haufen mit dem italienischen Heere in Lodi.

Sie sahen sich in der Notwendigkeit, unmittelbar ins Feld zu gehen. Trotz aller jener Anstrengungen war doch nicht Geld genug vorhanden, um die Truppen lange zufriedenzustellen. Die meisten hatten nichts weiter als das Laufgeld empfangen; sie versprachen nur auf eine bestimmte Zeit ohne Sold zu dienen. Auch mußte Pavia gerettet werden. Schon am 4. Februar langte das Heer in der Nähe dieser Stadt an, warf einige Leute mit Munition hinein und tat alles, um den König zu reizen, aus seinem festen Lager hervorzukommen.

Dies waren jedoch vergebliche Bemühungen. Der König wollte die starke Stellung, die er im Parke vor Pavia genommen, nicht verlassen: da hatte man sich auf das beste befestigt; man lebte bereits ziemlich bequem, man hatte Lebensmittel in Fülle; er hielt es für vorteilhafter, angegriffen zu werden, wie schon einst bei Marignano, als anzugreifen, was den Seinen vor kurzem bei Bicocca so übel ausgeschlagen war.

Zum Angriff mußten sich auch endlich die Kaiser-

lichen entschließen, aus Mangel an Geld wie an Lebensmitteln; sie urteilten, es sei ebenso schlimm, wenn man sich im Angesichte des Feindes auflöse, wie wenn man eine Niederlage erleide. „Gott gebe mir," sagte Pescara, „hundert Jahre Krieg und nicht einen Schlachttag; aber heute ist kein Ausweg". Er begab sich in die Mitte seiner Spanier und stellte ihnen vor, daß kein Fußbreit Landes ihnen angehöre, kein Stück Brot da sei, um davon morgen zu leben; „aber vor euch," rief er, „ist das Lager, wo man Brot vollauf hat, Fleisch und Wein, Karpfen vom Gardasee. Wir müssen es haben, wir müssen den Feind hinausjagen. Wir wollen den Tag des heiligen Matthias berühmt machen". Schon hatte auch Georg Frundsberg auf ähnliche Weise seine Deutschen angeredet. Mit erhobenen Händen hatten sie ihm versprochen, es mit dem prächtigen Feinde aufzunehmen, ihre Brüder in Pavia zu erledigen.

Es war nicht eine jener glänzenden Feldschlachten zu erwarten, in denen wohl sonst zwei Ritterschaften sich um den Preis der Ehre schlugen: eine geldbedürftige, Mangel leidende Söldnerschar, die ihren Dienst nur noch auf eine bestimmte Anzahl Tage zugesagt, mußte unverzüglich an den Feind geführt werden, weil sie sich sonst aufgelöst hätte. Sie wollte das reiche Lager des Feindes erbeuten, ihre Waffenbrüder entsetzen, das so oft eroberte Land endlich einmal sichern. Dazu schritt sie auch unter den ungünstigsten Umständen. „Entweder," schreibt Pescara

dem Kaiser, „mußte Eure Majestät den erwünschten Sieg erlangen, oder wir erfüllten mit unserem Tode die Pflicht, ihnen zu dienen".

Der Plan Pescaras ging eigentlich auf einen nächtlichen Überfall. Mitten in dem Parke lag die Meierei Mirabella, wo der Markt des Lagers gehalten zu werden pflegte und ein Teil der Reiterei aufgestellt war. Dort wollte er sich womöglich mit der Besatzung von Pavia vereinigen. Um Mitternacht fing man an, die Mauer des Parkes einzureißen. Zweitausend Deutsche, aus dem Frundsbergischen wie dem Emsischen Regiment, tausend Spanier, weiße Hemden über ihre Panzer, sollten den Überfall ausführen. Allein die Mauer war fester, als man dachte; es wurde Tag, ehe eine hinreichende Lücke gerissen war. Als jetzt — an dem Morgen des 24. Februar — jene Truppen eindrangen, waren die Franzosen schon in voller Bewegung. So viel war allerdings erreicht worden, daß sie ihre feste Stellung verließen und auf der Heide des Parkes in das freie Feld kamen; dadurch gerieten aber nun zunächst die kaiserlichen Truppen in Gefahr; das bei weitem überlegene französische Geschütz erreichte die heranrückenden Landsknechte und brachte ihnen nicht geringe Verluste bei; auch die leichte Reiterei geriet in Nachteil. König Franz, der sich hier selber in das erste Handgemenge stürzte und einen tapferen Ritter mit eigener Hand erlegte, war sehr glücklich, als er ein paar Fähnlein zersprengt vor sich her fliehen sah: „Heute," sagte er

zu einem seiner Begleiter, „nenne ich mich Herrn von Mailand“; er hielt inne, um die Pferde ein wenig verschnaufen zu lassen. Seine Armee rückte in der besten Ordnung vor; unaufhörlich spielte ihr Geschütz.

Allein in diesem Augenblicke sollte die Schlacht erst eigentlich beginnen. Pescara hatte jene Dreitausend, die nun nichts mehr ausrichten konnten, zumal da auch die Freunde aus Pavia nicht erschienen, wieder an sich gezogen; unerschüttert rückten die beiden großen Scharen der Landsknechte heran, Frundsberg mit seinen Gefährten, den Grafen von Ortenburg, Hag, Virneburg, den Herren von Losenstein und Fleckenstein und ihm zur Seite weiter zur Linken Marx Sittich von Ems.

Dann erschienen auch die kaiserlichen Lanzen unter dem Vizekönige von Neapel und dem Herzoge von Bourbon. Der Vizekönig war ungeduldig, seine Reiterei dem feindlichen Geschütz ausgesetzt zu sehen; er wäre lieber in das alte Lager zurückgewichen; aber Pescara bemerkte ihm, noch sehe er keinen Grund dazu, und bewegte sich weiter vorwärts. Der Vizekönig, der noch immer geglaubt hatte, man könne sich dem Feinde gegenüber im Parke verschanzen, sah endlich ein, daß das nicht mehr möglich war. „Es ist keine Hilfe, als bei Gott,“ sagte er, „ihr Herren, macht es wie ich“, bezeichnete sich mit dem Kreuze und gab seinem Pferde die Sporen zum Angriff.

Bei dem ersten Zusammentreffen seiner Hommes d'Armes mit den französischen, welche die Blüte der

französischen Ritterschaft bildeten, blieb kein Zweifel, daß diese die Oberhand besaßen. Der Vizekönig behauptete sich nur dadurch, daß ihm Pescara eine tapfere Schar spanischer Hakenschützen zu Hilfe schickte. Die Schützen mischten sich diesmal in das Gefecht der Reiterei. Sie nahmen die weißen Kreuze der Herren und Ritter zum Augenmerk oder legten auf ihre Pferde an; kein Harnisch war stark genug, um vor dem Blei der Handrohre zu schützen; die tapfersten, schlachtenberühmtesten Führer erlagen; die Hakenschützen waren angewiesen, kein Leben zu schonen.

Indem stießen auch die Fußvölker aufeinander: von der einen Seite her die Schweizer und die schwarzen Fähnlein, jene Deutschen von Geldern und Lothringen, die unter den Franzosen fochten; auf der anderen die beiden großen Landsknechthaufen, die dem Kaiser dienten. Die französischen und kaiserlichen Deutschen haßten einander am entschiedensten. Aus den Reihen der ersteren trat ein Augsburger, Hans Langenmantel, hervor und forderte die beiden deutschen Obersten zum Zweikampfe heraus. Aber er ward dessen, da er den Franzosen diente, gleichsam nicht mehr für würdig gehalten; auf der Stelle war er zu Boden gestreckt und getötet; ein Knecht erhob die ihm abgehauene Hand mit ihren goldenen Ringen wie ein Siegeszeichen. Hierauf wurde man um so ernstlicher handgemein. Marx Sittich von Ems warf sich durch eine rasche Wendung den Schwarzen in die Flanke. Sie wehrten sich auf das tapferste; sie kamen

fast sämtlich um. Ihr Geschütz geriet den Kaiserlichen in die Hände.

Neben der guten Führung der deutschen Haufen hatte die Geschicklichkeit der spanischen Hakenschützen auch an diesem Erfolge den größten Anteil. Sie rückten mit glimmenden Lunten, einige von ihnen mit kleinen Kugeln im Munde, heran; auf das behendeste wußten sie die Zögerungen, die mit dem Gebrauche des Luntenschlosses verbunden waren, zu überwinden: sie zielten, indem sie schossen, und feuerten mit einer Gleichmäßigkeit und Raschheit, die man sonst nicht kannte. Dagegen halfen den Vordermännern des Fußvolkes ihre Bruststücke so wenig wie den Reitern ihre Harnische; sie brachen mit ihren Hellebarden zusammen, wie das Röhricht vor einem kräftigen Windstoße.

Und nicht allein die unmittelbare Wirkung war in diesem Moment entscheidend, sondern noch mehr die Entmutigung des Feindes. Die Schweizer, in denen die französischen Heere noch immer ihre Stärke sahen, rückten nur ungern heran; die Verbindung der spanischen Hakenbüchsen mit dem nachhaltigen Anlaufe der deutschen Landsknechtsgeschwader setzte sie in Schrecken. Es kam alles zusammen: der Ungestüm dieses Anfalles, den Pescara selbst ausführte, der Anblick der Niederlage der schwarzen Fähnlein, wie die soeben erfolgende Entscheidung in der Reiterschlacht zum Nachteil der Franzosen. Von den Hommes d'Armes warf sich zuerst Alençon in die Flucht; die Schweizer wurden zum Teil mit fortgerissen, zum

Teil durchbrochen. In diesem Augenblick erschien auch die Besatzung von Pavia im Rücken der Weichenden: eine allgemeine Flucht erfolgte.

Noch immer tummelte der tapfere König, obwohl auch um ihn her die Hakenschützen gewaltig wirkten, sein Streitroß auf dem rechten Flügel, als er um sich sah und seine Leute in voller Flucht erblickte. „Mein Gott, was ist das," rief er aus; er dachte wenigstens die Schweizer zum Stehen zu bringen; allein dies war bei der nunmehr entschiedenen Überlegenheit des Feindes unmöglich; auch er selber ward vielmehr in die rückgängige Bewegung fortgezogen. Er trug eine Stickerei an seinem Ärmel, die ihm in guten Tagen in Frankreich die Dame, die er liebte, gegeben, der er dagegen gelobt hatte, unter keinen Umständen vor dem Feinde zurückzuweichen. Ritterlich gesinnt, wie er war, wich er wenigstens so langsam wie möglich, nicht ohne sich unaufhörlich noch zur Wehr zu setzen; da erreichten ihn die nacheilenden Deutschen. Nikolaus von Salm erstach ihm das Pferd unter dem Leibe; der König stürzte und mußte sich ergeben. In diesem Momente kam der Vizekönig herbei, der ihn erkannte, ihm ehrfurchtsvoll die Hand reichte und ihn als Gefangenen annahm.

Binnen anderthalb Stunden war das prächtigste Heer, das man sehen konnte, vernichtet; man rechnet 10000, die geblieben oder auf der Flucht im Tessino ertrunken waren, viele Schweizer darunter, deren alter Ruhm, der sich noch von den burgundischen

Kriegen herschrieb, hier zugrunde ging; die Anführer der Franzosen, mit wenigen Ausnahmen, waren getötet oder gefangen; und was von allem das wichtigste, man hatte den mächtigen König selber in seiner Gewalt; nie war ein Sieg vollständiger.

Die Sieger befriedigten ihre nächsten Bedürfnisse in dem Lager an der Beute. Jetzt waren sie endlich in dem Staate von Mailand die Herren und Meister und brauchten keinen neuen Anfall zu fürchten. Die italienischen Mächte, die, solange die Dinge schwankend standen, eine sehr zweifelhafte Stellung angenommen hatten, erinnerten sich wieder an ihre alten Versprechungen und bequemten sich, die rückständigen Subsidien zu zahlen, so daß dem Heere sein wohlverdienter Sold allmählich abgetragen werden konnte.

Aller Augen aber, alle Befürchtungen der einen, alle Hoffnungen der anderen, wandten sich nun auf den jungen Kaiser, für den diese Siege erfochten worden, während er sich in tiefem Frieden in Kastilien von dem Quartanfieber, das ihn geplagt hatte, allmählich wieder erholte.

Karl V. stand in einem Zimmer des Schlosses von Madrid und sprach mit seiner Umgebung von dem Gange der Dinge in Italien, von der Lage seines Heeres, die er noch für sehr gefährlich hielt, als ein Kurier desselben ankam. Ohne etwas von seinem Auftrage zu sagen, trat er ein; dem Kaiser zuerst wollte er die Nachricht verkündigen. „Sire," hub er an, „bei Pavia ist es zur Schlacht gekommen"; „Euer

Majestät Truppen", fuhr er fort, „haben den Sieg davongetragen; die französische Armee ist vernichtet; der König selbst ist gefangen und befindet sich in der Gewalt Eurer Majestät." Ein entscheidendes, nicht gehofftes Glück muß wohl im ersten Moment eine ähnliche Wirkung hervorbringen wie ein plötzlicher Unfall. Indem Karl diese Botschaft vernahm, schien das Blut in seinen Adern zu erstarren, und ein paar Augenblicke sagte er kein Wort. Dann wiederholte er nur: „der König von Frankreich ist gefangen und in meiner Gewalt; die Schlacht ist für mich gewonnen!" Hierauf entfernte er sich in das Nebenzimmer, wo sein Bett stand; vor einem Marienbilde kniete er nieder, um seine Gedanken zu Gott und zu der Größe seines Berufes zu erheben. Er ließ Prozessionen veranstalten und Gott bitten, ihm dereinst noch andere, höhere Gnaden zu verleihen im Kampfe gegen die Ungläubigen. Er sprach von einer Unternehmung gegen Konstantinopel und Jerusalem.

Gedanken dieser Art lagen jedoch in weiter Ferne. Der junge Fürst sagte selbst: er dürfe nicht veranlassen, daß man von ihm sage wie von Hannibal, er habe zwar zu siegen verstanden, aber nicht, den Sieg zu benutzen. Zunächst kam es auf eine Benutzung des gegenwärtigen Momentes an.

Und da war es nun die erste Idee, die sich darbot, den großen Sieg zu verfolgen, um die Unternehmung auf Frankreich, die man so oft versucht, unter günstigeren Umständen als jemals ins Werk zu setzen.

Dazu bereitete sich der Herzog von Bourbon unverzüglich; der König von England drang darauf.

Höchst merkwürdig und von der weitesten Aussicht ist die Instruktion, mit der Heinrich VIII. eine Gesandtschaft versah, die er infolge der Schlacht von Pavia an den Kaiser abordnete. Er mißbilligte darin, daß man den König von Frankreich unter irgendeiner Bedingung wiederherstelle: es werde doch keine geben, die derselbe halte; er fordert, ihn der französischen Krone geradezu zu berauben. Und frage man dann, wem dieselbe zu übertragen sei, so könne man nicht etwa von Bourbon reden, der kein Recht dazu habe und dem Kaiser keine Sicherheit gewähre; dagegen ihm, dem Könige von England, stehe das beste, unleugbarste Recht zu, welches der Kaiser auch schon anerkannt habe. Im nächsten Sommer möge Karl in Person Frankreich von Spanien her angreifen, wie er selbst es von England aus zu tun gedenke; er werde ihn mit reichen Subsidien unterstützen; großer Widerstand sei im gegenwärtigen Augenblicke nicht zu befürchten: er denke mit Seiner Kaiserlichen Majestät in Paris zusammenzutreffen. Sei er daselbst gekrönt, so werde er dann den Kaiser zu seiner Krönung nach Rom begleiten: alles, was von den Franzosen dem Hause Burgund oder dem Reiche entzogen worden, solle an ihn zurückfallen, ja zuletzt England und Frankreich selbst, wenn er sich nach den Traktaten mit der jungen Marie vermähle. — So viele Schwierigkeiten er dabei macht, so zeigt er sich doch endlich

bereit, seine Tochter dem Kaiser schon im voraus, noch ehe sie erwachsen sein werde, zu übergeben.

Von Zeit zu Zeit tauchen in unserem Europa Pläne dieser Art auf, entweder einer universalen Herrschaft eines einzigen, oder einer Teilung zwischen zwei vorwaltenden Mächten, aber indem sie der Phantasie die Möglichkeit einer allgemeinen Umkehr zeigen, scheitern sie doch immer an der Kraft des Bestehenden.

So jung der Kaiser auch war, so war er doch viel zu gesetzt, um sich von so verwegenen Vorschlägen fortreißen zu lassen. Auch hatte ihm England mit nichten einen Beistand geleistet, der es zu einem solchen Anteil an den Früchten des Sieges berechtigt hätte. Man kannte in Spanien sehr gut die Verhandlungen, welche der Kardinal mit Frankreich gepflogen.

Kanzler Gattinara riet dem Kaiser, zu antworten, es zieme sich nicht, einen Feind zu bekriegen, der sich nicht verteidigen könne; auch gestatte das Bedürfnis des Friedens kein solches Unternehmen: er meinte, wolle der König von England sein Glück versuchen, so werde man ihn am besten dadurch hindern, daß man ihm keinerlei Unterstützung zukommen lasse. Eine Vereinigung von Frankreich und England fand er höchst gefährlich. Dagegen war seine Idee, die Krone von Frankreich zwar aufrechtzuerhalten, aber zugleich das Übergewicht Österreichs auf immer zu fixieren. Ein Entwurf von ihm, den wir aus den österreichischen Archiven kennen, geht geradezu auf das

entscheidende Ziel los, das er schon im Jahre 1521 ins Auge gefaßt hatte. Der König sollte auf seine italienischen Ansprüche, die mailändischen wie die neapolitanischen, Verzicht leisten; er sollte ferner Burgund dem Hause zurückgeben, dem es gehöre; endlich, er sollte die Rechte des Kaisertums auf das südliche Frankreich anerkennen. Auf die Provence machte man direkte Ansprüche, als auf „eine dem Reiche zugehörige Sache"; der Kaiser wollte sie dem Herzog von Bourbon verleihen. Auch Dauphiné glaubte man zurückfordern zu können, weil die Erneuerung der Lehenspflicht so lange versäumt worden sei; doch war man geneigt, es dem Thronfolger von Frankreich zu lassen, vorausgesetzt, daß er sich mit einer Prinzessin des Hauses Österreich vermähle. Wenn Franz I. diese Bedingungen annahm, so war er allerdings dergestalt heruntergebracht, daß er nie mehr schaden konnte. Das Übergewicht des Kaisers war dann auf immer festgestellt: er hätte keinen ihm gewachsenen Nebenbuhler mehr gehabt. Es ging ein Gefühl durch Europa, als sei der Kaiser der vom Schicksal bestimmte Herrscher. Eine neapolitanische Beschreibung der Schlacht bei Pavia schließt mit den Worten: „seinen Füßen hast du die Welt unterworfen". „Jetzt," sagte Wolsey einem Gesandten Karls, „wird Euer Herr Kaiser sein, nicht mehr dem Titel, sondern der Tat nach". „Die Ratschlüsse Gottes", ruft ein päpstlicher Minister aus „sind ein tiefer Abgrund".

Nicht einem jeden aber war eine solche Aussicht willkommen. Noch hat niemand in Europa eine Stellung dieser Art eingenommen, ohne daß sich alles, was sich selbständig fühlte, dagegen geregt hätte. Es versteht sich, daß der König von England sich durch die abschlägige Antwort gekränkt fühlte und sich von Moment zu Moment mehr von dem Kaiser entfernte. Aber noch in einem anderen Verbündeten des Kaisers, dem römischen Papst, wachte der Widerstand auf. Jener Ausdruck eines päpstlichen Ministers zeigt wahrhaftig mehr den Schrecken eines Bedrohten als die Teilnahme eines Bundesgenossen. Schon seit einiger Zeit waren Mißverständnisse von sehr bedenklichem Charakter zwischen Papst und Kaiser eingetreten. Sie beruhten im Grunde auf einer Territorialfrage, bildeten aber sehr bald eines der wichtigsten Momente der allgemeinen Weltangelegenheiten.

Mißverständnisse zwischen Papst und Kaiser.

Als Leo X. sein Bündnis mit dem Kaiser schloß, war es, wie wir sahen, seine Absicht, dadurch zu allen den Landschaften zu gelangen, welche der römische Stuhl noch in Anspruch nahm, besonders zu Ferrara; der Kaiser versprach ihm dazu seine Unterstützung.

Als Leo so plötzlich starb, ließ der Herzog von

Ferrara eine Münze schlagen mit der Umschrift: „Das Lamm aus dem Rachen des Löwen errettet". Er war aber nicht allein errettet, er bekam während der Sedisvakanz auch Gelegenheit, Reggio und Rubiera einzunehmen. Auf Adrian VI. verschaffte er sich so viel Einfluß, daß dieser ihm dessenungeachtet die Lehen erneuerte.

Von ganz anderer Gesinnung war der Nachfolger Adrians, Klemens VII.: sowie die Franzosen 1524 aus Italien verjagt waren, forderte er die Kaiserlichen auf, ihm auch wider den Herzog Beistand zu leisten und denselben zunächst aus Reggio zu vertreiben. Dazu hielten sich jedoch diese nicht mehr verpflichtet. All ihr Sinnen ging damals auf einen Einfall in Frankreich, und sie wollten keine Unruhen in ihrem Rücken veranlassen. Der Vizekönig antwortete: wenn der Papst den Kaiser liebe, so solle er dem Herzog, um ihn ganz zufriedenzustellen, vielmehr auch noch Modena zurückgeben.

Eine Zumutung, die den Papst tief beleidigte. Wenn er auch zuletzt nicht eben viel geleistet hatte, so lebte ihm doch in frischer Erinnerung, welchen Anteil er vor drei Jahren an der Eroberung von Mailand persönlich gehabt. Sollte das nun bloß zum Vorteil des Kaisertums ausschlagen? Sollte das Papsttum nicht nur nicht zu der gewünschten Gebietserweiterung gelangen, sondern sogar früher besessene Städte aufgeben?

Solange die kaiserlichen Waffen in der Provence

glücklich waren, hielt Klemens an sich; kaum konnte er aber die Nachricht von dem Rückzuge Bourbons von Marseille erhalten haben, so schickte er einen Gesandten, den uns wohlbekannten Hieronymus Aleander, an den König von Frankreich; und sowie dann dieser den italienischen Boden betrat, eilte ihm der vertrauteste Minister des Papstes, Giberti, der immer für französisch gesinnt gegolten, entgegen, um mit ihm, wie sein Beglaubigungsschreiben sagt, „über Dinge und Pläne zu unterhandeln, welche sowohl des Papstes als des Königs Ehre und Nutzen betreffen". Der Gang und das Resultat ihrer Unterhandlungen ist nicht genau bekannt geworden; so viel aber wissen wir, daß es zu einem Traktat kam, in welchem die Voraussetzung vorwaltet, daß der König Mailand behalte. Für diesen Fall verspricht der König, weder Parma noch Piacenza zurückzufordern, das Salz für Mailand aus den päpstlichen Salinen zu ziehen — ein für die apostolische Kammer sehr einträgliches Vorrecht — und den Papst gegen seine rebellischen Vasallen, ohne Zweifel Ferrara, zu unterstützen. Als Giberti zurückgekommen, bemerkte man, daß er nie zum Papst ging ohne die unterscheidende Kopfbedeckung der Franzosen; die Pagen im Palast trugen sich französisch; man gestattete in Rom Werbungen für Frankreich zugunsten jenes Herzogs von Albanien, der einen Zug nach Neapel unternommen; die Deutschen am Hofe waren überzeugt, der Papst habe dem König auch Neapel und Sizilien verliehen.

Das ist nun wohl ein Irrtum: an der Herrschaft der Franzosen in Neapel konnte dem Papste nichts gelegen sein; seine Absicht war ohne Zweifel nur, eine Diversion zu begünstigen, von der sich die Herstellung des Gleichgewichts in Italien erwarten ließ; allein schon diese Absicht; sein ganzes Betragen, seine unleugbare Abtrünnigkeit im Momente der Gefahr erweckten die Feindseligkeit der kaiserlichen Feldhauptleute. Mit Verachtung wiesen sie seine Vermittelungsvorschläge zurück: „wer nicht mit mir ist", schrieb ihm der Vizekönig, „der ist wider mich". Einen päpstlichen Agenten jagte Frundsberg mit dem Schwerte von sich, und die Besorgnis vor den Wirkungen der päpstlichen Umtriebe beschleunigte die Schlacht; dem Papste allein gaben sie Schuld, daß sich auch die Venezianer so säumig gezeigt hatten, ihre Verpflichtungen zu erfüllen.

Daher machte die Nachricht von der Niederlage des Königs in Rom einen peinvollen Eindruck. Frundsberg hat wirklich geraten, dem Papste auf der Stelle zu Leibe zu gehen. Man fing im Kirchenstaate Briefe auch von den übrigen Generalen auf, die mit Drohungen erfüllt waren, und unverzüglich besetzten kaiserliche Mannschaften das Gebiet von Piacenza. Klemens VII. verhehlte es nicht, daß er sich nur durch diesen Zwang bewogen gesehen habe, den Kaiserlichen 100000 Dukaten zu zahlen und einen neuen Bund mit ihnen abzuschließen.

Unglücklicherweise ist auch dieser Vertrag nicht

authentisch bekannt geworden; aber aus den Staatsschriften, die man später wechselte, ergibt sich, daß der Papst in einigen besonderen Artikeln dieselben Bedingungen aufstellte, welche ihm der König gewährt hatte: er forderte den Salzverkauf im Mailändischen, die Anerkennung seiner Rechte auf Reggio sowie Beihilfe zu deren Ausführung. Er zweifelte nicht, daß ihm der Kaiser das gewähren werde.

Schon war jedoch das eine nicht mehr möglich. Erzherzog Ferdinand, der sich bei dem letzten Unternehmen so viele Verdienste erworben, hatte den günstigen Augenblick benutzt, mit Franz Sforza einen Vertrag zu schließen, kraft dessen das Salz für Mailand aus Österreich genommen werden sollte. Es war der erste feste Vorteil, den Österreich aus der Lombardei zog.

Auch zu dem anderen aber wollte der Kaiser sich nicht verstehen; er hatte keine Neigung, den Herzog von Ferrara anzugreifen. Überdies kamen hiebei die Lehenrechte des Reiches mit denen des römischen Stuhles in Widerstreit; der Kaiser wollte jene schlechterdings nicht aufgeben. Er nahm den Bund übrigens an; aber diese abgesonderten Artikel weigerte er sich zu ratifizieren.

„Da nun unser Herr sah," heißt es in einer späteren päpstlichen Instruktion, „daß er betrogen war, daß sein Verständnis mit dem Kaiser wider Erwarten immer schlimmer wurde, so gab er der alten Behauptung Gehör, die Absicht des Kaisers sei, Italien ganz

und gar zu unterjochen; er beschloß, sich mit denen zu verbinden, welche eine gemeinschaftliche Sache mit ihm hatten, um sich vor der Gewalt sicherzustellen, die ihm drohte".

Wir sehen, die eigentliche Streitfrage liegt in den oberitalienischen Verhältnissen. Der Papst machte Ansprüche auf Finanzerträgnisse in Mailand und eine Erweiterung seiner Macht gegen Ferrara, welche der Kaiser nicht zugeben wollte.

Bemerken wir zugleich das Verfahren Karls V. Durch seine Verträge von 1521 wäre er wohl zu einer Unternehmung, wie gegen Frankreich, so gegen Ferrara verpflichtet gewesen. Seine Verbündeten glaubten auch ihrerseits Anspruch an die Vorteile des Sieges machen zu können. Allein ihre Teilnahme war geringfügig, ihre Haltung in den letzten Momenten selbst zweideutig gewesen; der Kaiser glaubte hierdurch aller jener Verpflichtungen überhoben zu sein. Seinen Waffen allein war der Sieg zuteil geworden: er wollte auch allein den Vorteil haben; was hätte ihn bewegen können, sich neuen Gefahren auszusetzen, um Verbündete so zweifelhafter Art groß zu machen?

Das Verhältnis des Papstes war im Grunde nicht anders als das von England. Es bezeichnet den Geist dieser Zeiten, daß der Papst es war, der zuerst den Mut hatte, sich der emporkommenden Weltmacht entgegenzustellen; er besorgte, das Kaisertum möchte dem römischen Stuhle wieder zu mächtig werden: die Ideen der Wiederherstellung der italienischen Unab-

hängigkeit regten sich in ihm, wie in Julius II. Hatten die Päpste doch bisher immer den Impuls zu den großen politischen Veränderungen gegeben und ihre Absichten in der Regel durchgeführt. Klemens VII. wagte es, sich als den Mittelpunkt des Widerstandes gegen Karl V. aufzustellen.

Da mußte ihm nun vor allem anderen daran liegen, eine Aussöhnung zwischen England und Frankreich zustande zu bringen. Schon am 8. März brachte Lodovico Canossa, einverstanden mit Giberti, die Sache in Frankreich in Anregung. Am 16. März forderte dieser selbst die päpstlichen Nuntien in England auf, allen ihren Einfluß bei Heinrich VIII. und Wolsey aufzubieten, um ein gütliches Abkommen mit Frankreich zu vermitteln. Im April kannte man die Unterhandlungen schon in den Niederlanden. Sie konnten wenig Schwierigkeiten haben, zumal da der Kaiser von der Verpflichtung, sich mit der Tochter des Königs zu vermählen, immer augenscheinlicher sich zurückzog, Franz I. dagegen auf kein Abkommen ohne den guten Rat des Königs von England eingehen zu wollen erklärte. Bereits am 14. Juni zeigte sich Wolsey, wie Giberti sagt, nicht sowohl geneigt zu einer Versöhnung mit Frankreich, als von Verlangen danach entzündet. Die Nuntien versicherten am 30. Juni, daß alle Zweifel gehoben seien.

Ein zweites Moment war, daß man in Italien wieder eine respektable Stellung annahm. Zu dem Ende suchte der Papst das alte Bündnis mit der

Schweiz zu erneuern, um von dort, sobald es nötig sei, auf den ersten Wink 8000 bis 10 000 Mann kommen lassen zu können. Schon hatte er Einverständnis mit dem Herzog von Mailand und den Venezianern. Die festen Plätze, welche jener besaß, das stattliche Heer, welches diese im Stande hielten — 1000 Lanzen, 500 leichte Reiter, 10 000 Mann zu Fuß —, gaben eine treffliche Grundlage für die Entwürfe, mit denen man umging. Man bedurfte und wünschte eine Verbindung mit Frankreich; aber die erste Bedingung des Vertrages sollte sein, daß diese Macht auf alle italienischen Ansprüche Verzicht leiste, auf die mailändischen zugunsten Sforzas, auf die neapolitanischen zugunsten des Papstes: dann werde auch Italien — denn dieser Name erscheint jetzt wieder — ein stattliches Kriegsheer zur Befreiung Franz' I. ins Feld stellen.

Wirklich erhob man sich in der Umgebung des Papstes zu der Hoffnung, die Franzosen auf immer entfernthalten, die Spanier wieder verjagen, Italien in einen Zustand wiederherstellen zu können, wie er vor dem Jahre 1494 gewesen war. Das Gefühl der Nationalität, das sich schon öfter geregt und vorzüglich in der literarisch-künstlerischen Kultur, deren man sich bewußt war, seine Nahrung fand, bemächtigte sich der Gemüter. Der Papst war sehr geneigt, sich an die Spitze des Unternehmens zu stellen.

Und in dem zeigte sich schon eine Aussicht, auf das rascheste zum Ziele zu kommen.

Gleich nach der Schlacht von Pavia waren Mißverständnisse zwischen den kaiserlichen Heerführern ausgebrochen: Lannoy, der an jenem Tage selbst das wenigste geleistet, empfing die meisten Beweise persönlicher Gnade und nahm sich endlich heraus, den gefangenen König, einem Beschluß der übrigen geradezu entgegen, auf eigene Hand nach Spanien zu führen. Hierüber war jedermann mißvergnügt. Pescara, der sein Verdienst überhaupt nicht, wie er wünschte, anerkannt sah, bat um seinen Abschied, um, wie er sagte, in irgendeinem Winkel der Erde, „fern von Verdacht und von Krieg", sein Leben zu beschließen.

Auch den Italienern ward dies bekannt, und es lag in der Tat nicht fern, darauf einen Entwurf zu gründen. Hatte nicht vor kurzem der erste Ritter und Feldherr von Frankreich das Beispiel des Abfalls gegeben? War es so unmöglich, Pescara zu einem ähnlichen Schritte zu veranlassen? Er war doch auch in Italien geboren und im nächsten Sinne ein Italiener.

Welch einen unberechenbaren Erfolg aber mußte es haben, diesen Mann zu gewinnen! Er war der kriegsgeübteste, fähigste Feldhauptmann des Kaisers; in allen Feldzügen hatte er bisher das beste getan; mit dem spanischen Fußvolk machte er, was er wollte. Mit dem General hätte man den besten Teil der Armee herübergezogen; der Rest wäre dann leicht zu vernichten gewesen.

Und einen herrlichen Preis hatte man ihm anzu-

bieten. Man wollte die Spanier aus Neapel und Sizilien vertreiben; unmöglich konnte es der Papst selbst verwalten, verteidigen; man faßte die Idee, den Abfall Pescaras mit dieser Krone zu belohnen. Seine Tat selbst hätte ihn auf das engste an die italienischen Mächte geknüpft: mit einem Schlage wäre die Einheit und Freiheit Italiens erfochten gewesen.

Hieronymus Morone, der vertraute Minister des Sforza, der die Wiederherstellung seines Herrn mit so viel Verstand vorbereitet und mit so großer Tätigkeit befördert hatte, der auch jetzt die Fäden der Umtriebe in seiner Hand vereinigte, faßte sich eines Tages das Herz, dem Marchese die Eröffnung zu machen. Er ließ sich von ihm im voraus sein Ehrenwort geben, ewig geheimhalten zu wollen, was er ihm sagen werde. Nachdem er dann die politische Lage von Europa erörtert, kam er auf die Möglichkeit, die sich den Italienern, zu denen auch Pescara gehöre, darbiete, sich von dem fremden Joche zu befreien; er sprach von dem Zutrauen, das man zu ihm gefaßt, der Tat, die man von ihm erwarte; er nannte endlich den Preis, den man ihm dafür zudenke.

Gar mancherlei widersprechende Bewegungen mag dieser Antrag in Pescara angeregt haben. Die Aussicht, die sich ihm darbot, war glänzend, unermeßlich: er empfand doch wirklich Mißvergnügen über den Hof; dagegen entrüstete ihn die Treulosigkeit der Italiener, sein altspanisches Blut wallte ihm auf; zugleich leuchtete ihm die Notwendigkeit der Sache ein,

er fühlte den Trieb, ihr auf den Grund zu kommen. Der verschlagene Kriegsmann, der so manchen Feind im rechten Moment überrascht und sich nie in seinem Leben bloßgegeben, nahm sich auch diesmal zusammen. „Es ist etwas Großes," entgegnete er Morone, „was Ihr mir da sagt; nicht minder groß ist, daß Ihr mir es sagt." Er gab zu, daß er Ursache zum Mißvergnügen habe: „aber keine Unzufriedenheit der Welt," fuhr er fort, „könnte mich vermögen, wider die Gesetze der Ehre zu handeln. Sollte ich mich vom Kaiser lossagen, so müßte es auf eine solche Weise geschehen, daß der beste Ritter sich nicht besser zu betragen vermöchte. Ich täte es nur, um den Kaiser zu beweisen, daß an mir mehr gelegen ist, als an gewissen Leuten, die er mir vorzieht." Ausdrücke, in denen Morone eine nur wenig verhüllte, gar nicht zu bezweifelnde Hinneigung zu erkennen glaubte. Zusammentreffend mit den günstigen Nachrichten von Frankreich und England, beflügelte diese Meinung alle Entwürfe. „Ich sehe die Welt sich umwandeln," ruft Giberti aus, „Italien wird aus dem tiefsten Elend zum höchsten Glück aufsteigen." Man ließ Schriften ausarbeiten, um die Skrupel Pescaras vollends zu heben; Kuriere brachen auf, um den verbündeten Höfen Mitteilungen zu machen. Man wollte unverzüglich an das Werk gehen.

War aber die Sache auch wirklich dazu angetan, um zum Ziele zu führen?

Das größte Gut einer Nation, ihre Unabhängigkeit,

kann, wenn sie jemals verloren worden, nur durch eine allgemeine Anstrengung aller Kräfte des inneren und des äußeren Lebens wiedererrungen werden. Hier war ein Bedürfnis dafür nur erst in den literarischen Kreisen erwacht; die Masse der Nation war davon noch nicht ergriffen; ein militärisches Selbstgefühl, welches beleidigt gewesen wäre, hatte sie nicht; vom verletzten Rechte war ebensowenig die Rede: das Recht des Kaisers war uralt und unbestreitbar. Daher zählten auch die Führer nicht auf die eigentliche Nation. Sie dachten sich vor allem der günstigen Lage der Umstände, fremder Kräfte, des unerwarteten Abfalles zu bedienen; eine glückliche Kombination der Politik sollte alles ausrichten.

Gar bald aber zeigte sich dies zweifelhaft.

Von den Franzosen bemerkte Giberti schon im September 1525, ihre Absicht sei wohl nur, sich der Verbindung mit Italien zu bedienen, um eine günstige Abkunft mit dem Kaiser zu treffen.

Indem man ferner auf den Abfall des kaiserlichen Heerführers zählte, vernahm man, daß im Mailändischen an den Festungen gearbeitet werde; ein nach Frankreich abgefertigter Kurier verschwand in diesem Gebiete; ja, vom spanischen Hofe trafen Erklärungen ein, welche eine Andeutung der Sache durchblicken ließen. Man wußte nicht, was man denken sollte. War Morone ein Verräter? Aber welchen Vorteil konnte er sich versprechen, der den Haß aufgewogen hätte, den er von Italien erwarten mußte? Oder

spielte Pescara eine doppelte Rolle? „Ich kann es nicht glauben," sagt Giberti. „Was er für den Kaiser getan, konnte man ihm mit keinem Königreiche vergelten: sollte er sich die Gnade desselben bei dieser Gelegenheit wieder erbetteln wollen? Es wäre eine Sünde, zu denken, daß in einer so edlen Seele ein so niedriger Gedanke Platz finden könnte."

Dennoch war eben dies der Fall.

Pescara war in Italien geboren; aber er hatte die Seele eines Spaniers. Alle seine Voreltern hatten dafür gelebt, die aragonesisch-spanische Herrschaft in Italien zu begründen. Sein Urgroßvater, Ruy Lopez de Avalos, hatte sich an Alfons V. angeschlossen; dessen Sohn, Inigo, war der Vertraute dieses Königs gewesen; Inigos Sohn, Alonso, war bei dem Angriff der Franzosen durch die Hand eines Mauren umgekommen; auf der Fortsetzung dieser Bestrebungen beruhte das Dasein auch Pescaras. Er lebte und webte in der Anführung der spanischen Fußvölker, die ihm anvertraut war; er kannte seine Leute alle bei Namen; er nahm ihnen nichts übel, selbst nicht die verbotene Plünderung, und schonte sie, solange es irgend möglich; es war ihm genug, wenn sie nur in der entscheidenden Stunde tapfer aushielten, wie sie das taten: er fühlte sich glücklich und ruhmvoll, wenn er vor ihnen herschritt, mit breiten Schuhen, wie die Deutschen, weithinwehenden Federn auf dem Hut, das bloße Schwert mit beiden Händen vor sich hin haltend. Die Italiener dagegen haßte er: er hielt

sie für feig und unzuverlässig; es kam wohl vor, daß er bei der Eroberung einer Stadt alle italienischen Soldaten niedermachen ließ. Warum, fragte man ihn, da es doch seine Landsleute seien? „Eben darum," antwortete er, „weil sie es sind und dem Feinde dienen." Wie er in der Kriegführung eine angeborene Kühnheit durch bedächtige Vorsicht im Zaum hielt, so war er ehrgeizig, trotzig, hochfahrend, aber innerhalb der Schranken der Loyalität.

Mehr, als man glaubt, nährt sich die Seele von Idealen. Ideen, wie sie in Italien aus dem Studium des klassischen Altertums hervorgingen, waren ihm völlig fremd; die Vorstellungen persönlicher Hingebung und Treue dagegen, welche dem Feudalstaate zugrunde liegen und von denen man sich in Italien zuerst losgerissen hatte, beherrschten seine Gedanken, sein Gemüt. Im Umgange mit dem Helden der spanischen Romantik war er aufgewachsen; er mochte sich vorkommen wie der Cid, der, von seinem Könige beleidigt und verwiesen, ihm doch unaufhörlich treu bleibt, ohne seine stolze Haltung darum einen Augenblick einzubüßen. Dem italienischen Wesen, welchem sein Nationalgefühl aus der klassischen Bildung entsprang, das aber zugleich die politische Moral der Zeiten des Mittelalters aufgegeben hatte, trat hier das Bewußtsein des Rittertums und der feudalen Ehre entgegen: — gewiß, sie erhob sich noch einmal; aber dabei verriet sie zugleich, daß sie von der Welt des Machiavell berührt worden. Eine so hohe sitt-

liche Bildung hatte Pescara nicht, um dem Antrage, der ihm geschah, mit dem Widerwillen zu begegnen, den derselbe verdiente. Er dachte wohl, indem er ihn vernahm, Morone sei wert, zum Fenster hinausgeworfen zu werden; aber er besann sich sogleich, daß man den Plan vollständig kennen lernen müsse, um ihn zu vereiteln. Indem er nun das Verständnis unterhielt, teilte er doch die Sache gleich am ersten Tage dem kaiserlichen Kommissar und seinen beiden Mitbefehlshabern, Bourbon und Leiva, mit; unverweilt schrieb er nach Innsbruck um Hilfe und sendete einen Kurier mit der Nachricht nach Spanien. Während sich Giberti in seinem Traume von den Gärten der neuen Freiheit wiegte, war er schon verraten.

Im September gab der Kaiser dem Marchese Vollmacht, in dem vorliegenden Falle zu verfahren, wie er für notwendig halte.

Da war nun nichts unumgänglich notwendiger, als in Mailand selbst festen Fuß zu fassen und von allen Rechten des Sforza zu abstrahieren. Die kaiserlichen Generale meinten, ohne das Verständnis des Marchese würden sie sämtlich verloren gewesen sein.

Zuerst ward Morone festgenommen: es geschah am 14. Oktober 1525, als er Pescara einen vertraulichen Besuch machte — bei welcher Gelegenheit Leiva, hinter einer Tapete versteckt, ihr Gespräch vernommen hatte — und sich von da nach Hause begeben wollte. Doch bat Pescara den Kaiser, ihm die Freiheit dieses Mannes zu schenken, der noch sehr nütz-

lich werden könne, wenn man sich seiner einmal bedienen wolle.

Hierauf forderte Pescara den Herzog auf, die festen Plätze des Herzogtums den kaiserlichen Truppen zu überantworten: denn das mache der Dienst des Kaisers notwendig. Der Herzog, seines Ministers beraubt, seiner Schuld sich bewußt, wagte es nicht, abzuschlagen, zumal da man ihm die festesten, Mailand und Cremona, noch ließ.

Allein nur so lange schwieg man von diesen, bis die ersteren eingenommen waren; nachdem es dahin gekommen, verlangte Pescara auch die Kastelle von Cremona und Mailand. Der Herzog machte Einwendungen. Pescara erwiderte, er wisse aus den Briefen des herzoglichen Bevollmächtigten in Rom, Domenico Sauli, daß Se. Exzellenz dort ihre Person und ihren Staat zum Zweck der Befreiung Italiens vom kaiserlichen Kriegsvolk angetragen, und bestand darauf, daß wenigstens von den Befehlshabern der Kastelle dem Kaiser der Eid der Treue geleistet werde. Da Sforza nicht nachgab, trug Pescara kein Bedenken, Gewalt zu brauchen. Er nahm Cremona in Besitz, und gegen das Kastell von Mailand schritt er zur Belagerung. Dreitausend Deutsche waren dabei beschäftigt. Zugleich eröffnete er einen Prozeß wegen Felonie gegen den Herzog. Den Kaiser ließ er wissen, Gott und die Welt und die gesunde Vernunft verlange, daß er Mailand jetzt für sich behalte. Der Kaiser war entschlossen, dem Prozesse seinen

Fortgang zu lassen und nach dem richterlichen Spruch, der freilich nicht zweifelhaft sein konnte, zu verfahren.

Dahin führte dieser erste Versuch der Italiener, sich von dem fremden Kriegsvolke zu befreien. Wie sie dabei vor allem auf den Abfall Pescaras gerechnet, so scheiterte ihr Unternehmen an der Treue, mit der dieser an dem Kaiser hielt. Jetzt konnte der Kaiser wirklich daran denken, Mailand zu behalten.

Doch war die Sache noch nicht entschieden. Der allgemeine Widerwille, der sich jetzt dem kaiserlichen Kriegsheere, das auf Kosten der Einwohner lebte, auch in der Lombardei entgegensetzte, die Hartnäckigkeit, mit der sich das Kastell von Mailand verteidigte, gaben noch Hoffnung, was mit List nicht gelungen, mit offener Gewalt zu erreichen. Es kam hinzu, daß der General, den man am meisten fürchtete und nunmehr mit gutem Grunde am heftigsten haßte, Pescara, eben damals starb. Vor allem aber: die große Streitfrage zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich ward in Spanien auf eine Weise behandelt, daß sich eine neue allgemeine Bewegung mit Bestimmtheit voraussehen ließ.

Offenbar schlug der Kaiser, wiewohl er auf die englischen Pläne nicht einging, doch auch den Vorteil, der ihm selber aus der Gefangenschaft des Königs erwachsen konnte, zu hoch an. Ich will nicht davon reden, daß er sich großmütiger hätte betragen sollen, obwohl ich dafür halte, daß es ganz wahr ist:

diese Eigenschaft, seinen Feinden durch eine freie und herzliche Bewegung der Seele verzeihen zu können, lag überhaupt nicht in seiner Natur; allein es läßt sich auch behaupten, daß er die Sache nicht richtig ansah. Mailand und Genua hatte er erobert, und die Gefangenschaft des Königs konnte er vielleicht benutzen, um ihn zur Verzichtleistung auf seine italienischen Ansprüche zu vermögen. Dem Königreiche Frankreich selbst jedoch hatte er keinerlei Vorteil abgewonnen: sein Anfall war vollständig zurückgeschlagen worden. Dennoch forderte er hartnäckig und gebieterisch die Herausgabe von Burgund. Weder die Krankheit, in welche der König aus Mißmut verfiel, noch die Unterhandlung seiner Schwester, die deshalb nach Spanien gereist war, noch die Deduktionen seiner Räte machten auf Karl den mindesten Eindruck. Auf keine Entschädigung wollte er sich einlassen; er forderte das Stammgut zurück, wovon er Namen und Wappen trage. Dazu aber war doch sein Sieg lange nicht vollständig genug. Das Prinzip der Einheit und Nationalität, das sich in Frankreich mächtig und mächtiger erhob, hatte sich selbst bei dem Abfall des Konnetable unverletzt erhalten; von dem Verlust in Italien ward es wenig berührt. So sehr die Mutter des Königs die Rückkunft ihres Sohnes wünschte, so sagte sie doch, es sei besser, er bleibe ewig in Gefangenschaft, als daß das Reich zerstückelt werde.

Ein reinerer Begriff von Sittlichkeit und Würde hätte nun wohl auch den König veranlassen sollen,

lieber seine Gefangenschaft zu erdulden, als auf Bedingungen einzugehen, welche er im voraus entschlossen war, nicht zu halten. Allein das hieß, zu viel von ihm fordern; er fand seinen Zustand unerträglich und wollte um jeden Preis frei sein.

Endlich, am 14. Januar, unterzeichnete er die ihm von dem Kaiser vorgelegten Bedingungen: er versprach, auf alle seine italienischen Ansprüche, auf die Oberherrlichkeit über Flandern und Artois, auf seine Verbindungen mit den Gegnern des Kaisers in Deutschland, Württemberg, Geldern, mit Robert von der Mark, Verzicht zu leisten; er willigte ein, Burgund herauszugeben; er wies die Idee, als werde damit aller Hader am Ende sein, nicht von sich und verlobte sich mit der Schwester des Kaisers, der verwitweten Königin von Portugal; — aber an demselben Tage, in derselben Stunde, einen Moment zuvor, hatte er insgeheim eine Protestation unterzeichnet, in der er erklärte, daß er den Vertrag nur durch Gewalt gezwungen annehme, daß alles, was darin bedungen werde, null und nichtig sei und bleibe, daß er nichtsdestominder alle Rechte seiner Krone zu behaupten gedenke.

Seine Religionsbegriffe ließen zu, daß er hierauf doch bei einem feierlichen Hochamt, die Hand auf das Evangelium, den Eidschwur leistete, den Vertrag nicht brechen zu wollen, keinen Tag seines Lebens.

Auf der einen Seite ließ er nun den päpstlichen Legaten wissen, daß er den Vertrag nicht halten

werde: schon dort in Spanien trug er, der König, selbst auf eine Verbindung mit den italienischen Mächten an; zugleich aber ging er nach Illescas, um seine Verlobung mit der Schwester des Kaisers zu feiern, die auf der Voraussetzung der Ausführung des Traktates beruhte.

Der Kaiser und der König sahen sich hierauf öfter, ritten miteinander über Feld, ließen sich in einer Sänfte tragen und nannten sich Brüder. Als sie sich voneinander trennten, bei einem aufgerichteten Kruzifix in der Nähe von Illescas, wo die Wege nach Toledo und Madrid sich scheiden, sagte der Kaiser: „Bruder, denkt daran, was wir einander zugesagt." Der König antwortete: „Ich wollte die Artikel hersagen, ohne in einem Wort zu fehlen." „Sagt mir die Wahrheit," fuhr Karl fort, „seid Ihr willens, sie zu halten?" Franz versetzte: „Nichts in meinem Reiche soll mich daran hindern." Der Kaiser bemerkte hierauf: „Eins bitte ich Euch: wollt Ihr mich in etwas hintergehen, so betreffe es nicht meine Schwester, Eure Braut; denn diese," setzte er hinzu, „würde sich nicht rächen können".

Man sieht, welche Ungewitter hinter dieser Vertraulichkeit schlummerten.

Auf einer Barke auf der Bidassoa wurde hierauf König Franz gegen seine beiden Söhne, den Dauphin und den nachmaligen König Heinrich II., die als Geiseln seiner Zusage dienen sollten, ausgewechselt. „Sire," sagte Lannoy, „jetzt ist Euere Hoheit frei;

erfülle sie nun auch, was sie versprochen!" „Es wird alles erfüllt werden," sagte der König und sprang in die französische Barke. Jetzt war er wieder bei den Seinen und sah sich von der Verehrung empfangen, die er so lange entbehrt; jetzt kam er wieder zu dem vollständigen Gefühle seines Selbst; er stieg, als er an das Land trat, auf ein bereitstehendes türkisches Pferd; er rief aus: „Ich bin der König, der König," und jagte davon.

Diesen Moment hatten nun die Italiener erwartet. Als dem Papste die Bedingungen des Madrider Friedens mitgeteilt waren, erklärte er seine Zustimmung, vorausgesetzt, daß der König dieselben nicht beobachte; der einzige Unterschied werde dann sein, daß der Kaiser dessen Söhne anstatt seiner selbst in Gewahrsam habe, was ihm wenig helfen könne. Jetzt sprach er den König Franz von seinem Eide frei; er ließ ihm in Gemeinschaft mit den Venezianern vorstellen, welch ein treffliches Heer schon im Felde stehe, wie es gar nicht so schwer fallen werde, bessere Bedingungen zu erzwingen; — wenn er nur entschlossen sei, zur Erledigung seiner Söhne und zur Befreiung Italiens die Waffen zu ergreifen, so würden auch sie Männer sein und sich nicht der Willkür des Kaisers überlassen.

Einen Augenblick zögerte der König noch, diesen Bund einzugehen. Er ließ die Notabeln von Burgund zusammenrufen, und auf ihre Erklärung, dem Könige von Frankreich stehe kraft der alten Verträge der

Provinz mit der Krone gar nicht das Recht zu, sie abzutreten, sich stützend, machte er dem Kaiser aufs neue den Vorschlag, sich mit einer Summe Geldes zu begnügen. Er mochte glauben, die Gärung in Italien werde ihn vermögen, darauf einzugehen.

Vergegenwärtigen wir uns aber die Lage des Kaisers. An seinem Hofe, bei seinen geschäftskundigsten Staatsmännern, erprobtesten Dienern hatte der Traktat vielen Widerspruch gefunden, nicht sowohl weil die Forderung zu weit gehe, als weil die Sicherheit desselben zu gering sei; man sagte, bei aller seiner scheinbaren Offenheit wisse König Franz seine wahren Gedanken in einer unergründlichen Tiefe zu verschließen; er werde diese Übereinkunft nimmermehr beobachten; es seien Bedingungen, für Knaben zum Spielen gemacht, aber nichts weiter. Karl V. hatte dennoch abgeschlossen, eine geheime Besorgnis, die sich auch in ihm regte, unterdrückt; — er hatte bereits einen Gouverneur von Burgund ernannt, der auf dem Wege dahin war; seine Schwester wartete in Vittoria auf die Vollziehung des Vertrages, um sogleich als Königin in Frankreich einzuziehen; — da erhielt er nun diesen Antrag, denselben, den er schon früher von sich gewiesen; er sah, daß man ihn durch die Furcht vor den italienischen Feindseligkeiten nun doch zu zwingen gedachte; das Bewußtsein, die Sache nicht ganz gut geführt zu haben, der Verdruß, betrogen zu sein, das beleidigte Gefühl ritterlicher Ehre, der Stolz der Macht erhoben sich zugleich in ihm. Er ant-

wortete, wenn der König gehindert werde, die Bedingungen seiner Befreiung zu erfüllen, so möge er in die Gefangenschaft zurückkehren, wo man dann eine andere Übereinkunft treffen wolle.

Früher war es wohl ein und das andere Mal geschehen; jetzt waren solche Zeiten vorüber.

Der König trug kein Bedenken, seinen Bund mit den Italienern am 22. Mai 1526 zu Cognac abzuschließen. Der Kaiser sollte die französischen Prinzen gegen ein Lösegeld herausgeben, Mailand an Franz Sforza überlassen, die italienischen Staaten überhaupt in den Zustand herstellen, in welchem sie vor Ausbruch der Feindseligkeiten gewesen; ja, er sollte den Zug zu seiner Kaiserkrönung nur mit so viel Truppen unternehmen dürfen, als der Papst und Venedig gestatten würden; man wollte ihn wieder behandeln wie einst Maximilian. Man beschloß, ihm diese Bedingungen vorzulegen, mit einem gewaltigen Heere gerüstet; und weigere er sich, sie anzunehmen, — woran kein Zweifel sein konnte, — ihn auch aus Neapel zu vertreiben, über welches alsdann der Papst zu verfügen sich vorbehielt.

Es war ein Bund des ganzen westlichen Europa gegen die Folgen der Schlacht von Pavia, gegen die Übermacht, die Absichten und das Glück des Hauses Burgund. Auch in England war man damit einverstanden. König und Kardinal forderten Franz I. auf, Verpflichtungen nicht zu erfüllen, die ihn zu einem Knechte von Spanien machen würden; sie taten alles

dafür, die Ligue zu befördern, obwohl Heinrich VIII. es nicht für ratsam hielt, selber einzutreten.

In der Umgebung des Papstes erwachten die Ideen, die man vor dem Jahre gehegt, mit verdoppelter Stärke. Es galt jetzt nicht mehr einen Kampf der beiden Fürsten um die Oberherrschaft in Italien: König Franz wollte sich mit Asti und der Lehnsherrlichkeit über Genua begnügen; man hoffte wirklich, Italien in den Zustand herzustellen, in welchem es vor 1494 gewesen war. Die Venezianer zeigten sich dafür so begeistert, wie man es in Rom war; ihr Gesandter, Franz Foscari, rühmt sich, er sei es, der den Papst bei seinem Entschlusse festgehalten habe; sie verstiegen sich zu den äußersten Versprechungen. Über die Florentiner disponierte der Papst ohnehin; auch von Piemont hörte man, der Herzog wünsche sich der kaiserlichen Übermacht zu entledigen. Auf die Hilfe der Franzosen glaubte man mit Bestimmtheit zählen zu können, da der König selbst ein so großes Interesse an dem Kriege hatte; man rechnete mehr als je auf die Schweizer, weil der französische und der päpstliche Einfluß auf den Tagsatzungen zusammenwirken werde; man hoffte, der König von England werde die Protektion des Bundes übernehmen, die man ihm antrug, oder sich doch wenigstens zu Geldzahlungen herbeilassen. Sollte das kaiserliche Heer so vielen Kräften zu widerstehen vermögen? Noch immer hielt sich Franz Sforza in dem Kastell von Mailand; in dem Volke bereitete sich alles zum

Aufruhre; man meinte, den Kern der kaiserlichen Truppen hier zur Stelle vernichten zu können. Alle Briefe des Datario Giberti, der sich nun endlich in einer Stellung sah, wie er sie immer gewünscht hatte, atmen die Entschlossenheit, die ein großartiges Unternehmen einflößt. Im Juni 1526 ließ der Kaiser dem Papste noch einmal die glimpflichsten Bedingungen vorschlagen; Klemens VII. wies sie, weil er bereits gebunden sei, völlig von der Hand.

Noch einmal brach der offene Krieg zwischen den beiden höchsten Gewalten aus.

Diesmal aber, auf der Stufe, auf welcher die Weltentwickelung nunmehr angekommen war, sollte sich zeigen, daß dem Kaiser noch andere Waffen zu Gebote standen als bisher. Er entschloß sich, sie zu brauchen.

Zweites Kapitel.

Reichstag zu Speier im Jahre 1526.

Schon an und für sich mußten die italienischen Ereignisse eine nicht geringe Rückwirkung auf Deutschland ausüben.

Der Angriff auf den Kaiser war zugleich ein Angriff auf die Rechte des Reiches, und sehr wohl hob Karl hervor, wie in dem Traktate von Cognac des Reiches gar nicht mehr gedacht, wie es gleichsam als aller seiner Rechte schon verlustig gegangen betrachtet werde. Alle die Jahre daher waren es die deutschen Streitkräfte gewesen, welche seine Siege in Italien entschieden hatten. In dem gefährlicher als je ausbrechenden Kriege war er nochmals auf sie angewiesen. Es konnte der Nation nicht gleichgültig sein, ob das Reich in Italien wieder etwas zu bedeuten haben würde oder nicht.

So wichtig das aber auch ist, so war es doch im Grunde nur die minder bedeutende Seite.

Das Leben der Nation bewegte sich ohne Vergleich mehr in den geistlichen Angelegenheiten, in den großen Fragen, welche die geistige Zukunft der Welt in sich enthielten. Wir wissen, welch mächtigen Einfluß die politischen Verhältnisse vom ersten Anfang an bei dem

Kaiser auf deren Behandlung ausgeübt hatten; das Edikt von Worms, die Zurücknahme der Versammlung zu Speier waren eine Frucht seiner Verbindung mit dem Papste gewesen; dem zu Liebe hatte er eine so streng altkirchliche Haltung angenommen; es mußte sich zeigen, ob er dieselbe nun auch behaupten würde.

Im Frühjahr 1526 ließ sich noch alles so an, als würde er um kein Haar breit davon abweichen. Heinrich von Braunschweig, der damals in Spanien angelangt war, brachte Erklärungen des Kaisers aus, die so entschieden lauteten wie jemals.

In der Tat war er in einem Momente eingetroffen, der für die Anträge, welche er in seinem und seiner Freunde Namen machte, nicht günstiger hätte sein können.

Der Friede von Madrid war geschlossen, und man war am Hofe überzeugt, daß die große französische Streitigkeit damit auf immer abgetan sei. Schon faßte man auf diesem Grunde Absichten nach der deutschen Seite hin. Sehen wir den Frieden näher an, so enthält er nicht allein eine Ausgleichung der politischen und persönlichen Zwistigkeiten, sondern zugleich eine Verabredung zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung, wie gegen die Türken, so auch „gegen die Ketzer, die sich vom Schoße der heiligen Kirche losgerissen"; die beiden Fürsten, die ihn schlossen, fordern den Papst bereits auf, durch kirchliche Zugeständnisse dazu mitzuwirken. Der Willkür des Kaisers ward es anheimgestellt, mit welcher Unter-

nehmung er den Anfang machen, wann er dazu schreiten wolle. Es war das eigene freiwillige Anerbieten des Königs Franz, wenn der Kaiser gegen die Ungläubigen oder gegen die Lutheraner Krieg führen wolle, die Hälfte der Kosten zu tragen und persönlich mitzugehen.

In den Tagen nun, in welchen man am kaiserlichen Hofe noch an die Vollziehung des Traktates glaubte, der König in sein Reich zurückkehrte, Leonora sich in Vittoria bereitete, ihm nachzureisen, Oranien-Burgund in Besitz zu nehmen, in Sevilla, wo der Kaiser soeben unter allem Apparat kirchlicher Pracht sich mit der portugiesischen Prinzessin vermählt hatte — ein päpstlicher Legat fungierte bei der feierlichen Zeremonie —, ward auch über die Anträge des Herzogs Heinrich am Hofe beratschlagt. Sie waren höchst willkommen; er empfing den günstigsten Bescheid. Der Kaiser erließ am 23. März 1526 eine Mahnung an einige Fürsten und Herren im Reiche, bei dem alten Glauben zu beharren und auch bei ihren Nachbarn dahin zu wirken, damit es einmal möglich werde, die ketzerische Lehre, welche die Ursache aller Unruhen sei, wieder zu vertilgen. Er belobt darin das antilutherische Bündnis, das zwischen Herzog Heinrich, Herzog Georg, Kurfürst Albrecht und einigen anderen Fürsten geschlossen worden. Er kündigt an, in kurzem nach Rom gehen und dann alle Anstalten treffen zu wollen, um die Ketzerei gründlich auszurotten. An die Grafen von Nassau und König-

stein, den Bischof von Straßburg, Herzog Erich von Kalenberg gelangten Mahnungen dieser Art. Die ersten sollten mit den Grafen am Rheine, im Westerwalde und in dem Niederlande, der zweite mit den oberdeutschen, der dritte mit den niederdeutschen Fürsten unterhandeln. Wir sehen: der Kaiser ging vollkommen auf die Ideen der altgläubigen Partei in Deutschland ein; auch nahm man, sowie Herzog Heinrich anlangte, ungewohnten Mut bei derselben wahr. Herzog Georg soll gesagt haben, wenn er wolle, könne er Kurfürst von Sachsen werden. Sein Kanzler ließ eines Tages in Torgau vernehmen, die lutherische Sache werde nicht lange Bestand haben: man möge wohl zusehen, was man tue.

Notwendig aber veranlaßte das nun auch die entgegengesetzte Partei, alle ihre Kräfte zusammenzunehmen, wie sie denn dazu schon einige Fürsorge getroffen. Jener Bund, der am Ende des vorigen Jahres besprochen worden, war nunmehr wirklich zustande gekommen.

Man nennt ihn gewöhnlich den Torgauer Bund; in Torgau hat man ihn aber nur von sächsischer Seite ratifiziert; geschlossen ward er gegen Ende Februar 1526 zu Gotha.

Hier kamen nach der in Augsburg genommenen Abrede der beiderseitigen Gesandten der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen persönlich zusammen und vereinigten sich, einander mit allen ihren Kräften beizustehen, im Falle sie wegen des

göttlichen Wortes oder der Abschaffung der Mißbräuche angegriffen würden. Dem ersten Entwurfe zufolge sollte die Einigung nur so lange dauern, „bis auf nächsten Reichstag eine christliche Gleichmäßigkeit angenommen werde"; diese Bestimmung mochte aber denn doch zu beschränkend scheinen, und man ließ sie weg. Dagegen setzte man hinzu, man werde einander die nötige Hilfe leisten „auf eigene Kosten und Schaden". Da die regierenden Fürsten persönlich verhandelten, so ist kein Protokoll über ihre Konferenzen aufgenommen worden; aber so viel sehen wir, daß man sich im Gange der Verhandlung immer enger aneinanderschloß.

Mit einer Verbindung zweier einzelner Fürsten, wiewohl sie zu den mächtigsten gehörten, war jedoch noch wenig geschehen; man beschloß zugleich, wie das schon früher die Absicht gewesen war, so viel wie möglich andere Reichsstände hinzuzuziehen. Von den beiden Fürsten ging ein jeder die zunächst mit ihm Befreundeten und alten Verbündeten deshalb an, Philipp die oberländischen, Kurfürst Johann die niederdeutschen.

Sie hatten aber hiebei sehr verschiedenen Erfolg.

In den Oberlanden war die Stimmung einem eigentlichen Bündnisse noch nicht günstig. Auf dem letzten Reichstage hatten die Nürnberger sich geneigt gezeigt; in Gotha jedoch erklärten sie, „noch zurzeit auf Kaiserliche Majestät und den nächsten Reichstag

ihr Aufsehen zu haben". Sie fürchteten, der Kaiser möchte eine Ungnade auf sie werfen und sie ihren Feinden überlassen. Der Landgraf wendete sich an Frankfurt, allein der Rat lehnte den Antrag ab; und sich mit der Gemeinde zu verbinden, von der man dem Landgrafen allerdings versicherte, sie werde den Rat zu nötigen wissen, wäre doch allzu mißlich gewesen. An den Kurfürsten von Trier war nicht mehr zu denken; er verließ in diesem Augenblicke die Stellung in der Opposition, die er bisher behauptet hatte, und nahm eine Pension von 6000 Gulden von dem Kaiser und dessen Bruder an. Da war auch der Kurfürst von der Pfalz nicht zum Abschluß zu bringen; bei einer neuen Zusammenkunft mit dem Landgrafen ließ er wohl vernehmen, daß er in der Sache Leib, Gut und Vermögen wagen wolle; das ihm angetragene Bündnis ging er jedoch nicht ein; erst auf dem Reichstage gab er dazu Hoffnung; auch gegen den Entwurf selbst machte er einige Einwendungen.

Dagegen hatten nun die Unterhandlungen des Kurfürsten von Sachsen in Niederdeutschland den besten Fortgang. Es gab hier eine ganze Anzahl Fürsten, die sich von jeher an das Haus Sachsen gehalten hatten, zum Teil die nächsten Verwandten desselben. Nach einigen vorbereitenden Verhandlungen, auf die Aufforderung des Kurfürsten, kamen die Herzöge Ernst von Lüneburg, Philipp von Grubenhagen, Heinrich von Mecklenburg, Fürst Wolf von Anhalt, Graf Albrecht von Mansfeld Anfang Juni nach

Magdeburg. An dem bestimmten Tage, dem 9. Juni, traf dann auch Kurfürst Johann mit seinem Sohne und seinem Vetter zu Lüneburg ein. Alle waren durch jene Mahnungen erschreckt, die der Kaiser von Sevilla erlassen, und die nun erst bekannt geworden waren. Am 10. Juni eröffnete man die Verhandlungen; Kursachsen führte das Wort. Die Versammelten wurden auf die Gefahr aufmerksam gemacht, welche aus jener Verbindung zu Mainz und aus diesem Erlasse hervorgehe, auf die Notwendigkeit, am nächsten Reichstage einmütige Erklärungen abzugeben; dann ward ihnen die Übereinkunft zwischen Sachsen und Hessen vorgelegt und der Vorschlag gemacht, derselben beizutreten. Sie waren alle dazu willig: am 12. Juni unterzeichneten sie das Bündnis, wie es zu Gotha entworfen, zu Torgau ratifiziert worden war, und hingen ihre Siegel daran.

Besonders merkwürdig ist es, daß die Fürsten es nicht verschmähten, auch eine Stadt in ihren Bund aufzunehmen, die zwar große Freiheiten genoß, aber doch keineswegs als reichsunmittelbar gelten konnte, eben Magdeburg selbst, wo sie sich versammelten. Sie war ihnen als ein Mittelpunkt für alle niederdeutschen Gebiete wichtig; überdies mußten sie wünschen, daß sie sich gegen den Erzbischof selbständig behaupten möchte.

So bildete sich zuerst eine kompakte evangelische Partei; im Angesicht der durch die Verbindung des Kaisers mit ihren Gegnern ihnen drohenden Gefahr

vereinigte sie sich, die erkannte Wahrheit zu verteidigen, vor allem auf dem nächsten Reichstage jeden widrigen Beschluß zu verhindern. Es war eine Erweiterung der alten sächsischen Allianz durch religiöse Motive.

Dergestalt hatte man sich auf beiden Seiten zu einem entscheidenden Kampfe gerüstet, als man im Sommer 1526 in Speier zusammenkam.

Gleich die Proposition, die am 25. Juni geschah, brachte vornehmlich die geistlichen Angelegenheiten zur Sprache. Sie war in Ausdrücken abgefaßt, die nach beiden Seiten hin genügen konnten. Die Stände wurden darin aufgefordert, über Mittel und Wege zu beratschlagen, „damit christlicher Glaube und wohlhergebrachte gute christliche Übung und Ordnung bis zu einem freien Konzilium gehandhabt werde"; man wollte Maßregeln ergreifen, um dem kaiserlichen Edikte und den Beschlüssen, die man hier fassen werde, Gehorsam zu verschaffen. Wie sehr war die Erwähnung des Wormser Ediktes durch diesen letzten Beisatz gemildert!

Die Beratungen begannen in dem fürstlichen Kollegium, und auch hier waren die ersten Beschlüsse noch zweifelhafter Art. Sie gingen dahin, daß man in Sachen des Glaubens keine Festsetzung treffen und die wohlhergebrachten guten Gebräuche beobachten wolle, — Bestimmungen, die dann jede Partei nach ihrem Sinne auslegen konnte. Anders aber war es, als man nun auf die Mißbräuche zu reden kam,

die man heben müsse. Die Geistlichen forderten, daß dies Geschäft einem Konzilium anheimgestellt werde; einem Reichstage könne es nicht zukommen, das Gute und Böse voneinander zu scheiden. Dagegen wollten die Weltlichen sich nicht aufs neue in das Ungewisse verweisen lassen; sie erklärten, der gemeine Mann sei so weit unterrichtet, daß man ihn nicht mehr mit einfältigem Glauben leiten könne. Sie hatten die Dringlichkeit der Umstände, das Vernünftige des Vorhabens überhaupt, auch die Worte der Proposition, daß die guten Gebräuche gehandhabt werden sollten, von denen man dann doch die verwerflichen absondern mußte, für sich. So lebhaft auch die Geistlichen, die sehr zahlreich erschienen waren, widerstrebten, so wurde doch am Ende durchgesetzt, daß man über die Abstellung der Mißbräuche lieber verhandeln und, was man beschließen werde, allenthalben in Ausführung bringen solle. Die Geistlichen möchten sich damit trösten, daß auch sie auf die nähere Bestimmung, welches die zu hebenden Mißbräuche seien, Einfluß haben würden.

Aber auf der Stelle zeigte sich, daß sie schon hierdurch in bedeutenden Nachteil gerieten.

Die Städte, denen der Beschluß der Fürsten am 30. Juni mitgeteilt ward, nahmen ihn mit Freuden an; zugleich aber gaben sie ihm eine unzweideutige Auslegung. In ihrer Antwort erklärten sie, unter guten Gebräuchen könne man keine anderen verstehen, als die, welche dem Glauben an Christum nicht zu-

wider seien; nun wisse aber jedermann, wie viele entgegengesetzte zu allgemeinem Verderben eingerissen; eine große Freude sei es ihnen, daß man dieselben abstellen wolle.

Zwar widersetzten sich die Bischöfe der Annahme dieser Erklärung, als sie am 4. Juli in dem Fürstenrate vorkam; sie behaupteten, nicht von den Mißbräuchen rühre die Bewegung des Volkes her, sondern von den aufrührerischen Schriften und Predigten; in dem Ungestüm der Debatte entfiel einem der Ausdruck, man sollte lieber alle seit acht Jahren gedruckten Bücher verbrennen; allein durch Übertreibungen solcher Art schadeten sie sich nur; man warf ihnen vor, alle menschliche Kunst und Vernunft unterdrücken zu wollen. Die Antwort der Städte ward angenommen, wie sie war.

Und hierauf verwandelte sich der ganze Reichstag in verschiedene Kommissionen zur Abstellung der geistlichen Mißbräuche, eine kurfürstliche, eine fürstliche und eine städtische, eben wie man einst zu Worms die Beschwerden gegen den päpstlichen Stuhl zusammengestellt hatte.

Es nahm die dem Klerus sehr abgeneigte Stimmung, welche in der Nation vorherrschte, auch an dem Reichstage überhand. „Von den Geistlichen", klagt der Frankfurter Gesandte, „werde nichts gesucht als ihr eigener Nutzen, das allgemeine Beste vernachlässigt". In den Briefen des herzoglich sächsischen Gesandten, so streng katholisch sein Herr auch war,

finden wir doch dieselben Klagen. Der größere Teil der Geistlichen, sagt er, habe nur seine Hoffart im Auge; — der Unfug der eingerissenen Mißbräuche könne von ihnen nicht geleugnet werden, und doch wolle sie keiner abstellen lassen. In den Laien sei mehr Sorgfalt für das Beste der Christenheit wahrzunehmen als in den Geistlichen.

Wie sehr aber mußte diese Stimmung wachsen, als nun erst die verbündeten evangelischen Fürsten anlangten!

Der Kurfürst von Sachsen erschien als der mächtigste Reichsfürst. Er war mit der größten Anzahl von Pferden eingeritten; er hatte alle Tage 700 Personen zu versorgen, und seine Begleiter rühmen, wie gut sie es bei ihm gehabt. Er vereinigte Herzensgüte mit äußerer Pracht. Eines Tages gab er ein Bankett, wo 26 Fürsten bei ihm speisten, an vier Tischen, ihr Adel und ihre Räte an besonderen Tafeln; einige entfernten sich bald, andere blieben bis nach 10 Uhr und spielten hoch. Dagegen machte der Landgraf mit seinem frischen, gelehrten Glaubenseifer viel Eindruck; er zeigte sich bewanderter in der Schrift als die Bischöfe waren. Beide hatten ihre Leute angewiesen, weil man sich nach dem Evangelium nenne, sich aller Leichtfertigkeiten zu enthalten. Einen um den anderen Tag ließen sie in ihren Wohnungen predigen, und an den Feiertagen sah man Tausende zu der Predigt strömen. An ihren Wohnhäusern erblickte man ihre Wappen mit der Umschrift: „Verbum dei

manet in aeternum", das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit.

Unter diesen Eindrücken wurden nun die Gutachten jener Ausschüsse abgefaßt. Alle die alten Klagen kamen aufs neue zur Sprache, über die Eingriffe von Rom, das unter anderem die Bischöfe viel zu hoch verpflichte, da sie doch Räte des Reiches seien, über Kommenden und Annaten, das Unwesen der Bettelorden usw. Man meinte, noch nie sei gegen Papst und Bischöfe so freimütig gesprochen worden. Die Städte drangen besonders auf eine bessere Ausstattung der Pfarren aus den geistlichen Gütern und das Recht einer jeden Obrigkeit, dieselben zu besetzen; sie forderten die Unterwerfung der Geistlichkeit unter die bürgerlichen Lasten und Gerichte.

Bei weitem das Merkwürdigste aber war das Gutachten, das aus dem Schoße des fürstlichen Ausschusses hervorging. Dieser bestand aus den Bischöfen von Würzburg, Straßburg, Freising und Georg Truchseß für die geistliche, Hessen, Pfalz, Baden und dem Grafen von Solms für die weltliche Bank. Ich finde nicht verzeichnet, wer von ihnen den vorwaltenden Einfluß hatte, ob vielleicht die bekannte gemäßigte Gesinnung des Bischofs von Freising, oder der feurige Ernst des jungen Landgrafen den Ausschlag gab; genug, in den Sitzungen dieses Ausschusses behielt man die ursprüngliche Idee, eine für beide Teile verbindliche gleichmäßige Norm aufzustellen, im Auge und kam in der Tat mit einem dahin zielenden Vor-

schlage zustande. Noch war, bei allem Widerstreite zwischen den herrschenden Gewalten, in der Nation selbst kein eigentlicher Zwiespalt. Die Stämme standen auf ziemlich gleicher Bildungsstufe; alle ohne Ausnahme — wir sahen es noch zuletzt an Tirol —, nördliche und südliche, hatten eine Tendenz zur Reform, wiewohl ihre Ideen hierüber abweichen mochten. Allein eben, da dieselben noch nicht fixiert waren, konnten sie sich noch in mehr als einer Form ausprägen. Es ließ sich denken, daß ein glücklich getroffenes nationales Verständnis die Anfänge der Zwietracht und auseinandergehender Bildung, die in dem Regensburger Bündnis und dessen Folgen vorlagen, vielleicht doch wieder beseitigen würde. Eben in diesem vermittelnden Sinne waren jene Vorschläge abgefaßt. Vor allem erklärte man darin die Priesterehe und den Laienkelch für empfehlenswert. Man wollte es freilassen, das Abendmahl unter einer oder beiden Gestalten zu empfangen; man wollte dem Kaiser vorstellen, daß es für die Priester besser wäre, in ehelichem Stande zu leben, als mit übelberüchtigten Personen hauszuhalten. Man wollte die Fasten, den Beichtzwang ermäßigen, die Privatmesse abstellen, bei Taufe und Abendmahl lateinische und deutsche Sprache vereinigen, zwar von den übrigen Sakramenten nicht abstehen, aber sie umsonst geben. In Hinsicht der Predigt ward die Formel von 1523 wiederholt: Gottes Wort solle nach rechtem, wahrem Verstande, nach Auslegung der von der christlichen

Kirche angenommenen Lehrer gepredigt werden, — jedoch mit dem Zusatze, der eine noch stärkere Hinneigung zur Reform und dem Sinne Luthers ausspricht: Schrift müsse man immer mit Schrift erklären.

Zu diesem Vorschlage vereinigte sich eine aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern gleichmäßig zusammengesetzte Kommission. Man sieht, wenn früher das Regiment eine der Reform günstige Haltung genommen hatte, so war es nicht Willkür gewesen: die Notwendigkeit dieser Schritte entsprang aus der Lage der Dinge und dem Inhalte der allgemeinen Überzeugung, der sich kein Mensch entziehen kann. Alle die widerwärtigen Verunglimpfungen, mit denen einige das Gedächtnis der besten Männer der Nation zu schänden suchen, fallen vor der Anschauung der Verhältnisse in das Nichts eines Wahnes zusammen, den man nicht einmal hat, sondern haben will.

Nach so vielen und großen Erschütterungen kamen doch ihre Ideen wieder empor: sie zeigten der Nation noch einmal die Möglichkeit, in der wichtigsten Angelegenheit, welche die menschliche Seele beschäftigen kann, ihre Einheit zu bewahren.

Am 1. August ward ein Ausschuß aus allen Ständen niedergesetzt, um diesen Entwurf in definitive Beratung zu ziehen. Eine Beratung, die von dem größten Interesse zu werden versprach. Ohne Zweifel würde der Entwurf vielen Widerspruch erfahren haben, wie sich denn die Evangelisch-Gesinnten gegen

die vier Sakramente erklärten, von denen nichts in der Schrift stehe; selbst die Katholiken aber waren noch nicht zufriedengestellt; unter anderem bemerkt Herzog Georg, daß die schlimmsten Mißbräuche noch nicht berührt seien; der Ursprung alles Übels liege in dem bösen Eingange der Prälaten, mit Hilfe mächtiger Verwandten, durch die rechte Türe oder die unrechte; — genug, die lebhaftesten Debatten würden sich erhoben haben; aber es ist kein Grund, zu zweifeln, daß sich eine Majorität gebildet und definitive, für das ganze Reich verbindliche Beschlüsse gefaßt haben würde.

Ein Moment, wie vor zwei Jahren, als man sich zu jener Nationalversammlung vorbereitete. Schwieriger lagen jetzt die Dinge als damals, da sich seitdem zu beiden Seiten autonome Bildungen festzusetzen angefangen hatten; aber um so wichtiger war es, denselben Einhalt zu tun, und noch wäre das möglich gewesen.

Abermals kam es nun hiebei auf jene Gewalt an, welche die Nationalversammlung verboten und schon so oft einen hemmenden Einfluß auf die Reichsbeschlüsse ausgeübt hatte. Auch jetzt schien der Kaiser seine alte Politik noch immer nicht verlassen zu wollen.

In Sevilla, zugleich mit der erwähnten katholischen Mahnung, hatte er eine Instruktion an seine Kommissare ausgestellt, worin er ihnen befahl, an dem Reichstage in keinen Beschluß zu willigen, der dem

alten Herkommen in Lehre und Gebräuchen entgegenlaufe, und das Wormser Edikt aufs neue einschärfte. Es liegt ein gewisses Dunkel über dieser Sache. Vorlängst mußte die Instruktion angelangt sein, wie auch Herzog Heinrich längst zurückgekommen war; man sieht nicht, wodurch die Kommissare sich ermächtigt gehalten, doch anfangs mit einer anderen aufzutreten, ob vielleicht durch eine dem Erzherzoge seitdem zugegangene Weisung, oder wodurch sonst. Genug, erst jetzt, nachdem die Sachen so weit gediehen, kam man mit jener Instruktion zum Vorschein, auf Antrieb, wie in Speier behauptet ward, einiger mächtigen Geistlichen, nicht ohne „Finanz und Hinterlist"; es konnte nicht fehlen, daß sie das größte Aufsehen erregte. Der große Ausschuß nahm sich noch ziemlich zusammen: er erklärte, sich so halten zu wollen, wie er es verantworten könne; allein was ließ sich ausrichten, da jeder neuen Anordnung das klare Wort des Kaisers entgegengehalten werden konnte! Viele wollten keinen Augenblick länger bleiben; die Evangelisch-Gesinnten fürchteten doch die Anwendung der Gewalt. Deshalb hauptsächlich neigten sich jetzt die Städte dem sächsisch-hessischen Verständnis zu, um einen Rückhalt zu haben, wenn man zu Tätlichkeiten gegen sie schreite. Auf den Antrag der Fürsten gaben Nürnberg, Straßburg, Augsburg und Ulm nunmehr eingehende Antworten.

Die Verwickelung war höchst sonderbar. Indem der Papst den Kaiser in Italien aus allen Kräften angriff,

ihm einen europäischen Krieg erweckte, sollte die kaiserliche Macht noch einmal dienen, die Autorität des päpstlichen Stuhles in Deutschland aufrechtzuerhalten.

In der Tat aber widerstreitet ein solches Verhältnis zu sehr der Natur und dem Gange der menschlichen Dinge, als daß es sich behaupten, ja daß es nur hätte wahr sein sollen.

In kurzem hielt man sich am Reichstage überzeugt, daß es mit der in der Instruktion ausgesprochenen Meinung dem Kaiser gar nicht ernst sein könne. So sehr waren die Deutschen nicht mit ihren inneren Angelegenheiten beschäftigt, daß sie nicht auch von dem Bunde zu Cognac, von den Irrungen zwischen Papst und Kaiser gewußt hätten. Zuerst die Städte bemerkten, wie weit zurück das Datum der Instruktion liege — damals freilich seien Kaiser und Papst noch einverstanden gewesen, allein jetzt liege das Kriegsvolk des Papstes wider den Kaiser zu Felde —; man sage wohl, jede Verbesserung müsse einem allgemeinen Konzilium vorbehalten bleiben; aber wie lasse sich unter den obwaltenden Umständen ein solches noch abwarten? Wäre der Kaiser zugegen, so würde er selbst einsehen, daß man sein Edikt nicht beobachten könnte, wenn man auch wollte.

Man erzählte sich, an Frau Margareta in den Niederlanden sei bereits die Weisung gelangt, in Sachen des Evangeliums „säuberlich zu tun".

In der Überzeugung, mit der eigentlichen Meinung

des Kaisers zusammenzutreffen, trugen deshalb die Städte darauf an, eine Gesandtschaft an ihn abzuordnen, um ihm den allgemeinen Zustand vorzustellen, ihn zu bitten, entweder nun doch ein Nationalkonzilium zu bewilligen oder wenigstens von der Forderung abzustehen, daß das Wormser Edikt ausgeführt werde. Ihr Vorschlag fand in dem großen Ausschuß geneigtes Gehör. Auf der Stelle hatte sich hier eine antigeistliche Mehrheit gebildet. Bei der Beratung über die Beschwerden der gemeinen Leute hatte man die Mißbräuche der Geistlichen ihnen zum Trotz als die vornehmste Ursache der Empörung bezeichnet. Jetzt erinnerte man, das kaiserliche Edikt sei nur in so weit angenommen worden, als es möglich sein werde, es auszuführen; allein das zeigte sich eben unmöglich. Niemand werde sich finden, der es ausgeführt habe, ja der sich nicht ein Gewissen daraus mache, es nach dem Wortlaute zu vollstrecken. Und wie werde man gegen die Türken Hilfe leisten wollen, wenn man sich indes zu Hause gefährdet sehe? Der große Ausschuß nahm den Vorschlag an, eine Gesandtschaft nach Spanien abzuordnen, und entwarf sogleich eine Instruktion für dieselbe, worin er den religiösen Zwiespalt vornehmlich dem Verbot jener Nationalversammlung beimaß und den Kaiser bat, so bald wie möglich ein Konzilium zu berufen, wenigstens ein nationales, bis dahin aber die Ausführung des Ediktes gnädig in Ruhe zu stellen. Einigen sei sie unmöglich ihres Gewissens

halben, anderen, weil sie eine Empörung ihrer Untertanen besorgen müßten, noch anderen aus beiderlei Gründen.

Und so war die Lage der Dinge, daß, indem diese Beschlüsse in Deutschland gefaßt wurden, man ihnen von Spanien her mit entsprechenden Ideen entgegenkam.

Wir wissen, aus welchen Gesichtspunkten der kaiserliche Hof die lutherischen Bewegungen von Anfang an betrachtete. Er hatte sich ihnen entgegengesetzt, solange er mit dem Papsttume verbündet war; allein so weit ging seine Hingebung nicht, um den Krieg, den ihm Klemens VII. in Italien machte, mit Freundschaft in Deutschland zu erwidern. Gleich nach der Schlacht von Pavia, als der Papst sich zuerst so unzuverlässig gezeigt hatte, dachte der Großkanzler Gattinara ein Konzilium zu fordern, nicht, wie er sagte, um es wirklich zu berufen, sondern nur, um den Papst zu nachgiebigerer Unterhandlung zu nötigen. Von England her ward Klemens schon damals aufmerksam gemacht, wie leicht eine Begünstigung der Franzosen ihm die Obedienz der noch zur Kirche haltenden Reichsstände kosten dürfte. Aber um wie viel entschiedener waren jetzt die Feindseligkeiten! In Deutschland selbst hatte man ihm vorausgesagt, daß seine Sache am Reichstage schlechter gehen würde als jemals; er erwartete nichts anderes. Lange, und beinahe zu lange, zögerte der Kaiser, sich zu erklären. Endlich aber, nachdem die letzten Unter-

handlungen gescheitert waren, nahm er eine entschlossenere Haltung an. Nach mancherlei Beratungen in dem Staatsrate, den er eben damals für die spanischen und deutschen Angelegenheiten eingerichtet, schrieb er seinem Bruder am 27. Juli, es sei in demselben ein Entwurf, den er auch sogleich beilegte, gemacht worden, die Strafbestimmungen des Wormser Ediktes aufzuheben und die evangelische Wahrheit auf einem Konzilium zur Entscheidung zu bringen. Der Papst würde sich darüber nicht zu beklagen haben, da man ja nur die weltlichen, nicht auch die geistlichen Strafen aufhebe. Es lasse sich hoffen, daß man dann von den deutschen Fürsten eine stattliche Hilfe an Reiterei und Fußvolk gegen die Türken oder gegen Italien zum Besten der Christenheit erlangen werde.

Wer hätte unter diesen Umständen, da der Kaiser von selbst auf ein Zugeständnis kam, das man in Deutschland dringend forderte, nicht erwarten sollen, daß es nun auch gegeben, ausgesprochen werden würde? Ich finde, daß Markgraf Kasimir von Brandenburg, einer der kaiserlichen Kommissare, die Aufhebung der Strafbestimmungen eifrig verfocht. Vom Erzherzog Ferdinand hätte es abgehangen, sie zu bewilligen. Der aber war doch nicht dafür.

Sein vornehmster Grund wird die Rücksicht auf die katholisch-gesinnten deutschen Stände gewesen sein. Schon Karl hatte in jenem Schreiben bemerkt, ein Teil seiner Räte halte für gut, das Edikt noch zu verschieben, weil man sonst leicht die bisherigen Gegner

der Lutheraner sich zu Feinden machen könne. Ferdinand wußte ohne Zweifel noch besser als sein Bruder, wie notwendig es sei, sie zu schonen. Aufs neue war damals in Deutschland von der Wahl eines römischen Königs die Rede, für die eben Ferdinand selbst in Vorschlag kam. Der Papst und der König von Frankreich waren gegen ihn: sie wünschten einen Gegner des Hauses Österreich zu befördern. Franz I. wendete sich wie einst bei der Kaiserwahl an Trier, Sachsen, Brandenburg. Ein durch französischen Einfluß erwählter römischer König und die Wähler selbst würden voraussichtlich in die Ligue von Cognac eingetreten sein und dem Könige das Herzogtum Mailand überlassen haben. Und schon bewarb sich Herzog Wilhelm von Bayern mitten in den Unruhen, durch Eifersucht gegen Ferdinand, den er nicht einmal als Statthalter dulden wollte, angetrieben und ehrgeizig von Natur, auf die Unterstützung des Papstes zählend bei den Kurfürsten um diese Würde. Dagegen war nun Ferdinand in großer Aufregung; man erfuhr an der Kurie, er sei bereit, alle möglichen Bedingungen und Verträge einzugehen; er rege alles zum Haß gegen Rom auf. Gegen Rom, aber nicht gegen den Katholizismus; denn seine zuverlässigsten Freunde waren doch die katholisch eifrigen Fürsten der anderen Partei, namentlich der Kurfürst von Mainz. Diesen das Edikt zu entreißen, auf das sie ihre Verfolgung der Evangelischen hauptsächlich gegründet hatten, würde auch sie zur Feindseligkeit gegen Österreich

haben veranlassen können. Aus dieser Rücksicht hielt Ferdinand für gut, die Aufhebung des Wormser Ediktes noch auszusetzen. Er meinte, erst wenn der Kaiser in das Reich zurückgekommen und mächtig daselbst geworden sei, werde sich diese Maßregel ausführen lassen, ohne damit die alte Religion zu stürzen; man werde sich dann noch eine gute Summe Geldes für die Begünstigung bedingen können. Allein ebensowenig vermochte er doch oder war er geneigt, auf die allgemeine Exekution des Ediktes zu dringen. Ein vollkommener Sieg der Anhänger des Papstes wäre dem Hause Österreich offenbar verderblich gewesen.

Sehr bemerkenswert ist es, wie den Evangelischen damals die entgegengesetzten Bestrebungen der beiden großen europäischen Parteien zu statten kamen. Das Haus Österreich konnte sie nicht fallen lassen, weil es ihrer gegen den Papst bedurfte. Der König von Frankreich erinnerte ihre Vorkämpfer, welche Gefahr ihnen von dem Siege des Hauses Österreich drohe. Damals kam es nun weder zu einer neuen Königswahl noch auch zu einer allgemein gültigen Entscheidung über die Ausführung oder die Aufhebung des wormsischen Ediktes. Und da auch jene vermittelnden Vorschläge nicht durchdringen konnten, so machte sich eine Tendenz geltend, die schon eine Zeit daher in den Ereignissen mitgewirkt hatte, aber mehr in der Tiefe, ohne zu allgemeinem Bewußtsein gelangt zu sein. Das Prinzip der Territorialentwickelung bemächtigte sich auch der religiösen Angelegenheit. Ich finde, daß

zuerst die Städte dasselbe offen in Anregung brachten. Sie stellten vor, es werde nicht mehr möglich sein, die kirchlichen Zeremonien wieder zu vereinigen — an manchen Orten habe man sie geändert, an anderen alles beim alten gelassen: jeder glaube, wie er es mache, so sei es recht; — unmöglich könne man da mit Gewalt einschreiten, und nichts bleibe übrig, als einen jeden bei den angenommenen Kirchenbräuchen zu lassen, „bis einmal ein freies Konzilium vermöge des göttlichen Wortes darin Bestimmung treffe". Ein Vorschlag, der im Grunde der Natur eines Reichstages, welcher die Einheit repräsentierte, und den früheren Reichsschlüssen, welche immer allgemeingültige Festsetzungen enthalten hatten, widersprach, aber von der Lage der Dinge empfohlen ward. Es war gleich untunlich, den katholischen Ständen das Wormser Edikt wieder zu entziehen und es den evangelischen neuerdings aufzuerlegen; — der Gedanke brach sich Bahn, jeder Landschaft, jedem Reichsstand in Hinsicht der Religion die Autonomie zu gewähren, die sie einmal auszuüben begonnen hatten. Es war das Leichteste, Natürlichste; niemand wußte etwas Besseres anzugeben. Die Triebe der religiösen Sonderung, welche seit 1524 hervorgetreten, behielten über die Versuche, die Einheit durch Reform zu behaupten und fester zu stellen, die Oberhand. Der Ausschuß beschloß, „jeder Stand möge sich so verhalten, wie er es gegen Gott und gegen den Kaiser zu verantworten gedenke", d. i. er möge tun, wie er

es selber für ratsam erachte. Diesen Beschluß nahm der Ausschuß in die Instruktion für die Gesandtschaft an den Kaiser sogleich mit auf.

Es war ein Moment, in welchem alle allgemeinen und deutschen Verhältnisse zusammengreifen, in welchem die frühere und die spätere deutsche Geschichte sich von einander trennen, — obwohl er äußerlich nicht bedeutend erschien, — daß Erzherzog Ferdinand das Gutachten des Ausschusses annahm, die Sendung der Botschaft billigte, die für sie entworfene Instruktion guthieß. In dem Reichsabschiede setzte man fest, bis zu der allgemeinen oder nationalen Kirchenversammlung, um welche man bitte, werde jeder Stand, in Sachen, die das Wormser Edikt betreffen, „so leben, regieren und es halten, wie er es gegen Gott und Kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue".

Man verzeihe die Wiederholung dieser Worte, weil sie so unendlich wichtig geworden sind. Sie enthalten die gesetzliche Grundlage der Ausbildung der deutschen Landeskirchen, zugleich aber, obwohl sie noch die Möglichkeit dereinstiger Wiedervereinigung offen lassen, die Trennung der Nation in religiöser Hinsicht. Es sind die für die deutschen Geschicke entscheidenden Worte. Der Katholizismus würde sich nicht haben behaupten lassen, wenn das Wormser Edikt förmlich wäre zurückgenommen worden. Die evangelische Partei hätte sich nicht auf legalem Wege ausbilden können, wenn man auf der Ausführung desselben bestanden hätte. Die Entwickelung der

einen wie der anderen Seite knüpft sich an dieses Moment.

Im ganzen war es die unmittelbare und notwendige Folge des Zwiespaltes zwischen Kaiser und Papst. Der Bund des Kaisers mit dem Papste hatte das Wormser Edikt herbeigeführt; da der Bund gebrochen war, nahmen der Kaiser und sein Bruder auch das Edikt zurück, insoweit ihre eigenen Interessen das zuließen.

Drittes Kapitel.

Eroberung von Rom im Jahre 1527.

Während man in Deutschland diese Beratungen pflog, ward in Italien bereits gekämpft.

Noch im Juni waren die Verbündeten in der Lombardei ins Feld gerückt, ohne Zweifel nicht so rasch und entschlossen, wie notwendig gewesen wäre: die Kaiserlichen behielten Zeit, die Empörung der Mailänder mit Gewalt zu dämpfen, und eroberten sogar zuletzt das Kastell; dagegen nahmen aber die Verbündeten Lodi und Cremona ein; die lange vergeblich erwarteten Schweizer erschienen doch mit der Zeit in beträchtlicher Anzahl; eine glänzende Schar französischer Hommes d'Armes gesellte sich dem Heere zu; die Liga war im September offenbar Meisterin im Lande; und die Kaiserlichen, in einer zur Rebellion geneigten Stadt, schlecht bezahlt und von dem Lande fast abgeschnitten, befanden sich in einer ziemlich bedrängten Lage.

Allein auch dem Kaiser standen, und zwar zunächst in Italien selbst, Kräfte des Widerstandes und der Vergeltung zu Gebote.

Als er dem Papste im Juni noch einmal Frieden anbieten ließ, beauftragte er zugleich seinen Bevoll-

mächtigten, Ugo Moncada, im Fall er eine abschlägige Antwort bekomme, Mittel zu ergreifen, um die Macht des Feindes von Mailand abzulenken. Nicht sehr schwer war das auszurichten. Der Staat, die Stadt, ja der Palast war mit kaiserlich Gesinnten erfüllt. Als der kaiserliche Botschafter, Herzog von Sessa, von der letzten vergeblichen Audienz nach Hause ritt, nahm er einen Narren hinter sich aufs Pferd, der durch tausend Possen dem Volke zu verstehen gab, man mache sich nichts daraus. In den Häusern der Colonnas, unter den Augen des Papstes, hielten seine offenbaren Feinde Zusammenkünfte. Um dann die Absicht des Kaisers zu vollführen, gingen sie mit einer, ich möchte sagen groben Verschlagenheit zu Werke. Sie begannen an den neapolitanischen Grenzen im Gebiete der Colonnas Rüstungen; auch der Papst rüstete. Dann erboten sie sich zu einem Vertrage; Klemens ließ sich darauf ein und war nun so unbesorgt, daß er eine große Zahl seiner Truppen in Rom abdankte. Aber eben dies war es, was sie erwarteten. Nachdem sie ihn sicher gemacht, entschlossen sie sich, ihn zu überfallen. Der kriegerische Kardinal Pompeo Colonna, ein Mann, der einst seine Stola zerrissen, um eine Streitsache im Zweikampfe auszumachen, der immer eine bittere persönliche Feindschaft gegen den Papst zur Schau getragen, vereinte sich hiezu mit Don Ugo, wie einst Sciarra Colonna mit Nogaret. Am 19. September erschienen die colonnesischen Scharen vor den Mauern von Rom

und drangen ohne Widerstand ein. Die Stadt war ganz wehrlos; das Volk rührte sich nicht; es war neugierig, zu sehen, ob Colonna, was er zu wollen behauptete, wirklich den Vatikan im Namen des römischen Kaisers besetzen würde. An der Besetzung wenigstens konnte ihn niemand hindern, und wollte der Papst, der nach der Engelsburg geflüchtet war, seinen Palast wiederhaben, so mußte er sich zu einem Waffenstillstande verstehen, nicht allein für Neapel und die Colonnas, sondern zugleich für Mailand und Genua, für alle seine Truppen zu Land und zur See. Nur um diesen Preis verließen die Colonnesen die Stadt; sie hatten überdies eine Beute von 300000 Dukaten gemacht.

Wohl hätte nun Klemens die Gebrechlichkeit seiner Macht, die Gefahr erkennen mögen; eine Stimme hatte sich hören lassen, jener zu vergleichen, die im Schneegefilde der Alpen die nahende Lawine verkündigt. Allein noch einmal behielten Entrüstung und Rachsucht in ihm die Oberhand. Wie sein Bevollmächtigter Guicciardini ihm schrieb, die Verpflichtungen, welche man beim Abschluß der Liga so feierlich und öffentlich übernommen, seien um vieles heiliger, als diese aufgezwungenen Bedingungen, so war auch er nicht der Meinung, den Waffenstillstand nur eine Stunde länger, als nützlich, zu halten; sowie er einigermaßen gerüstet war, griff er die Colonnas und das neapolitanische Gebiet an: in kurzem empfing er dazu französische und englische Gelder; der

berühmte Verteidiger von Marseille, Renzo da Ceri, unternahm es, ein päpstliches Heer in die Abruzzen zu führen. Indessen dienten seine übrigen Truppen, nach wie vor, gegen Mailand und Genua.

In diesem Momente aber erhob sich schon von einer anderen Seite her eine noch viel größere Gefahr; der Kaiser hatte noch andere Kräfte aufzubieten, als die italienischen.

In jenem Schreiben, das für den Ausgang des Reichstages so entscheidend wurde, vom 27. Juli 1526, hatte Karl seinen Bruder aufgefordert, entweder selbst nach Italien zu gehen, in welchem Fall er ihm, da derselbe die Person des Kaisers darstelle als sein zweites Selbst, keine Instruktion, sondern nur eine Vollmacht zu geben gedenke, oder wenigstens ein starkes Heer auszurüsten und hinüberzuschicken.

Selber zu gehen war Ferdinand durch die Angelegenheiten Ungarns abgehalten, die seine Anwesenheit auf das dringendste forderten; aber er wendete sich an den Mann, der schon immer die Landsknechte in Italien zum Siege geführt, Georg Frundsberg zu Mindelheim, der auch jetzt bereit war, seine alternde Kraft noch einmal seinem Kaiser zu widmen. Eine große Schwierigkeit hatte es, Geld aufzubringen. Ferdinand gab seinen Bevollmächtigten volle Gewalt, Land und Leute, Schlösser und Städte zu verpfänden; er erklärte sich bereit, seine Kleinode aufladen und in Augsburg versetzen zu lassen. Frundsberg versetzte das Geschmeide seiner Frau und bot seine eige-

nen Güter an; die italienischen Befehlshaber, welche sich nur noch eine kurze Zeit halten zu können erklärten, wofern sie keine Hilfe bekämen, schickten einiges bare Geld; endlich brachte man soviel zusammen, um dem Volke wenigstens das Laufgeld und einen halben Monatsold reichen zu können. Hierauf ward in allen oberländischen Reichsstädten die Trommel gerührt; von allen Seiten kamen die Scharen herbei.

Wir werden uns nicht täuschen, wenn wir behaupten, daß es diesmal nicht der bloße Kriegseifer war, was sie versammelte; sie kamen, weil man wußte, daß es gegen den Papst ging.

Man hatte das in Rom vorausgesehen. Giberti bemerkte schon im Julius: leicht werde man in Deutschland sehr zahlreiche Scharen zusammenbringen, „in Betracht des natürlichen Hasses, den sie gegen uns hegen, und der Hoffnung auf die Beute".

Die Anmahnungen des Kaisers waren in den verfänglichsten Ausdrücken abgefaßt. Sein Bruder, sagt er, möge nur vorgeben, daß das Heer, welches er rüste, gegen die Türken ziehen solle; jedermann werde wissen, welche Türken das seien. In einem Manifest, das der Kaiser im September 1526 erließ, drückte er sich auf eine Weise aus, deren sich kein Anhänger Luthers zu schämen gehabt hätte; er bezeigt seine Verwunderung, daß der Papst um irgend eines Besitztums willen Blutvergießen veranlasse; völlig entgegen sei das der Lehre des Evangeliums.

Im Oktober bittet er die Kardinäle, den Papst zu erinnern, daß er nicht, „um die Waffen zu führen, noch zum Verderben des christlichen Volkes“ den pontifikalen Thron innehabe; er trägt aufs neue auf ein Konzilium an und fordert die Kardinäle auf, wenn der Papst es verweigere, es an seiner Stelle zu berufen; er wenigstens wolle unschuldig sein, „wenn der christlichen Republik dadurch ein Nachteil erwachse“.

Und fragen wir nun nach der Gesinnung Frundsbergs, so ist kein Zweifel, daß er vorlängst evangelische Überzeugungen hegte und sich überdies in dem letzten Kriege mit dem bittersten Haß gegen den Papst erfüllt hatte. Unmittelbar nach der Schlacht von Pavia hatte er darauf angetragen, denselben im Kirchenstaate heimzusuchen. In dieser Gesinnung bestärkte ihn vor allem sein Sekretär und Begleiter auf diesem Zuge, Jakob Ziegler, der sich lange Zeit am römischen Hofe aufgehalten hatte, von dem eine Lebensbeschreibung Papst Klemens' VII. übrig ist, aus welcher man sieht, wie die Deutschen dort von dem Papste dachten und was sie untereinander besprachen, seine unechte Geburt, die ihn schon von Anfang an von der Geistlichkeit hätte ausschließen sollen, seine verschlagene Pfiffigkeit, seinen räuberischen Geiz; Giftmischereien und die schändlichsten Wollüste gaben sie ihm Schuld; mit allen Gerüchten des Hofes, wahren oder falschen, nährten sie die nationale Antipathie, von der sie erfüllt waren. Diese

Erzählungen, zusammentreffend mit den Feindseligkeiten gegen den Kaiser, die man für durchaus unrechtlich hielt, erweckten in den Deutschen, Hauptleuten und Gemeinen, ungefähr denselben religiös-politischen Eifer gegen den Papst, der in dem Bauernkriege so vielen deutschen Prälaten verderblich gewesen; auch Georg Frundsberg war davon durchdrungen; überdies dauerten ihn, wie er sagt, „die guten, ehrlichen Gesellen", welche in Mailand und Cremona belagert wurden; er erklärte sich entschlossen, der Sache ein Ende zu machen, dem Papst ein Leides zu tun, wenn er ihn in seine Hände bekomme.

Wie die Politik des Kaisers die religiösen Bestrebungen der Deutschen unterstützte, so förderte die religiöse Stimmung hinwieder die Politik des Kaisers. Bei der ersten Annäherung an die Neigungen der Nation kam sie ihm mit aller ihrer Kraft zu Hilfe.

Im November sammelten sich gegen 11000 Mann auf den Musterplätzen zu Meran und Bozen; in Trient gesellte sich ihnen die eben aus Cremona abgezogene Besatzung unter Konradin von Glürns zu; sie waren alle willig, dem schlechten Solde zum Trotz; noch etwa 4000 nahmen ohne alle Löhnung an dem Zuge teil, „ein auserlesener Haufe, wie er seit Menschengedenken nicht in Italien gesehen worden".

Die nächste große Schwierigkeit war nun, nur erst dahin zu gelangen, die Alpen zu überschreiten und

sich dann drüben in Berührung mit dem Heere in Mailand zu setzen.

Frundsberg hatte keine Lust, seine Kraft und Zeit an der wohlbesetzten Klause von Verona zu vergeuden: er schlug die viel schwierigere Straße über die Sarka-Berge ein, nach den Herrschaften seines Schwagers, des Grafen von Lodron. Hier boten sich ihm abermals zwei Wege dar, der eine zur rechten Hand, noch allenfalls von einem Heere zu passieren, aber durch die Klause von Anfo geschlossen, der andere zur Linken, eigentlich ein Fußsteig zwischen Untiefen und Abgründen, den ein einziger Bauer hätte unbrauchbar machen können, den aber die Feinde nicht beachtet hatten. Diesen Pfad schlug Frundsberg am 17. November ein; sein Schwager, der hier in der Nähe seines Stammschlosses Weg und Steg kannte, gab ihm noch das Geleit, drei Meilen bis zum hohen Gebirge. Nur wenige Pferde konnte man mitnehmen; von diesen stürzten dennoch einige die Klüfte hinab; auch von den Leuten stürzten einige hinunter; keiner durfte seine Blicke abwärts wenden. Den Feldhauptmann nahmen einige sichere Knechte in die Mitte; mit ihren langen Spießen bildeten sie an den gefährlichsten Stellen gleichsam ein Geländer zu seiner Seite; er faßte dann wohl an des Vordermanns Koller, der Hintermann schob ihn; so gelangten sie des Abends nach Ala, am 18. nach Sabbio: Widerstand fanden sie nicht; am 19. erschienen sie an dem Fuße des Gebirges, bei dem Markt Gavardo im Ge-

biete von Brescia. Eben gingen ihre Lebensmittel aus; hier aber fanden sie guten Farnatzer Wein, 8000 Stück Vieh trieben sie zusammen und taten sich nach langer Entbehrung gütlich.

Ihre Absicht wäre gewesen, sich nun unmittelbar mit dem Heere in Mailand zu vereinigen. Aber viel zu stark war der Feind im Felde, als daß er das zugegeben hätte. Der Oberbefehlshaber der Liga, Herzog von Urbino, erschien mit seinem Halbhaken in ihrer rechten Flanke und hielt sie vom Oglio entfernt. Sie konnten nicht daran denken, irgend eine von den benachbarten Städten anzugreifen: alle waren in zu gutem Verteidigungszustande, sie dagegen ohne Geschütz; es blieb ihnen nichts übrig, als der Versuch, über den Po zu kommen, wo der Feind nicht so stark war und sich Bourbon mit der Zeit mit ihnen vereinigen konnte. Dahin nahm Frundsberg in drei geschlossenen Haufen seinen Weg. Die Verbündeten hatten doch nicht den Mut, ihn ernstlich anzugreifen; sie neckten ihn bloß, bald mit ihrer leichten Reiterei, bald mit ihren Schützen, die sich hinter den Gräben, den Hecken verbargen; nur einmal kam er in ernstliche Gefahr. Als er in der Landwehre von Mantua auf dem langen schmalen Damme einherzog, griffen ihn die Feinde im Rücken an und machten zugleich eine Bewegung, um eine Brücke über den Mincio, den er passieren mußte, bei Governolo zu besetzen. Er wäre verloren gewesen, hätte er sich an dem höchst ungünstigen Ort einschließen lassen. Frundsberg war

aber bei aller seiner handfesten Tapferkeit keineswegs ohne eine einfache und ausreichende Taktik. Jener Brücke hatte er sich noch im rechten Moment versichert; den Anfall im Rücken wiesen die Schützen mit ihren Handrohren ab; als dann doch eine nicht unbedeutende feindliche Truppe an dem Flusse erschien und ihm den Übergang zu erschweren Miene machte, wollte ihm das Glück so wohl, daß einer der ersten Schüsse den Kapitän derselben, Johann Medici, auf welchen die Italiener ihr Vertrauen gesetzt, der ganz ein Mann war nach ihrem damaligen Sinne — gebildet, klug, allen südlichen Lastern ergeben, aber zugleich tatkräftig, verwegen, ein guter Anführer —, tödlich verwundete. Hierauf ging Frundsberg bei Ostiglia über den Po, das rechte Ufer aufwärts nach der Trebbia; am 28. Dezember langte er in der Gegend von Piacenza an. „Hier sind wir," schrieb er dann an Bourbon; „über die hohen Gebirge und die tiefen Wasser, mitten durch die Feinde, in Hunger und Mangel und Armut sind wir glücklich angelangt. Was sollen wir tun?"

Bourbon brauchte noch den ganzen Januar, um Mailand so weit zu beruhigen, daß er es mit einer gewissen Sicherheit einem Teile seiner Truppen anvertrauen und mit den anderen sich mit den Deutschen verbinden konnte. Am 12. Februar geschah die Vereinigung bei Firenzuola. Was sie tun sollten, konnte ihnen keinen Augenblick zweifelhaft sein. Die Gesinnung Frundsbergs kennen wir. Auch in bezug

auf Bourbon kann man sich nicht wundern, wenn er jetzt vor allen anderen Menschen den Papst haßte; — daß er Herzog von Mailand werden solle, war die Forderung des Kaisers, an der bisher alle Unterhandlungen gescheitert waren, die Klemens nie hatte bewilligen wollen. Ihr einziger Verbündeter in Italien war der Herzog von Ferrara, der dem Papst einen nicht geringeren Haß widmete; von Klemens wie von Leo war er unaufhörlich selbst in seinem angestammten Erbe bedroht worden; er unterstützte das Heer auf dem Marsch und forderte die Anführer auf, nur keinen Augenblick zu verlieren und den gemeinschaftlichen Feind in Rom aufzusuchen. Am 22. Februar brach dann das vereinigte Heer, gegen 20000 Mann stark, in sechs Haufen verteilt, mit einigem Geschütze und einiger leichten Reiterei aus dem Lager von Firenzuola auf und nahm die große Straße, die nach Rom führte. Hauptleute und Gemeine waren davon überzeugt, der Papst habe den neuen Krieg angefangen; sie wußten sehr wohl, daß, wenn es ihnen der Kaiser an Sold fehlen lasse, dies nur aus Mangel geschehe, und waren entschlossen, sich denselben in Rom zu holen. Der religiöse Widerwille und die Begierde, den Kaiser zu rächen, vielleicht die alte Macht des Reiches in Italien wiederherzustellen, — das richtige Gefühl, daß der Krieg nur in der Hauptstadt des Feindes zu beendigen sei, — das Verlangen, zu ihrem wohlverdienten Solde zu kommen, und der Ruf von den seit einem Jahrhundert

aus aller Welt in Rom zusammengehäuften Schätzen durchdrangen sich in ihnen und bildeten das wunderlichste Gemisch von Leidenschaften, deren Inhalt sich zuletzt in dem Entschlusse zusammenfaßte, Rom zu erobern und zu plündern.

Gleich bei dem ersten Hindernisse, das sich ihnen in den Weg stellte, flammte diese Stimmung, nun schon selbständig geworden und nicht mehr zu bezähmen, in den heftigsten Ausbrüchen auf.

Ende Februar und zu Anfang des März hatten die päpstlichen Truppen einige Vorteile im Neapolitanischen davongetragen, und der Vizekönig hatte sich wirklich entschlossen, einen Stillstand mit dem Papst einzugehen, in welchem nur unzureichend von den Geldzahlungen die Rede war, die dem Heere geleistet werden sollten, dagegen dessen Rückzug in die Lombardei verabredet wurde. Es war nicht sehr wahrscheinlich, daß dieser Vertrag von dem Kaiser ratifiziert oder von den Heerführern angenommen, ja selbst nicht, daß er von dem päpstlichen Befehlshaber ausgeführt werden würde, indem das Heer der Liga sich in diesem Falle ganz von den päpstlichen Truppen zu trennen drohte. Aber das bloße Gerücht davon, der Anblick eines Gesandten, der von Rom kam und dahin zurückeilte, brachte das Heer in Gärung. Zuerst murrten die Spanier. Sie drohten, sie würden sich zu einem anderen Herrn schlagen, der ihre Ansprüche besser befriedige; allein wen hätten sie finden sollen, da ihnen der Kaiser acht Monate den

Sold schuldig war! Es blieb ihnen nichts übrig, als sich an die Person ihres Heerführers zu halten. Ein Glück, daß Bourbon noch entfliehen konnte; sein Zelt ward geplündert, sein bestes Kleid fand man den anderen Tag in einem Graben. Und auf der Stelle teilten die Spanier ihre Aufregung auch den Deutschen mit; sie riefen nur immer: „Lanz Lanz, Geld Geld!“ Das war alles Deutsch, das sie konnten; es war wie der Naturlaut dieses Aufruhrs. Frundsberg glaubte doch noch nichts fürchten zu müssen; er traute sich noch zu, seine Landsknechte in Güte zu beschwichtigen. Er ließ die Trommeln gehen, einen Ring schließen, und hatte das Herz, mit dem Prinzen von Oranien, der dem Heere aus Deutschland nachgekommen, und den vornehmsten Hauptleuten in dessen Mitte zu treten; er glaubte noch durch vernünftige Worte etwas auszurichten. Er stellte den Empörten vor: wie er bisher für sie gesorgt, sie in guten und bösen Tagen nicht verlassen, so wolle er auch künftig bei den frommen Landsknechten tun; ihr gegenseitiger Schwur sei, beieinander zu genesen und zu sterben, bis sie alle bezahlt und befriedigt worden; den denke er zu halten; den Feind des Kaisers, den Anfänger des Krieges, wolle er mit ihnen überziehen. Allein es liegt etwas Irrationales in der gewaltsamen Forderung vereinigter Massen: ihrem Ungestüm wird durch keine Gründe Einhalt getan; der vernünftigen Anrede des Hauptmanns, den jeder einzelne doch verehrte und liebte, antworteten sie mit

dem Geschrei „Geld Geld", das sich brüllend durch ihre Glieder wälzte; sie senkten die Spieße wider die Obersten in ihrer Mitte, als wollten sie dieselben alle durchbohren. Nie hätte Frundsberg das zu erleben gefürchtet. Von ihm war einst die Bildung der Schlachtordnung der Landsknechte vorzüglich ausgegangen; sie nannten ihn, und zwar mit Recht, ihren Lehrmeister und Vater. Fast in allen Kriegen des Hauses Österreich in diesem Jahrhundert hatte er an ihrer Spitze gefochten; die gewaltigsten Feinde, trotz der Übermacht und der Vorteile, welche dieselben haben mochten, hatte er mit ihnen überwunden. Nicht durch ein rohes Dreinschlagen war er zu Ruf gelangt; sein Ansehen beruhte darauf, daß er in den gefährlichsten Momenten immer Rat wußte, einen heilbringenden Entschluß ergriff und diesen mit tapferer Kühnheit ausführte. Sehr wohl bezeichnen ihn seine Sprüche: „Kriegsrat mit der Tat", oder: „viel Feinde viel Ehre"; darauf beruhte das Zutrauen, das Hauptleute und Gemeine ihm schenkten. Seiner Führung kam ihr Gehorsam entgegen. Noch hoffte er mit ihnen alles auszurichten; er verzweifelte nicht, selbst die Türken mit ihnen zu schlagen, bis an die Grenzen von Europa vorzudringen. Ein echter Anhänger des Kaisertums; Rom und Konstantinopel faßte er ins Auge. Er ließ es sich nicht stören, wenn es ihm, trotz der Dienste, die er geleistet, bei Hofe zuweilen schlecht ging; in ein paar Reimen machte er seinem Unmut Luft, und bei der nächsten

Bedrängnis seines Herrn nahm er die aufgehenkte Wehr doch wieder von der Wand; mit unerschütterlicher Festigkeit hielt er immer an den großen Ideen des Reiches fest. Da mußte ihm nun dieser Widerstand begegnen. Er war ein Mann von außerordentlicher Leibeskraft; einst hatte er wohl den stärksten Gegner spielend mit dem Finger von sich geschoben; Furcht kannte er nicht; kein Ungemach, wie wir wissen, hatte ihn jemals aus der Fassung gebracht; — daß sich alle diejenigen gegen ihn empörten, die er selbst zu dem gemacht, was sie waren, daß sie die Speere, die er sie führen gelehrt, wider ihn selber senkten, das war ihm zu viel! Doch hätte niemand ahnen sollen, wie es auf ihn wirkte: in demselben Augenblick, mit einem Schlage, verlor er Sprache und Bewußtsein; auf eine Trommel sank er nieder: er war am Ziele seiner Heldenlaufbahn. Wunderbare Katastrophe! Er kam um im Feld, aber nicht durch die Feinde, nicht in dem Waffenkampfe, zu dem er ausgezogen: sein einfach heroisches Gemüt, das sich mit aller seiner Ehrlichkeit und seinem Ernst anstrengte, die emporflutende Bewegung der doch sonst des Gehorsams gewohnten Truppen zu bemeistern, — als es die Leidenschaft der einmal entflammten Empörung unüberwindlich, übermächtig sah, da erlag es: von dem widrigen Anblick empfing er unmittelbar so gut wie den Tod. Man hat behauptet, der verschlagene, im geheimen tätige Feind, wider den er jetzt daherzog, habe durch seine Emissäre das

Feuer der Empörung geschürt. Und gegen den Hauptmann wenigstens bedurfte es keiner anderen Waffen. Wenn der Papst aber geglaubt hätte, dadurch etwas zu erreichen, so wäre er doch im Irrtum gewesen. In demselben Grade gewaltig war nun auch die Rückwirkung dieses Unfalles auf das Heer. Er bewirkte, was keine Zusprache und Überlegung vermocht hatten. Die Speere wurden wieder aufgenommen; das wilde Toben legte sich; die Worte der Obersten fanden aufs neue Gehör: alles ging auseinander. Erst am vierten Tage bekam Frundsberg die Sprache wieder; doch konnte er den Leuten nun nicht weiter vorangehen. Er erinnerte nur noch den Herzog von Bourbon, nicht abzustehen: bis hieher habe sie Gott geleitet; es könne nicht anders sein, er werde die Sache auch zu Ende führen. Für die Spanier kam einiges Geld aus Ferrara; die Landsknechte schrien jetzt nicht mehr danach: sie wollten nur fort, fort.

Ob es Bourbon noch möglich gewesen wäre, sie zurückzuführen, wenn er ernstlich gewollt hätte, wer will darüber entscheiden? Die kaiserlichen Bevollmächtigten glaubten es; er stellte es in Abrede. Zuletzt fand zwischen den Truppen und ihren Führern noch folgende Verhandlung statt. Die Deutschen und die Spanier fragten bei ihm an, was er zu tun gesonnen sei; er erwiderte, er werde sich nach ihrem Wunsche richten, ohne des geschlossenen Stillstandes zu gedenken. Wir, sagten sie hierauf, wir wollen vorwärts. Und ich, antwortete er, ich will mit euch

gehen. Sie beschlossen, des anderen Tages aufzubrechen.

Der Heftigkeit des Hasses gegen den Papst entsprach die kühle Lauheit seiner Freunde. Das Heer der Liga folgte dem kaiserlichen immer in einiger Ferne und bedrohte eher den Rückzug, als das Vorrücken desselben. Alle großen Städte waren im Kirchenstaat in so gutem Verteidigungszustande wie in der Lombardei: dem Heere blieb nichts übrig, als die Straße, die es vor sich hatte; nur durch übergetretene Flüsse und Regenwetter und die Pässe im Gebirge ward es gehindert: ein Feind trat ihm nirgends entgegen. Langsam zog Bourbon vorwärts; erst am 5. April finden wir ihn bei Imola; einige kleinere Städte wurden erobert und geplündert; dann wandte er sich zur Rechten nach den Gebirgen; er nahm den Weg von Val di Bagno. Die größeren Geschütze sendete er an den Herzog von Ferrara, die kleineren wurden die Berge emporgeschleift. Man hatte zuweilen Mangel an Brot; doch fehlte es eigentlich nie an Wein und Fleisch. Ohne viel Mühe ward die Höhe des Gebirges in den Gegenden erstiegen, wo unfern voneinander Sapio, Folia, Metora, mehrere Zuflüsse des Arno, entspringen und aus zahlreichen Quellen die Anfänge der Tiber zusammenströmen: am 18. April erschienen die Kaiserlichen bei Pieve di San-Stefano und bedrohten von da zugleich die Täler des Arno und der Tiber, Florenz und Rom, ohne daß man noch wußte, wohin sie sich zunächst wenden

würden. Ein allgemeiner Schrecken ergriff diese Gebiete.

Der Papst sah nun wohl, daß der Vertrag, den er mit Lannoy geschlossen, zu günstig war, um ausgeführt zu werden. Was die Kaiserlichen schon immer von ihm gefordert, das Geld, um das Heer zu befriedigen, konnte er jetzt nicht mehr versagen. Er sah, seine eigene Rettung hing davon ab. In seinem Auftrage begab sich Lannoy nach Florenz, um zu sehen, ob es da aufgebracht werden könne. In der Tat sicherte man ihm hier zu, 150000 Skudi in bestimmten Terminen zu zahlen, und er eilte nach dem Gebirge, um mit diesem Versprechen wo möglich den Rückzug des Heeres zu bewirken.

Am 21. April langte er in dem Lager an und blieb drei Tage daselbst. Man sah ihn mit Bourbon essen und trinken: alle ihre alten Mißverständnisse waren beigelegt; jedoch zeigte sich, daß das Anerbieten der Florentiner ihnen nicht genügte: sie erklärten, daß sie wenigstens 240 000 Skudi haben müßten, um das Heer zum Rückzuge zu bewegen.

Ob sie mit dieser Summe imstande gewesen wären, oder auch nur den ernstlichen Versuch gemacht haben würden, es zurückzuführen? Ich möchte es nicht behaupten. Die Tumulte jenes Lagers waren in zu frischem Gedächtnis. Auch finde ich nicht, daß sie der Kaiser dazu aufgefordert hätte.

Höchst eigentümlich ist doch aufs neue das Verhältnis des Kaisers.

Noch öfter wurden zwischen ihm und dem Papst jene ostensiblen Äußerungen väterlichen Wohlwollens und kindlicher Ergebenheit gewechselt, die in der katholischen Welt herkömmlich sind: der Kaiser sprach noch zuweilen von der Entwurzelung der Lutheraner; in Hinsicht Italiens gab er Versicherungen, von denen der Papst sagt, er würde darauf die ganze Welt und seine eigene Seele in die Hände des Kaisers gegeben haben. Allein ganz anders lauten die Weisungen Karls an seine Generale. Lannoy ward im Februar ermahnt, sich nur durch keinen Vertrag täuschen zu lassen: wenn er auf der einen Seite die Colonnesen unterstütze und dann auf der anderen Bourbon mit dem deutschen Heere heranrücke, so könne man zu vielen großen und guten Dingen gelangen. „Wir sehen wohl", schrieb er, „sie werden (in Rom) nicht gut tun, wenn sie nicht wohl gestriegelt werden. Es wird nötig sein, aus fremdem Leder Riemen zu schneiden, d. i. Geld zur Bezahlung unserer Armee aufzubringen, da, wo es am nächsten liegt; man muß dabei Florenz nicht vergessen, das auch eine derbe Züchtigung verdient hat". Ungefähr dieselben Meinungen sind das, wie die, welche im Heere herrschten. Nicht anders lauten die Briefe an Bourbon. Er weist ihn an, alles zu tun, um die Kriegsrechnung abzumachen: „Ihr seht, das Spiel dauert lange; Ihr werdet nichts versäumen, um es zu endigen". Es ist wahr, er brach die Unterhandlungen nicht ab, er fertigte sogar eine Ratifikation des Stillstandes, eine

Vollmacht für den Frieden aus; allein er befahl zugleich dem Vizekönige, die Ratifikation nur in dem Falle auszuantworten, daß indes das Heer keine Änderung bewirkt, keinen besseren Vertrag möglich gemacht habe. Seine Instruktionen konnten bei seiner Entfernung nur sehr spät eintreffen, nur im allgemeinen wirken. Aber es bleibt immer merkwürdig, daß er in denselben Tagen, in welchen Bourbon und Lannoy beisammen waren, am 23. April, nachdem er von dem Stillstande wissen mußte, seinen Oberfeldherrn doch auch nicht mit einem Wort erinnert, denselben zu beobachten. „Ich sehe, mein Vetter, daß Ihr gegen Rom zieht", sagt er; er hütet sich wohl, das zu mißbilligen: dort vielmehr, meint er, könne man von einem Stillstand oder auch von einem Frieden handeln; er sende ihm die Vollmacht, obwohl er darin zuerst genannt sei, nicht selbst zu, damit es nicht scheine, als komme er, um Frieden zu bitten, sondern damit man wisse, er werde sich denselben mit Gewalt erzwingen. Mit einem Worte, der Kaiser war es sehr wohl zufrieden, daß sein Heer gegen Rom zog, um sich daselbst bezahlt zu machen und dem Feinde den Frieden vorzuschreiben.

Bemerken wir, daß in diesem Moment auch der Papst nicht mehr geneigt war, den Stillstand, der ihn von seinen Verbündeten trennte, zu halten. Eben in denselben Tagen, am 25. April, schloß er, sei es, daß er die neuen Forderungen der Armee schon erfahren hatte und unannehmbar fand, oder daß ihn

auch die allgemeine Lage der Politik ohnehin dazu bewog, ein neues Bündnis mit der Liga ab, welches zwar nicht bekannt geworden, von dem er aber selbst sagt, es sei darin vieles zum Nachteil des Kaisers enthalten gewesen.

Genug, sowohl der Kaiser als der Papst waren entschlossen, das Kriegsglück wider einander zu versuchen.

Hätten sich die Kaiserlichen durch den früheren Stillstand gebunden gefühlt, so hätten sie nun doch wieder freie Hand gehabt. Bourbon zögerte keinen Augenblick, diesen Vorteil zu benutzen. Nach einigen Demonstrationen gegen Florenz und Arezzo — von Siena unterstützt — schlug er am 28. April die große Römerstraße ein, welche die Kriegsheere und die Pilgerscharen aus dem Norden Jahrhunderte daher so oft abwechselnd gezogen waren. Die Reiterei der Liga war ihm auf den Fersen; vor sich aber fand er keinen Widerstand. Am 2. Mai war er in Viterbo, wo er von den deutschen Herren bewillkommnet wurde; am 4. jagte er die ersten päpstlichen Truppen, die ihm begegneten, unter Ranuccio Farnese, aus Ronciglione; am 5. durchzog er die Kampagna und erschien gegen Abend von dem Monte Mario her vor den Mauern des Vatikan.

So kam das deutsche Heer, wie es von Tirol und Schwaben ausgezogen, ohne irgendwo Widerstand gefunden zu haben, nachdem alles nach beiden Seiten vor ihm zurückgewichen war, vor Rom an, — durch die hinzugekommenen Spanier und Italiener, die auch

in Rom Sold und Rache suchten, in seinem Ingrimm bestärkt, von einem Feldherrn geführt, der, schon von den gewohnten Bahnen des europäischen Lebens abgewichen, in dem Papste den vornehmsten Gegner aller seiner Ansprüche und Aussichten haßte.

Es würde unbegreiflich sein, wie der umsichtige Klemens nicht alle Möglichkeiten benutzte, um das Unwetter zu beschwören, hätte er sich nicht im Grunde immer für den Stärkeren gehalten. In Neapel hatte er Fortschritte gemacht, in der Lombardei nichts verloren; daß der Feind so ungehindert vorrücke, davon maß er die Schuld sich selbst bei, dem Stillstande, den er geschlossen, und der seine Verbündeten irregemacht habe; jetzt, nachdem er diesen zurückgenommen, die Liga erneuert hatte, zweifelte er nicht, daß das Heer derselben, das schon in Toskana stand, ihm noch zur rechten Zeit zu Hilfe kommen würde: bis dahin, meinte er, sollte auch für Rom keine Gefahr sein; die Mauern waren mit Kanonen besetzt, 5000 Hakenschützen geworben; dem nämlichen Hauptmann, der vor drei Jahren den nämlichen Anführer und ein gleiches Heer so glücklich von Marseille abgewehrt hatte, war die Verteidigung Roms übertragen.

Ob es ihm auch jetzt gelingen werde, mußte sich eben zeigen.

Bourbon forderte den Papst auf, dem Kaiser die Stadt zu eröffnen, die demselben, als dem Haupte des römischen Reiches, von Alters her gehörte und auf die dem Bischof kein Recht zustehe; der Papst ließ dem

Trompeter antworten, er möge sich hinwegbegeben, oder man werde ihm eine Kugel durch den Leib schießen.

Hierauf wurden die Hauptleute zu einem Kriegsrate versammelt, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein konnte. Sie sahen sehr wohl, daß sie sich von dem gut geführten Feinde, der hinter ihnen herzog, vor diesen Mauern nicht durften treffen lassen. Sie beschlossen, sich Gott zu befehlen und ohne Verzug Rom „aus dem Stegreife" zu stürmen, wenn auch der Sieg herbe werden sollte.

In der Nacht versäumte man nicht, durch unaufhörlichen Lärm den Feind in Atem zu halten. Indessen bereitete sich alles zum Sturme.

Bourbon gab seinem Beichtvater einen Auftrag, der uns ungefähr den Ideenkreis zeigt, in dem er lebte. Er ließ den Kaiser erinnern: erstens in Zukunft seine Truppen zu befriedigen, vor allen die Deutschen, ohne welche er Italien nicht in Zaum halten könne, sodann sich in Rom krönen zu lassen, was ihm zum Frieden mit dem Papst und zur Unterwerfung der Fürsten sehr nützlich sein werde; von sich selbst versicherte er, seine Absicht sei nur, den Papst zu einem Darlehn für die Besoldung der Truppen zu nötigen und die Krönung des Kaisers vorzubereiten. Man sieht, er fühlte sich ganz als ein Soldat des Kaisers: mit dem siegreichen und befriedigten Heere dachte er Rom besetzt zu halten und seinem Herrn das Ansehen eines alten Kaisers zu verschaffen.

Merkwürdigerweise neigte auch die Meinung eines

Teiles der Bevölkerung innerhalb der Mauern dahin. Rom hatte keine feste, durch ererbte Rechte zusammengehaltene Bürgerschaft, wie damals vielleicht alle anderen Städte in Europa: die Einwohner waren großenteils erst in den letzten Jahren eingewandert. Sie lebten von den Geschäften am Hofe. Da dessen Ansehen und Einkommen Schlag auf Schlag abnahm, so hätten sie es so übel nicht gefunden, wenn die Regierung der Priester durch die Hofhaltung eines mächtigen Kaisers verdrängt worden wäre, die ihnen dieselben Vorteile gewährt hätte.

In der Frühe des 6. Mai, eines Montags, schritten die Kaiserlichen zum Angriff wider die Mauern, welche den Vatikan umgaben. Sie hatten eine Anzahl von Leitern aus den Gattern der Gärten, die man mit Weidenruten aneinanderband, zustande gebracht. Auf der rechten Seite, nach der Porta Santo Spirito zu, übernahmen die Deutschen, auf der linken, nach der Porta Pertusa hin, unmittelbar hinter der Peterskirche, die Spanier, den Sturm auszuführen. Ein dichter Nebel hinderte den Feind, sie mit seinem Geschütz aus der Ferne, etwa von der Engelsburg her, zu erreichen, ja auch nur ihre Annäherung zu bemerken. Wo sie angriffen, waren die Mauern nur niedrig, die Verschanzungen in der Eile aufgeworfen. Indessen wirkte doch das Feuer der Kartaunen, Schlangen und Falkonen, mit denen die Basteien und Bollwerke besetzt waren, so gut, daß der erste Anlauf des einen und des anderen Haufens zurückgewiesen

ward. Auf der Stelle aber schickten sich dieselben zu einem zweiten an. Die Deutschen wurden von Philipp Stumpf angefeuert und nach einer noch bequemeren Stelle geführt. Unter den Spaniern, auf welche der erste Verlust einen gewissen Eindruck gemacht, sah man Bourbon selbst vorangehen und mit eigener Hand eine Leiter ergreifen. Und da gelang es nun zuerst dem verlorenen Haufen der Deutschen, obwohl er von einem Kugelregen empfangen ward, den Wall und die Schanzen zu erobern. Hierauf fanden sie keinen Widerstand weiter. Unter den ersten erstieg Klaus Seidenflicker, ein alter versuchter Hauptmann, sein großes Schlachtschwert in der Hand, die Mauern; dann sprang Michael Hartmann mit einigen Gefährten hinab: sie hatten zuletzt so wenig nachhaltigen Widerstand gefunden, daß sie selbst kaum wußten, wie sie hinübergekommen; in ihrem evangelischen Eifer meinten sie, Gott sei ihnen im Nebel vorangegangen.

Nicht so leicht ward es den Spaniern. Der Oberanführer, Bourbon, ward in dem Moment, in welchem er die Leiter hinaufstieg, von einer Kugel getroffen, ungewiß, ob sie von dem Feinde oder gar aus einem befreundeten Handrohr kam. Er war nur bestimmt gewesen, das Ereignis bis auf den Punkt zu führen, wo es seinem eigenen inneren Antrieb überlassen werden konnte; über ihn dahin ging es nun seinen Lauf weiter. Gerade durch den Verlust des Anführers aber wurden die Spanier zu einem Ingrimm entflammt, dem nichts mehr Widerstand leistete: unter

dem Geschrei „Espana" überstiegen auch sie die Mauer. Leicht waren nun die päpstlichen Geschütze genommen, die Tore und Pforten für die nachdringenden Haufen eröffnet; ein paar hundert Schweizer, die sich auch hier den Landsknechten gegenüber finden ließen, wurden ohne Mühe zurückgeworfen; der Borgo war erobert, ehe der Papst recht wußte, daß der Angriff begonnen: er hatte nur eben noch so viel Zeit, um nach der Engelsburg zu flüchten. Der ursprüngliche Text einer der ältesten Nachrichten meldet, Bourbon sei noch lebend vor die Peterskirche getragen worden — das volle Gefühl des Sieges würde er dann noch empfangen haben —, dort, auf dem Platze, sei er verschieden. Man trug die Leiche in die sixtinische Kapelle.

Das Heer war gut genug diszipliniert, um auch nach seinem Tode in Ordnung zu bleiben, sich fürs erste der Plünderung zu enthalten und dem Papste noch einmal Vorschläge zu machen. Wie Lannoy vor einigen Monaten 200000, Bourbon vor ein paar Tagen 240 000 Skudi, so forderten jetzt die Obersten, unter den Augen des Papstes, 300 000 Skudi und als Sicherheit die Überlieferung der transtiberinischen Stadt. Der Papst, welcher der Hoffnung lebte, jeden Augenblick müsse das Heer der Liga anlangen — denn schon wollte man die ersten Reiter desselben in der Ferne entdeckt haben —, und bis dahin werde sich die eigentliche Stadt zu halten vermögen, wies auch in diesem letzten Moment alle Vorschläge zurück.

Nach vierstündigem Zögern setzten sich die Truppen aufs neue in Bewegung, um ihr Unternehmen zu Ende zu führen. Sie nahmen Trastevere ohne Schwertschlag ein; das Feuer der Handrohre reichte hin, die Zinnen der Mauer zu säubern, und ein paar als Kriegswidder dienende Blöcke genügten, die Tore aus den Angeln zu stoßen; auch die Brücken, die zur eigentlichen Stadt führen, wurden wenig verteidigt. Ungehindert rückten die Sieger in den leeren Straßen — denn schon war alles in die Häuser geflüchtet — vorwärts. Eine Stunde nach Sonnenuntergang war die ganze Stadt in ihren Händen. Bis Mitternacht standen sie noch in ihrer Ordnung; die Masse der Spanier hielt auf der Piazza Navona, die der Deutschen auf Campofiore, in welchen Gegenden damals der meiste Verkehr war; endlich, da weder in der Stadt noch in der Nähe ein Feind sich zeigte, stürzten sie fort nach den Häusern zur Plünderung.

Was für Schätze waren in den letzten 70, 80 Jahren nach Rom geflossen! So viele geistliche Gefälle aus allen Ländern der Erde, Geschenke der Pilger, Erträge von Jubiläen, Einkünfte von den Pfründen, welche den Prälaten gehörten: jede geistliche Gnade war feil gewesen um Geld; — alle diese Reichtümer fielen nun den entblößten, bedürftigen, beutegierigen Truppen in die Hände, die seit so lange auf diese Stunde vertröstet worden waren.

An 20000 Menschen zahlten in den nächsten Tagen die Schatzung; die Kaiserlich-Gesinnten, Gibellinen,

wurden so wenig geschont wie die Guelfen, die Kirchen so wenig wie die Privathäuser; die großen Basiliken vor den Toren San-Lorenzo, San-Paolo wurden geplündert; das Grab des heiligen Peter wurde durchwühlt, der Leiche Julius' II. der goldene Ring vom Finger gezogen: — man rechnete, daß dem Heere gegen 10 Millionen Goldes an Wert in die Hände gefallen seien.

Hiebei machten die Spanier die reichste Beute: sie hatten, man möchte sagen, Witterung von Geld, spürten das Verborgenste auf und wußten es herauszupeinigen.

Die Neapolitaner zeigten sich persönlich noch gewaltsamer, bösartiger. Ein Glück, daß nach einigen Tagen Pompeo Colonna eintraf, der sich Mühe gab, den römischen Adel wenigstens gegen die wildesten Ausschweifungen zu sichern, und eine Art von Asyl in seinem Hause eröffnete.

Die Deutschen waren zufrieden, daß sie endlich wieder zu essen und zu trinken hatten: wenn sie keinen Widerstand fanden, erschienen sie eher gutmütig. Sie ließen die Juden ohne Neid ihren Vorteil machen. In Campofiore ward viel gespielt; die Leute waren plötzlich so reich geworden, daß sie ein paar hundert Gulden auf einen Wurf setzten. Man sah manchen mit goldenen Gefäßen beladen ankommen und, nachdem er alles verspielt, wieder leer nach Hause gehen. Oder sie gaben dem Simon Battista zu essen, den die päpstliche Regierung eingesperrt hatte, weil er die

Plünderung der Stadt geweisſagt: ſie hatten ihn befreit; aber auch ihnen verkündigte er kein Glück: denn Soldatenreichtum und Pfaffengut geht alles denſelben Weg. „Nehmt nur," rief er aus, „raubt nur, Ihr müßt doch alles wieder fahren laſſen". Ihre evangeliſche Meinung entlud ſich in Scherzen, Knechte als Kardinäle verkleidet, einen Doppelſöldner als Papſt mit der dreifachen Krone in der Mitte, ſo ritten ſie in feſtlichem Zuge durch die Stadt, von Trabanten umgeben; vor dem Kaſtell von San-Angelo hielten ſie ſtill: der vermeinte Papſt gab den Kardinälen, ein großes Paßglas ſchwingend, ſeinen Segen; dann hielten ſie Konſiſtorium und gelobten, ſich in Zukunft beſſer zum römiſchen Reiche zu halten; Luther, dem wollten ſie das Papſttum ſchenken.

Zuweilen brach Zwietracht zwiſchen den Nationen aus; dann ward ein Ausſchuß von drei ſpaniſchen und drei deutſchen Hauptleuten gemacht, welche nachts durch die Straßen ritten und die Ordnung handhabten.

Die Anführer lagen in dem Vatikan; der Prinz von Oranien hatte die Zimmer des Papſtes inne. Ein jeder hatte ſeine Pferde ſo nahe wie möglich bei ſich, damit ſie ihm nicht geſtohlen würden.

Auch der Vizekönig war nach Rom gekommen und hatte die alten Unterhandlungen wieder angeknüpft. Eine Zeitlang hoffte der Papſt auf Entſatz: der Herzog von Urbino zeigte ſich in der Nähe, und alle Nächte gab man ihm dreimal vom Kaſtell das Signal, daß

man sich noch halte. Aber er schien zu fürchten, die Deutschen möchten sich besser verteidigen, als ihnen Widerstand geleistet worden. Und sollte er wohl für den Papst etwas zu wagen geneigt sein? War er nicht vor wenigen Jahren von dem Hause Medici auf Leben und Tod bekämpft, aus seinem Lande verjagt worden? Er entfernte sich wieder, ohne das mindeste getan zu haben. Hierauf mußte der Papst doch endlich die Bedingungen eingehen, die er so oft zurückgewiesen und die ihm jetzt, aber noch um vieles gesteigert, vorgelegt wurden. Er versprach, in verschiedenen Terminen 400 000 Skudi zu zahlen; zum Unterpfande ließ er einige der festesten Plätze, die sich noch hielten, in der Lombardei Modena, Parma und Piacenza, in der Nähe Ostia und Civitavecchia, von den Kaiserlichen besetzen. Am 5. Juni ward der Vertrag geschlossen; den Tag darauf zogen Spanier und Deutsche in dem Kastell San-Angelo auf die Wache. Zweihundert der schönsten und stärksten Landsknechte wurden ausgewählt, um bei dem Papste den Dienst zu tun.

Der Kaiser glaubte nunmehr mit Italien bald am Ziele zu sein. Er zweifelte nicht, daß es seiner Armee gelingen werde, mit den Florentinern, die in diesen Bewegungen das Haus Medici verjagt hatten und vom Papst abgefallen waren, eine vorteilhafte Konvention zu schließen; dann sollte sie sich gegen Venedig wenden und ihr Lager im Gebiete der Republik aufschlagen, um auch diese zum Frieden zu nötigen:

da werde ihr die Hilfe von Ferrara zustatten kommen.

In Rom sprach man bereits nicht mehr von der apostolischen, sondern von der kaiserlichen Kammer.

Den Deutschen ward es hier an Ort und Stelle recht einleuchtend, wie dem Kaisertum von den Päpsten mitgespielt worden: man zeigte ihnen die Ruinen der Kaiserpaläste und erklärte ihnen die Kunstgriffe, durch welche dem Kaiser das Land und die Stadt und sogar seine Hofwohnung in der Stadt entwunden worden. Aber sie trösteten sich damit, daß der, welcher sich selbst zum Gott auf Erden erhoben, nun durch die Macht des eifrigen Gottes niedergeworfen sei. Sie waren überzeugt, Gott selbst habe ihnen den Weg über die Alpen geöffnet, über die hohen Felsen, über die sie wie die Gemsen einer nach dem andern gestiegen; er habe sie bei Mantua, wo man sie wie in einem Netze zu fangen gedacht, unverletzt errettet — die erste Kugel habe den besten Hauptmann des Papstes erlegen müssen —; dann habe er sie alle die großen Städte vorüber, vor dem Feinde daher, nochmals über das ungebahnte Gebirge wohlgerüstet vor Rom geführt; im Nebel sei er ihnen über die Mauer vorangegangen. So treffe der starke Gott den Antichrist mit dem Strahle seines Gerichtes. Sie gaben der Hoffnung Raum, daß dagegen nun der junge, teuere Kaiser Karolus durch seine milde Tugend nach dem einigen Wort unseres Seligmachers regieren werde.

Viertes Kapitel.

Besitznahme von Böhmen und Ungarn.

In dem Augenblicke dieser großen Erfolge ergossen sich die deutschen Streitkräfte, und zwar ebenfalls zugunsten des Hauses Österreich, noch nach einer anderen Seite, nach Ungarn hin.

Erinnern wir uns, um den Ursprung und die Bedeutung dieses Ereignisses zu fassen, vor allem, daß die drei östlichen Königreiche der abendländischen Christenheit, Ungarn, Böhmen und Polen, nicht ohne den mannigfaltigsten deutschen Einfluß zu einer festeren Verfassung gelangt, zivilisiert und christianisiert worden waren. Am Ende des vierzehnten Jahrhunderts schien es noch einmal, als sollte die Verbindung sich unauflöslich erneuern. Das in Deutschland vorwaltende Haus, das luxemburgische, besaß Böhmen und Ungarn; die Erbin von Polen ward als Verlobte eines österreichischen Prinzen erzogen.

Aber in allen diesen Ländern war auch ein der deutschen Einwirkung entgegengesetztes Prinzip. Eben dem gefährlichsten Feinde der Deutschen, dem Großfürsten Jagjel von Littauen, gelang es, den Herzog von Österreich vom polnischen Throne zu verdrängen;

später schickte er seinen Neffen Koribut nach Böhmen; sein Sohn erwarb die Krone von Ungarn. Es bildete sich eine jagellonische Konsolidation in dem östlichen Europa, die sich auf der einen Seite den vordringenden Osmanen opponierte, auf der anderen allen deutschen Einfluß ausschloß, und sich, obwohl nach mancherlei Wechsel der Weltschicksale, im Anfang des 16. Jahrhunderts doch noch immer erhielt: Sigismund I. beherrschte Polen und Littauen, Wladislaw II. Böhmen und Ungarn.

Schon hatte sie jedoch keine wahrhaft innere Stärke mehr. Wladislaw II. war nicht der Mann, um den stürmischen Adel in Ungarn in Zaum zu halten. Er hätte nur zum einfachsten Privatleben getaugt. Man bemerkte, er spreche von den Dingen des täglichen Lebens mit einer gewissen Einsicht, jedoch nicht mehr, wenn die Rede auf Staatssachen komme; er wollte nicht daran glauben, wenn man ihm von jemandem etwas Böses sagte, und er war nur schwer dahin zu bringen, ein Todesurteil zu unterschreiben. So machte denn ein jeder, was er wollte. Unter König Matthias hatten die Staatseinkünfte über 800 000 Dukaten betragen; unter Wladislaw fielen sie allmählich auf 200 000; in dem königlichen Palast konnte man bald nach seinem Tode die Ausgaben der Küche nicht mehr bestreiten. Alles geriet in den tiefsten Verfall. Jedes Reich, heißt es in den Satzungen von Tolna vom Jahre 1518, bedarf zu seiner Erhaltung zweierlei Mittel, Waffen und Ge-

setze; in unserem ungarischen Reiche haben wir weder das eine noch das andere.

Unter diesen Umständen fanden es allmählich auch die Jagellonen ratsam, sich wieder an die nächste und mächtigste deutsche Familie, an das Haus Österreich, anzuschließen. Dem Kaiser Maximilian, der, wie er sagt, „seine und der deutschen Nation Gerechtigkeit" an Ungarn und Böhmen keinen Augenblick aus dem Gesicht verlor, gereichte es endlich im Jahre 1515 zu besonderer Befriedigung, beide Könige, Sigismund und Wladislaw, bei sich zu sehen und den engsten Erbvertrag mit ihnen zu schließen. Wladislaw verlobte seinen Sohn und seine Tochter mit einem Enkel und einer Enkelin des Kaisers; Sigismund versprach, sich mit Bona Sforza zu vermählen, die ebenfalls zur österreichischen Verwandtschaft gehörte. Das Jahr darauf starb Wladislaw: Ludwig II. gelangte nun unter der gemeinschaftlichen Vormundschaft Maximilians und Sigismunds auf den Thron. Allmählich setzte sich am Hofe ein deutsches Element fest, besonders nachdem sich Ludwig im Jahre 1521 mit jener Enkelin Maximilians, Maria von Österreich, wirklich vermählt hatte. Noch war aber alles in der größten Unordnung. Herberstein kann nicht Worte genug finden, um den wetteifernden Übermut der Großen, der geistlichen wie der weltlichen, zu schildern: wie die Grenzen ohne Verteidigung lagen, während ihre bewaffneten Scharen die Straßen der Hauptstadt enge machten; wie die lauten Trompeten zum Mittagsmahl

der Magnaten riefen, während es um den König einsam war; — alle Stellen wurden nach Gunst verteilt, die Münze ward verschlechtert. Zuletzt dachte wohl wenigstens die geistreiche Königin daran, die Staatsgewalt zu erneuern; allein schon hatte sich dem Hofe gegenüber eine Macht gebildet, die ihm Widerstand leistete.

Unter König Matthias war besonders das Haus Zapolya emporgekommen, so genannt von einem slawischen Dorfe bei Poschega, von wo es stammte. Diesem Hause vor allem verdankte König Wladislaw seine Thronbesteigung; aber eben darum nahm es auch einen Anteil an der Gewalt, eine gewisse Aussicht auf die Krone selber in Anspruch. Es war wohl das reichste von allen Magnatenhäusern: man zählt 72 Schlösser, die ihm eigentümlich gehörten; seinen vornehmsten Sitz hatte es auf der Burg Trentsin, auf einem steilen Bergfelsen an der Waag; da waren die schönsten Gärten angelegt; gefangene Türken hatten einen etwa hundert Klafter tiefen Brunnen gegraben; alles war durch starke Befestigungen geschützt. Man sagt, dem jungen Johann Zapolya sei schon sehr früh der Besitz der Krone geweissagt worden. Mächtig durch sein reiches Erbe, wie er war, Graf von Zips, Woiwode von Siebenbürgen, sammelte er sehr bald eine starke Partei um sich. Durch ihn hauptsächlich geschah es, daß die Ungarn im Jahre 1505 durch förmlichen Beschluß alle Ausländer von ihrem Throne ausschlossen, einen Beschluß, den sie zwar nicht ohne

Widerspruch zu behaupten vermochten, aber auch nicht unzweifelhaft zurückzunehmen genötigt werden konnten. Im Jahre 1514 gelang es dem Woiwoden, einen höchst gefährlichen Bauernaufruhr durch seine eigene Kriegsmacht zu zersprengen, was ihm der geringere Adel um so mehr als ein Verdienst anrechnete, da nun den Bauern eine desto härtere Knechtschaft auferlegt wurde. Er hätte gewünscht, bei dem Tode Wladislaws Gubernator des Reiches zu werden, sich mit dessen Tochter Anna zu vermählen und dann der kommenden Dinge zu warten. Allein eben hier trat ihm nun die Politik Kaiser Maximilians entgegen. Anna ward mit dem Erzherzog Ferdinand vermählt, Zapolya von der Verwaltung des Reiches ausgeschlossen; auch das vakante Palatinat ward ihm versagt und seinem alten Gegner, Stephan Bathory, gegeben. Er geriet in eine höchst gereizte Stimmung; schon 1518 hielt der Kaiser bei dem Zusammentreten des Rakosch ein paar tausend Mann in Bereitschaft, um im Fall einer Gewalttätigkeit von seiten Zapolyas der ungarischen Regierung zu Hilfe zu kommen. Doch dauerte es bis zum Jahre 1525, ehe Zapolya auf einem Rakosch die Oberhand gewann. Als der König nichtsdestoweniger seine Anträge ausschlug, beriefen seine Anhänger einen außerordentlichen Reichstag nach Hatwan, auf dem sie den Versuch machten, alle Fremden zu entfernen, die ganze Regierung zu verändern und in ihre eigenen Hände zu nehmen. Den Palatin Bathory setzten sie ab und erhoben den

vertrautesten Freund des Woiwoden, Stephan Verböcz, an dessen Stelle. Von Zapolya selbst zweifelte schon niemand, daß er nach der Krone trachte. „Der Woiwode," sagt eine venezianische Relation von 1523, „ist ein guter Kopf, sehr gescheidt, allgemein beliebt; es würde ihm nicht unangenehm sein, wenn das Reich einen Unfall erlitte: er würde es mit seiner eigentümlichen Macht wiedererobern und sich zum Könige machen". „Er trachtet," fügt eine andere im Jahre 1525 hinzu, „mit allen Kräften seines Geistes nach der Krone und bereitet alles vor, um sie zu erlangen".

Es war im Widerstande gegen diese, so rasch auf das letzte Ziel losgehende Macht eines Vasallen, daß dessen Gegner, dadurch bedroht, sich im Frühjahr 1526 enger an den Hof anschlossen, auf einer Reichsversammlung die Beschlüsse von Hatwan für ungültig erklärten, Bathory wieder einsetzten und den König aufforderten, seine Autorität endlich einmal zu brauchen. Die Königin war sehr bereit dazu. Sie forderte eine völlige Freiheit der Finanzverwaltung, eine unmittelbare Abhängigkeit der Grenztruppen. Schon warnte sie der päpstliche Nuntius, nicht allzuviel Holz ans Feuer zu legen.

Jedoch, ehe noch irgend etwas erreicht, vielmehr durch Aktion und Reaktion erst die volle Verwirrung hervorgebracht war, erschien schon der gewaltige Feind, der Osmanensultan Soliman, entschlossen, diesem ganzen Wesen ein Ende zu machen. So lange

standen Osmanen und Jagellonen einander in dem östlichen Europa gegenüber; jetzt war der für ihn günstige Augenblick gekommen, diesen alten Wettstreit wenigstens in bezug auf Ungarn auszufechten. Schon vor fünf Jahren hatte er Belgrad erobert, welches, wie man sich erzählte, unter anderem deshalb nicht unterstützt worden war, weil es der Regierung an 50 Gulden fehlte, um die schon bereit liegende Munition von Ofen nach Belgrad zu schaffen. Seitdem waren auch die Grenzplätze von Kroatien in die Hände des Paschas gefallen; das weite Land war zu einem großen Unternehmen eröffnet. Zu einem solchen fühlte sich nun der Sultan zugleich durch die innere Lage von Ungarn wie durch die allgemeinen europäischen Zerwürfnisse aufgefordert.

König Franz in seiner Gefangenschaft zu Madrid hatte das Mittel gefunden, Soliman um seine Hilfe zu ersuchen: denn einem großen Kaiser stehe es zu, Bedrängte zu unterstützen; es waren in Konstantinopel Pläne gemacht worden, zugleich mit einer vereinigten Flotte Spanien anzugreifen und mit einem Landheere durch Ungarn nach Oberitalien vorzudringen. Soliman war, ohne Bedingungen unterzeichnet zu haben, durch seine Weltstellung ein Verbündeter der Liga, wie der König von Ungarn ein Verbündeter des Kaisers. Am 23. April 1526 erhob sich der Sultan, nachdem er die Gräber seiner Vorfahren und der alten moslemischen Märtyrer besucht, mit seinem gewaltigen Heere aus Konstantinopel, es

mochte 100 000 Mann betragen; unaufhörlich zogen ihm Verstärkungen zu. Er wußte die Mannschaften in der strengsten Unterordnung zu halten. Sein Tagebuch bemerkt, er habe Leute köpfen lassen, weil sie Pferde der Untertanen weggetrieben, oder weil sie die Saaten eines Dorfes zugrunde gerichtet hatten. Er selber glänzte in seiner Jugend durch alle die Eigenschaften der Tatkraft und Eroberungslust, welche seine Vorfahren groß gemacht hatten.

Und wie wären nun die Ungarn in dem Zustande, worin sie sich befanden, fähig gewesen, einem solchen Angriff Widerstand zu leisten?

Ibrahim-Pascha belagerte schon Peterwardein, ehe die Ungarn noch die mindeste Anstalt getroffen hatten. Vorlängst waren die Mannschaften einberufen; aber niemand war erschienen. Man hatte Kontributionen ausgeschrieben; es war so gut wie nichts eingegangen. Nur mit Mühe hatte man 50 000 Gulden auf die Neusohler Bergwerke von Anton Fugger aufgebracht. Mit einem Gefolge von nicht mehr als 3000 Mann ging der junge König Ludwig von Ungarn am 24. Juli ins Feld.

Ibrahim hatte Peterwardein erobert und seinen Sultan mit dem Geschenk von fünfhundert abgeschnittenen Köpfen auf dem ungarischen Gebiet empfangen; das osmanische Heer war nun gegen 200 000 Mann stark und wälzte sich die Donau aufwärts; Soliman ließ in dem Lager ausrufen: sein Ziel sei Ofen. Indessen sammelten sich diesseits um den

König die Truppen einiger Gespanschaften, einzelner Magnaten, einige vom Papst, einige von Polen besoldete Fähnlein; in Tolna konnten 10 000 bis 12 000 Mann um ihn sein.

Vor allem wäre nun notwendig gewesen, die Übergänge der Drau zu besetzen, und dahin eilte der Palatin, der es wenigstens an Eifer nicht fehlen ließ. Allein eine Anzahl Magnaten weigerte sich, ohne den König vorzurücken. Soliman behielt Zeit, eine bequeme Brücke zu schlagen, über die sein Heer fünf Tage lang hinüberzog. König Ludwig sagte: „ich sehe, mein Kopf soll für die ihren haften; wohlan! ich will ihn hintragen"; er begab sich auf die schicksalvolle Ebene von Mohacz, wirklich entschlossen, mit seinem geringen Haufen die ohne Vergleich überlegene Macht des Feindes in offenem Felde zu erwarten.

Noch waren die Truppen des Reiches lange nicht beisammen, die beiden mächtigsten Vasallen, der Ban von Kroatien, der Woiwode von Siebenbürgen, fehlten noch, die böhmisch-mährischen Hilfsvölker waren noch nicht eingetroffen; mit allen neuen Zügen betrug das Heer in Mohacz 20 000 bis 24 000 Mann. Es waren wohl nur wenige dabei, die je einer Feldschlacht beigewohnt. Die Anführung mußte einem Minoriten, Paul Tomory, Erzbischof von Colocza, der sich einst in ein paar Streifzügen hervorgetan, anvertraut werden. Trotz alledem hegten die Ungarn das verwegenste Selbstvertrauen. Sie wären nicht zum

Rückzug zu bewegen gewesen; nicht einmal eine Wagenburg mochten sie um sich schlagen; sowie der Feind am 29. August von den vor ihnen liegenden Hügeln in die Ebene, wo sie lagerten, herabstieg, zögerten sie keinen Augenblick, auf ihn loszugehen. Allein Soliman war eben so vorsichtig, wie sonst überlegen. Die Ungarn dachten die Schlacht durch ungestümen Anfall zu entscheiden; sie trotzten auf ihre Harnische von blauem Stahl; mit Geschütz und Fußvolk waren sie schlecht versehen; sie führten den Krieg im Sinne der früheren Jahrhunderte. Dagegen hatte Soliman die aufkommenden Tendenzen der neueren Kriegskunst für sich, so sehr er übrigens Barbar sein mochte; er wußte sich der Erfindungen der letzten Zeiten zu bedienen; hinter den erwähnten Anhöhen hatte er 300 Feuerschlünde aufgestellt; seine Janitscharen waren im Gebrauche des Handrohres so geübt, wie irgend eine Miliz der Welt. Den Ungarn ward es nicht schwer, die vorgerückten türkischen Geschwader zu zersprengen, die Hügel zu besetzen, und schon glaubten sie wohl, gesiegt zu haben; hier aber erblickten sie erst das unermeßliche Lager der Osmanen; indem sie unaufhaltsam, unbedacht, als sei das Unmögliche dennoch möglich, darauf losstürzten, wurden sie von dem furchtbaren Feuer empfangen, der rechte Flügel von dem Geschütz, das Mitteltreffen von den Handrohren der Janitscharen; indes nahm sie die Reiterei der Sipahi in beide Flanken. Da konnte keine persönliche Tapferkeit etwas helfen; die Ungarn

gerieten auf der Stelle in Unordnung; ihre besten Leute fielen, die übrigen warfen sich in die Flucht. Auch der junge König mußte fliehen. Es war ihm nicht einmal beschieden, im Schlachtgetümmel zu fallen; noch viel elender kam er um. Hinter einem Schlesier her, der ihm den Weg zeigte, war er schon durch das schwarze Wasser gesetzt, das die Ebene durchschneidet; sein Pferd klomm bereits den Abhang des Ufers hinauf, als es ausglitt, zurückstürzte und sich samt dem Reiter im Wasser und Morast begrub. Dadurch ward die Niederlage nun vollends entschieden. Die vornehmsten Führer der Nation, der König und ein großer Teil der Magnaten waren gefallen. Fürs erste war an keinen ferneren Widerstand zu denken. Weit und breit wurde das Land wüste gelegt. Die Schlüssel von Ofen wurden dem Sultan entgegengetragen; er hielt den Bairam daselbst.

Soliman hatte einen jener Siege erfochten, welche die Schicksale der Nationen auf lange Epochen bestimmen. Die Weltmacht, an deren Spitze er stand, welche die islamitischen Prinzipien, wie sie unter den tatarischen Einwirkungen sich in Asien festgesetzt, nach den anderen Erdteilen übertrug, hatte er zu vollem Übergewichte in dem östlichen Europa erhoben. Wer wäre fähig gewesen, es ihr wieder zu entreißen! — Ohne sich gerade um die Behauptung der genommenen Plätze zu kümmern, kehrte er zurück und stellte die Siegeszeichen von Ofen am Hippodrom und in der Moschee Aja Sofia auf.

Daß nun aber zugleich zwei Königskronen, deren Sukzessionen nicht über allen Zweifel erhaben war, hiedurch vakant geworden, mußte in der christlichen Welt gewaltige Bewegungen hervorrufen. Ob es eine europäische Macht wie Österreich geben würde oder nicht, war noch die Frage. Man braucht sie bloß aufzustellen, um innezuwerden, welch eine Bedeutung für die Entwickelung der Weltschicksale und besonders Deutschlands darin liegt. Ehe noch davon die Rede war, wie das Verhältnis mit den Osmanen sich nunmehr gestalten würde, mußte diese große Frage erledigt werden.

Den Ansprüchen Ferdinands auf die beiden Kronen, so unzweifelhaft sie auch in bezug auf die Traktate der regierenden Häuser sein mochten, setzte sich doch das Wahlrecht der Nationen und die Autorität angesehener Mitbewerber entgegen.

In Ungarn erschien, sowie sich die Türken entfernt hatten, Johann Zapolya mit dem stattlichen Heere, das er außerhalb der Konflikte gehalten; die Niederlage des Königs war zugleich die Niederlage seiner Gegner; die Faktion, welche die Beschlüsse zu Hatwan gefaßt, war jetzt die allein herrschende; auf einer Versammlung zu Tokay ward beschlossen, da man ohne einen König und Herrn nichts unternehmen könne, zur Wahl eines solchen zu schreiten, und zu dem Ende wurde ein Reichstag nach Stuhlweißenburg berufen. Schon in Tokay aber soll Johann Zapolya als König begrüßt worden sein.

Indessen faßten die Herzöge von Bayern die Absicht, den böhmischen Thron an sich zu bringen. Von einem und dem anderen ergebenen Großen dieses Landes wurden sie dazu aufgefordert; noch im September sendeten sie ihren Rat, Weissenfelder, nach Prag, und dieser fand die Aussichten so günstig, daß sie beschlossen, eine feierliche Botschaft deshalb nach Böhmen abzuordnen.

Und nicht allein in den beiden Reichen selbst hatten diese Prätendenten einen bedeutenden Anhang; es kam hinzu, daß ihnen die Lage der europäischen Politik überhaupt einen mächtigen Rückhalt gewährte.

In unmittelbare Verbindung trat vor allen Franz I. mit Zapolya; in kurzem fand man einen päpstlichen Abgeordneten bei ihm; und die Deutschen in Rom wenigstens behaupteten, der Papst unterstütze die Faktion des Woiwoden mit Geldzahlungen; er schickte einen Agenten nach Venedig und forderte geradezu, in die Ligue von Cognac aufgenommen zu werden.

Auch in Böhmen hatten die Franzosen seit langer Zeit ergebene Anhänger. Wir finden, daß sie im Jahre 1523 die Absicht hegten, Österreich von Böhmen her anzugreifen, und hiezu mit einem Ahnherrn Wallensteins Verbindungen anknüpften. Da es dem Könige von Polen, der sich seit einiger Zeit von der österreichischen Allianz abgewendet hatte und auch seinerseits Ansprüche auf die böhmische Krone machte, damit nicht gelingen wollte, so versprachen der pol-

nische wie der französische Gesandte ihre Unterstützung dem bayerischen Agenten.

Und zu noch umfassenderen Plänen fühlte sich Herzog Wilhelm von Bayern durch diese politische Kombination angetrieben.

Wir wissen, daß man in Rom die Notwendigkeit empfand, dem Kaiser Karl einen römischen König zur Seite oder vielmehr entgegenzusetzen. Indessen hatte Herzog Wilhelm, einer der ergebensten Anhänger der Kurie, schon selbst den Gedanken in sich aufkommen lassen, sich zu dieser hohen Würde zu erheben, und Schritte dafür getan.

Auf jenem Reichstage im Jahre 1524, wo das Regiment gestürzt wurde, hatten die Häuser Bayern und Pfalz, welche gegen den Adel eine gemeinschaftliche Sache verfochten, ihre alten Streitigkeiten beseitigt und einen neuen Erbverein geschlossen. Leonhard Eck machte dem Kurfürsten von der Pfalz freundschaftliche Vorwürfe, daß er bei der letzten Vakanz seiner eigenen Ansprüche auf die Krone vergessen und später seine Vikariatsrechte dem Regiment abgetreten habe.

Gleich darauf sahen die Fürsten einander auf dem erwähnten Armbrustschießen zu Heidelberg. Herzog Wilhelm verbarg nicht mehr, daß er selbst die römische Krone zu erlangen wünsche.

Auf einer Zusammenkunft zu Ellwangen, kurz nachher, besprachen sie die Sache weiter. Herzog Wilhelm schien bereit, dem Kurfürsten von der Pfalz

den Vorrang zu lassen; da dieser aber keine Anstalt machte, so unterhandelte er ohne allen Rückhalt für sich selbst. Im Herbst 1526 waren sogar dem Kurfürsten von Sachsen Eröffnungen geschehen, wiewohl ohne Frucht, da dieser einer so durchaus anderen Meinung angehörte.

Welche Folgen aber hätte es haben müssen, wenn das Vorhaben des Bayernherzogs gelungen wäre! Man kann sagen: es hätte eine ganz andere Staatengeschichte gegeben. Bayern hätte das Übergewicht in den deutschen und slawischen Ländern über Österreich davongetragen; auch Zapolya hätte, hiedurch gestützt, sich zu behaupten vermocht: die Ligue und damit auch die am schroffsten ausgeprägte päpstliche Meinung hätte im östlichen Europa die Oberhand behalten. Nie gab es ein für die Machtentwickelung des Hauses Österreich gefährlicheres Unternehmen.

Ferdinand betrug sich mit alle der Klugheit und Energie, welche dieses Haus in schwierigen Augenblicken so oft bewährt hat.

Zunächst kam ihm alles auf die Krone von Böhmen an.

Sein Verhältnis als Gemahl der böhmisch-ungarischen Prinzessin, als Bruder der verwitweten Königin, setzte ihn in vielfache persönliche Beziehungen zu den mächtigsten Großen. Er verstand es vollkommen, die Geneigtheiten, die sich hieran knüpften, festzuhalten und für sich zu verwenden, jede keimende Antipathie durch Gnadenerweisungen zu beseitigen. Der einfluß-

reiche Oberstburggraf Löw von Rozmital erhielt die Versicherung, daß man ihm die Rechnungslegung, zu der er verpflichtet gewesen wäre, entweder erlassen oder doch sehr erleichtern werde; auch Schwanberg, Schlick, Pflug, dem Herzog von Münsterberg geschahen erhebliche Zugeständnisse; der Kanzler Adam van Neuhaus war im Geleite der österreichischen Gesandtschaft herbeigeeilt, um sein Ansehen zugunsten Ferdinands geltendzumachen. Indem es hiedurch gar bald dahin kam, daß sich eine Anzahl böhmischer Großen vereinigte, keinen anderen Herrn anzunehmen als den Erzherzog, wurde nichts versäumt, auch der Menge genugzutun. So sehr Ferdinand überzeugt war, daß seiner Gemahlin und deshalb auch ihm ein unzweifelhaftes Erbrecht zustehe, so hütete er sich doch, den Ehrgeiz, welchen die Nation darin suchte, daß sie für einen Fall, wie dieser war, im Besitz einer unbedingten Wahlfreiheit sei, zu beleidigen; er ließ geschehen, daß sein Recht keineswegs als das Hauptmotiv seiner Bewerbung erschien. Den anfangs gehegten Gedanken, den Königstitel auf der Stelle anzunehmen, ließ er auf den Rat seiner Gesandtschaft fahren. Er unterwarf sich der Forderung der Böhmen, einen Teil ihrer Staatsschuld zu übernehmen, so unbequem ihm das auch bei dem gedrückten Zustande seiner Finanzen sein mußte. Auch verschmähte er nicht, die Ausstellungen, die man, wie seine Gesandten ihm schrieben, gegen ihn vorbringe, mit aller Sorgfalt abzulehnen.

Mit einem Worte: alle Maßregeln wurden so gut genommen, daß an dem Wahltage, obwohl der bayerische Agent noch bis auf den letzten Augenblick an dem Sukzeß seiner Unterhandlung gar nicht zweifelte, eine bei weitem überwiegende Majorität in dem Ausschuß der drei Stände den Erzherzog Ferdinand zum Throne von Böhmen berief. Es war am 23. Oktober 1526. Eine feierliche Gesandtschaft ging nach Wien, um denselben zur Besitznahme seines neuen Königreiches, eines der schönsten der Welt, welches noch Schlesien und die Lausitzen umfaßte, einzuladen.

Eine sehr wichtige Frage, die eine noch genauere Erörterung verdiente, wäre wohl, welchen Einfluß hiebei die religiösen Verhältnisse gehabt haben.

Alle Landschaften der böhmischen Krone waren von antirömischen Elementen erfüllt. In Schlesien und den Lausitzen war die evangelische Doktrin zu großer Ausbreitung gediehen; in Böhmen und Mähren bildeten die Utraquisten eine überaus mächtige Gemeinschaft. Läßt es sich denken, daß man bei der Wahl eines Königs nicht auf diese konfessionellen Verhältnisse Rücksicht genommen haben sollte?

Verglich man aber in dieser Hinsicht die Bewerber, wie weit war da Ferdinand einem Herzog von Bayern vorzuziehen! Die Herzöge zeigten sich als unbedingte Anhänger des Papsttums, als scharfe Religionsverfolger. Der Erzherzog dagegen, so katholisch er sich hielt, so viel Sorge er auch trug, daß er so erschien — wie es denn in allen jenen Reichen auch eine

noch immer sehr bedeutende katholische Partei gab —, hatte doch seit einiger Zeit in seinen Erblanden wieder eine gemäßigte Stellung angenommen; wir sahen, wie wenig er die weltlichen Rechte des Klerus liebte, wie zweideutige Beschlüsse der deutsche Reichstag unter seiner Vermittelung gefaßt hatte. Überdies war er in diesem Momente in offenem Kriege mit dem Papste; die böhmische Wahl fällt in die Tage, in denen die Landsknechte Frundsbergs geworben wurden.

Wir finden nichts von den Verhandlungen, welche in dieser Hinsicht gepflogen worden sein mögen; aus den Rezessen aber ergibt sich, daß sich Ferdinand zu sehr bemerkenswerten Konzessionen herbeiließ.

Man weiß, daß der römische Hof die Kompaktate des Baseler Konziliums — wie späterhin so viele andere ihm ungünstige Verträge — niemals vollständig anerkannt, ihre Bestätigung seit Pius II. ausdrücklich verweigert hatte. Ferdinand gelobte jetzt, die Kompaktate zu ihrer vollen Gültigkeit zu bringen und hierüber mit dem Papste unter der Voraussetzung zu verhandeln, als ob sie bestätigt seien.

Eine der größten Beschwerden der Utraquisten war, daß es ihnen schon lange Jahre an Bischöfen fehlte, um ihre Priester zu weihen, und zu mancher seltsamen, ja verderblichen Auskunft hatten sie sich deshalb genötigt gesehen. Ferdinand versprach, ihnen einen Erzbischof zu verschaffen, welcher die Kompaktate in Beziehung auf Geistliche und Weltliche vollziehe.

Genug, er übernahm die Verpflichtung, die Ansprüche der Utraquisten nicht nur zu schützen, sondern zu neuer Anerkennung zu bringen.

Wohl mochte das dadurch erleichtert werden, daß sich in den Utraquisten jetzt selbst eine den Anhängern Luthers entgegengesetzte Partei regte; allein diesem Gegensatze zum Trotz wurden sie immer als Ketzer betrachtet.

Und auch der allgemeinen kirchlichen Irrungen ward hiebei nicht ganz vergessen. Ferdinand versprach den Böhmen, auf eine christliche Vereinigung und Reformation Bedacht zu nehmen, ein Versprechen, das wohl an sich nach beiden Seiten ausgelegt werden kann, aber, da darin nur von der Teilnahme des Kaisers, nicht des Papstes, nur von irgendeiner Versammlung, welche es auch sei, nicht von einem allgemeinen Konzilium unter Teilnahme aller christlichen Nationen die Rede ist, doch schwerlich in anderem Sinne verstanden wurde, als an den deutschen Reichstagen.

Und noch unzweifelhafter, ohne alle Zweideutigkeit, drückten sich die Schlesier aus.

Nachdem sie auf einer Ständeversammlung zu Leobschütz, 4. Dezember 1526, das Erbrecht Ferdinands, wiewohl nicht ohne den Schein einer gewissen Freiheit, anerkannt, beauftragten sie die Abgeordneten, welche diese Botschaft nach Rom zu bringen übernahmen, bei der ein paar sehr entschieden evangelische Fürsten waren, Friedrich von Liegnitz und Georg

von Brandenburg, bei dem neuen Könige und obersten Herzoge die Beilegung der Religionsirrungen in Anregung zu bringen, „dem Evangelio und Worte Gottes gemäß". So ersuchten denn auch die Abgeordneten den König, auf die Errichtung einer christlichen Ordnung eben nach Maßgabe des Evangeliums Bedacht zu nehmen, damit alle in Liebe und Einigkeit untereinander leben. Ferdinand erwiderte, er werde alles tun, was zu christlicher Einigkeit und dem Lobe des allmächtigen Gottes gereiche.

Der hergebrachten Meinung gegenüber sieht es paradox aus, aber im Angesicht der allgemeinen Kombination der Ereignisse dürfen wir es aussprechen, daß die politisch antirömische, religiös gemäßigte Haltung, welche das Haus Österreich in diesem Zeitpunkt eingenommen, dazu beitrug, ihm den Gehorsam in diesen Ländern zu verschaffen, die mit so mannigfaltigen Elementen der Opposition gegen Rom erfüllt waren.

Wunderbares Verhängnis, wenn die schroff-römische Meinung, welche Bayern verfocht, gleich im ersten Moment dazu mitgewirkt hat, seine Pläne nach außen hin zu hintertreiben!

Am Geburtstage seines Bruders, 24. Februar 1527, ward Ferdinand in Prag gekrönt; am 11. Mai nahm er auf dem Markte von Breslau die Huldigung an; die deutschen Fürsten eilten herbei, die Lehen der böhmischen Krone von dem neuen Lehnsherrn zu empfangen.

Ein moskowitischer Gesandter, der damals am Hofe eintraf, bezeigte sein Erstaunen, daß ein so herrliches Reich ohne Schwertschlag in die Hände eines neuen Herrn übergegangen war.

Nicht so leicht, nicht so friedlich jedoch entwickelte sich die ungarische Angelegenheit.

Eine gewisse Analogie in religiöser Hinsicht bot auch Ungarn dar. Königin Maria, um welche sich die österreichische Partei sammelte, galt für eine Freundin der neuen Meinungen; sie hielt die Fasten nicht, las lutherische Schriften, hatte Anhänger Luthers an ihrem Hofe; im November 1526 widmete ihr Luther vier Psalmen zum Trost in ihrem Unglück. Es scheint, als ob die Verwendung kirchlicher Schätze zu den Rüstungen gegen die Türken, bei der es ziemlich gewaltsam hergegangen war, viel böses Blut bei den Ungarn gemacht habe. Der Woiwode war selbstständig genug, um das in seinem Gebiete zu verhindern. Dagegen nahmen die Zapolyaner eine streng altgläubige Miene an; sie setzten 1525 den Beschluß durch, daß alle Lutheraner ausgerottet, — wo man sie nur finde, verbrannt werden sollten; ihr Wortführer Verböcz galt bei den Deutschen als ein großer Gleißner; von seinem Hause hatte er zu ununterbrochener Kommunikation einen hölzernen Gang nach dem nahen Barfüßerkloster anbringen lassen. Von politischen Folgen dieser entgegengesetzten Stimmungen wird man jedoch noch in Ungarn nicht viel inne. Die Hinneigungen zu einer ab-

weichenden Kirchenform waren noch zu zerstreut, zu geringfügig, um eine irgend merkliche Wirkung zu haben. Ferdinand, dem man es früher zum Vorwurf gemacht, daß er seine Gemahlin mit lauter Deutschen umgeben, welche alle Lutheraner seien, suchte seine katholische Reputation sorgfältig zu behaupten. Den Karfreitag 1527 bezeichnete er damit, daß er seiner Schwester Vorstellungen über ihre religiösen Hinneigungen machte. Am Fronleichnamstage 1527 sah man ihn in Wien in der Prozession einhergehen, in königlichem Schmuck, mit dem Schwerte umgürtet, sein Gebetbuch in der Hand; er sah um sich her, ob auch jedermann dem Hochwürdigen noch die gebührende Ehrfurcht beweise. Von Zeit zu Zeit ließ er Mandate zur Aufrechterhaltung der alten Gebräuche erscheinen.

In Ungarn kam es zurzeit noch mehr auf die Übermacht der Waffen an als auf die religiösen Verhältnisse.

Man könnte nicht sagen, daß sich die ganze Nation in zwei entgegengesetzte Parteien gespalten hätte, sondern es hatten sich in ihrer Mitte zwei politische Tendenzen gebildet, die eine des Hofes und des Palatins, die andere der Opposition und Zapolyas; nach der Niederlage bei Mohacz standen sie einander ebenso gegenüber wie vor derselben; das Übergewicht einer jeden hing dann immer von der momentanen Beistimmung der größeren Anzahl ab, die sich weder der einen noch der anderen entschieden zugesellt hatte.

Anfangs, als Zapolya in dem allgemeinen Ruin bewaffnet und mächtig hervortrat, hatte er die unbestrittene Oberhand. Die Hauptstadt des Reiches rief ihn an, sie in seinen Schutz zu nehmen; dann zog er nach Stuhlweißenburg, wo seine Anhänger alle etwa Widerstrebenden mit sich fortrissen; die nationalen Gefühle der Ungarn waren für ihn; er ward gewählt und gekrönt (11. November 1526); auch in Kroatien ward er auf einem Landtage anerkannt; er besetzte alle die zahlreichen, durch den Unfall von Mohacz erledigten Stellen, geistliche und weltliche, mit seinen Freunden. Wir gedachten der Unterhandlungen, die er nach allen Seiten hin anknüpfte. In Venedig und Rom, in München und Konstantinopel finden wir seine Agenten. Er lächelte, als man ihm einmal ein Schreiben von Ferdinand zeigte, worin die Ungarn zum Abfall von ihm aufgefordert wurden; er meinte, nicht auf diese Weise erobere man Königreiche.

Indessen in kurzem entwickelte Ferdinand auch andere Mittel.

Soviel Haltung hatte die Partei des alten Hofes doch noch, um auch für ihn, den Gemahl einer Jagellonin, für den so viele alte Verträge sprachen, einen Reichstag zustande zu bringen — zu Preßburg, ebenfalls im November 1526, wo er zum Könige gewählt ward. Stephan Bathory, Alexius Thurzo, der Bischof von Wesprim, machten sich dabei besonders verdient; wir haben ein Diplom von Ferdinand,

worin er seine Anhänger nennt, ihnen seinen Dank ausspricht und ihnen seine Hilfe, für die Zukunft die besten Stellen zusichert. Auch an Geldzahlungen ließ er es nicht fehlen, wie ihn denn seine Schwester Maria erinnerte, er könne jetzt mit einem Gulden mehr ausrichten als in Zukunft vielleicht mit einer großen Summe. So schwer sie ihm wurden, so reichten sie doch nicht hin, um den Unstätigkeiten der Magnaten ein Ende zu machen. Ferdinand sah wohl ein — er hatte Verstand genug, um sich keine Illusion darüber zu machen —, daß es vor allem auf die Übermacht in den Waffen ankomme. Die Erwerbung der böhmischen Krone trug bei, daß er allmählich die nötigen Kräfte dazu erlangte; auch empfing er einige Geldunterstützung von seinem Bruder. Wenn er zögerte und die Unterhandlungen nicht zurückwies, welche der König von Polen zu Olmütz einleitete, so geschah das — wir haben einen Brief übrig, worin er es ausdrücklich sagt — nur deshalb, weil er Zeit gewinnen und sich rüsten wollte. Endlich war er so weit.

Am 31. Juli 1527 langte Ferdinand auf der großen Straße von Wien nach Ofen bei dem halbverfallenen Turme an, welcher die Mark zwischen Österreich und Ungarn bezeichnet; der Palatin und ein paar hundert ungarische Reiter empfingen ihn; er stieg ab, sowie er die ungarische Erde berührte, und beschwur die Privilegien des Reiches. Er hatte ein stattliches Heer ins Feld gebracht. Die Bewilligungen seiner neuen Reiche hatten ihn instand gesetzt, ein treffliches Fuß-

volk zu werben; schon war Katzianer voran; er zeichnete sich diesmal durch die strengste Mannszucht aus, zu der er auch die Böhmen anzuhalten wußte; Rogendorf, der von Spanien wiedergekommen war, und die in Italien vielversuchten Hauptleute Marx Sittich und Eck von Reischach hatten die geübtesten Landsknechte herbeigeführt. Außerdem hatten sich die neuen Lehnsleute des Königs, Kasimir von Brandenburg, Georg von Sachsen und der alte Kriegsmann Erich von Braunschweig, bewegen lassen, dem Könige mit einigen Geschwadern deutscher Reiter zu Hilfe zu kommen. Kasimir, obwohl er sich fortwährend zu einer zwar gemäßigten, aber doch unzweifelhaft evangelischen Meinung bekannte, ward mit der Oberanführung beauftragt. Nikolaus von Salm, den wir in der Schlacht von Pavia, Johann Hilchen, den wir in der Umgebung Sickingens kennen lernten, finden wir bei diesem Heere. Es zählte 8000 Mann zu Fuß, 3000 zu Pferde. Dem Könige riet man anfangs, seine Person nicht zu gefährden, damit es ihm nicht etwa gehe, wie soeben seinem Vorgänger; da er aber in diesem Moment die Nachricht erhielt, daß ihm ein Sohn geboren worden, und die Sukzession dadurch festgestellt war, so ließ er sich nicht abhalten, dem Feldzuge beizuwohnen.

Auch entwickelte sich derselbe nicht sehr gefährlich. Die ersten Festungen fielen ohne viel Widerstand: Komorn, Tata, Gran; das treffliche Geschütz, die glühenden Kugeln brachten die Besatzungen in Ver-

zweiflung. Unaufgehalten rückten die Deutschen vor. Sowie sich zeigte, daß Ferdinand siegen dürfte, begann der Abfall unter den Anhängern Zapolyas. Zuerst ging die Donauflotte über, was ebensoviel militärischen wie moralischen Einfluß hatte; dann trat der Banus Batthyany, der seine Partei schon ein paarmal gewechselt, zu Ferdinand zurück; Peter Perenyi, den man als den ersten evangelischen Magnaten in Ungarn ansieht, Valentin Török, von dem man vermutet, der Wunsch, im Besitz einiger eingezogenen geistlichen Güter zu verbleiben, habe ihn dazu vermocht, erschienen mit stattlichem Gefolge; dem Beispiele der Großen folgten unzählige Geringere nach. Zapolya sah, daß sein Gegner der Stärkere war; er wagte es nicht, ihm im Felde zu begegnen; er getraute sich auch nicht, die Hauptstadt gegen ihn zu behaupten; er zog sich nach seinem eigentümlichen Gebiete zurück. Am 20. August, dem Tage des heiligen Stephan, hielt Ferdinand seinen Einzug in Ofen.

Während sich die Stände des Reiches dort um ihn sammelten, verfolgten die deutschen Reiter, unter Nikolaus von Salm (Markgraf Kasimir starb zu Ofen), den König-Woiwoden die Theiß hinauf. Niemals hatten die deutschen Truppen sich wackerer gezeigt. Sie hatten oft weder Fleisch noch Brot und mußten von den Früchten des Herbstes in den Gärten sich nähren; die Einwohner schwankten,—unterwarfen sich und fielen dann wieder ab; die Truppen Zapolyas, von der Kenntnis des Terrains unterstützt, machten

ein paarmal sehr gefährliche nächtliche Überfälle; aber die Deutschen entfalteten in den Momenten der Gefahr die Gewandtheit und Entschlossenheit einer altrömischen Legion; auch übrigens zeigten sie eine herrliche Ausdauer in den Beschwerden; sie schlugen Zapolya bei Tokay aufs Haupt und zwangen ihn, Ungarn zu verlassen. Darauf hatten sie auch die Ehre, den deutschen Erzherzog nach Stuhlweißenburg zu begleiten, in ihren glänzenden Harnischen, die seidenen und zerschnittenen Wappenröcke darüber. Am 3. November 1527 ward Ferdinand in Stuhlweißenburg gekrönt; von den Magnaten des Reiches hielten nur noch fünf an Zapolya fest. Der Sieg konnte vollkommen scheinen.

Sehr wohl aber fühlte Ferdinand, daß er das mit nichten war. „Monseigneur", schrieb er noch im November an seinen Bruder, „ich zweifle nicht, daß Euch die Natur der Ungarn, die Veränderlichkeit ihres Willens bekannt ist. Sie müssen von nahebei in Zaum gehalten werden, wenn man ihrer gewiß sein will." Nur mit großer Bedenklichkeit entschloß er sich, Ungarn in diesem Augenblick wieder zu verlassen.

Auch in Böhmen war er noch lange nicht sicher. Seine bayerischen Nachbarn gaben die Hoffnung nicht auf, ihn bei der ersten Wendung der allgemeinen Angelegenheiten vom Throne zu stoßen.

Und indessen rüsteten sich die Osmanen, in der Meinung, jedes Land, wo das Haupt ihres Herrn ge-

ruht, gehöre ihnen von rechtswegen, nach Ungarn zurückzukehren, entweder, um es für sich selbst zu behalten, oder auch, um es fürs erste, wie das immer ihre Sitte gewesen, einem dortigen Oberhaupte, eben dem Zapolya, der die Verbindung mit ihnen eifrig suchte, als ihrem Lehnsmanne zu überlassen.

Eine Lage der Dinge, bei der die wichtigsten Verhältnisse noch oft von der Entscheidung des Schwertes abhängen sollten. Sich in der eingenommenen Stellung zu behaupten, hatte das Haus Österreich kein Mittel als die Hilfe des Reiches, die es unaufhörlich in Anspruch nehmen mußte. An die Deutschen kam jetzt die Verteidigung der Christenheit gegen die Osmanen.

Fünftes Kapitel.

Gründung evangelischer Territorien.

So großartig entwickelten sich inbezug auf die auswärtigen Verhältnisse die Momente, welche am Reichstage zu Speier zusammentrafen.

Zugleich aber entsprangen daraus noch andere Folgen, in Beziehung auf das Innere des Reiches und der Kirche, welche, wie viel unscheinbarer sie auch auftraten, doch in sich selbst und für die gesamte Zukunft ohne Zweifel noch bedeutender waren. Auf dem Grund des Reichsabschiedes unternahmen die evangelisch-gesinnten Stände eine neue kirchliche Einrichtung ihrer Landschaften; sie schritten dazu, sich von der weltumfassenden Hierarchie der lateinischen Kirche definitv abzusondern.

Wie es aber zu geschehen pflegt, daß sich bei dem Beginne durchgreifender Änderungen zunächst immer die dem Bestehenden am entschiedensten entgegengesetzten Grundsätze hervorheben, so stellte sich auch hier das entfernteste Ziel dem Auge zuerst dar; es machten sich Ideen geltend, welche der strengen Monarchie des Papsttums am meisten widersprachen.

Luther selbst hatte wohl früher dahin gewirkt. Im Jahre 1523 hatte er den Böhmen, welche in eine unerträgliche Verwirrung gerieten, weil sie an der Not-

wendigkeit der bischöflichen Ordination festhielten, den Rat gegeben, ihre Pfarrer und Bischöfe ohne Bedenken selbst zu wählen. „Mit Gebet möchten sie sich vorbereiten", sagte er ihnen, „dann in Gottes Namen zusammentreten und zur Wahl schreiten." Die Angesehensten unter ihnen möchten dem Erwählten getrost die Hände auflegen; sei das in mehreren Gemeinden geschehen, so stehe dann den Pfarrern das Recht zu, sich einen Obern zu wählen, der sie besuche, wie Petrus die ersten Christengemeinden. Ideen dieser Art waren in jenen Jahren, wie in der Schweiz, so in Deutschland sehr populär und verbreitet. In Magdeburg, das sich sonst ganz nach dem wittenbergischen Muster richtete, ging man von der Behauptung aus, daß die christliche Gemeinde das Recht habe, Diener des Wortes Gottes zu wählen, nicht allein der Bischof. Eine an sich ganz unbedeutende Gemeinde findet sich, die ihrem neu eintretenden Pfarrer erklärt, er sei nicht ihr Herr, sondern ihr Knecht und Diener, ihm vor allen Dingen verbietet, sich gegen irgendeinen Pfarrverwandten an den bisherigen Bischof zu wenden, und ihn mit Absetzung bedroht, wofern er nicht bei dem einigen, ewigen Worte Gottes bleibe. In sich selbst sehen die Gemeinden den Ursprung der geistlichen Gewalt. Nur auf einer rein demokratischen Grundlage wäre dann der Aufbau einer neuen Kirche emporgestiegen.

In der Tat machte man jetzt in einem großen deutschen Fürstentum einen Versuch dazu.

Nichts ist merkwürdiger, als der Beschluß der Synode, welche Landgraf Philipp im Oktober 1526 mit den geistlichen und weltlichen Ständen seines Landes zu Homberg hielt. Die Einwendung des Franziskaner-Guardians von Marburg, daß auf einer so kleinen Versammlung nicht über Angelegenheiten entschieden werden könne, welche vor ein allgemeines Konzilium gehören, war leicht beseitigt, da eben auf dem Reichstage die Unmöglichkeit, ein solches abzuwarten, anerkannt worden war. Dagegen drang Franz Lambert mit dem entgegengesetzten Grundsatze durch, daß alle Christen des Priestertums teilhaftig seien, die wahre Kirche nur in ihrer Gemeinschaft bestehe und diese Kirche nach dem Worte Gottes über die Glaubenssachen zu entscheiden habe. Man faßte die Idee, eine Kirche zu konstituieren, welche aus lauter Gläubigen bestehe, und stellte dazu folgenden Entwurf auf.

Nachdem eine Zeitlang gepredigt worden, soll eine Versammlung gehalten und jedermann gefragt werden, ob er sich den Gesetzen zu unterwerfen gesonnen sei oder nicht. Die, welche sich weigern, gehen hinaus und werden als Heiden betrachtet; die aber, welche in der Zahl der Heiligen sein wollen, werden aufgeschrieben; sie lassen es sich nicht kümmern, wenn ihrer anfangs nur wenige sind: denn Gott wird schon ihre Anzahl vermehren; sie sind es, welche die Gemeinde ausmachen. In ihren Versammlungen werden nun vor allem die geistlichen Vorsteher gewählt,

die man hier schlechthin Bischöfe nennt. Man kann dazu tadellose und unterrichtete Bürger von jeder Profession wählen; doch nur auf so lange nimmt man sie an, als sie das reine Wort Gottes verkündigen. Jede Gemeinde hat einige Mitglieder, welche den Dienst der Armen besorgen, eine gemeinschaftliche Kasse, zu der alle beitragen, aus der die Armen, auch die um des Evangeliums willen Verjagten, unterstützt werden; besonders wohnt einer jeden das Recht der Exkommunikation bei. Die Verbrechen werden genannt, welche diese Strafe nach sich ziehen; nur nach eingestandener und bereueter Missetat kann die Absolution erfolgen. Lambert suchte mit der Unabhängigkeit der gläubigen Gemeinden zugleich die strengste Kirchenzucht zu verbinden; ein tiefer Ernst heiligt die Ansprüche, die er erhebt. Alle Jahre sollen sich die Kirchen, durch Bischöfe und Abgesandte aus der Gemeinde repräsentiert, zu einer Generalsynode versammeln, wo alle Klagen zu erledigen, alle Zweifel zu schlichten sind. Es wird ein Ausschuß von Dreizehn gewählt, der die Sachen vorbereiten und sie der Versammlung zur Entscheidung nach dem Worte Gottes vorlegen soll. Von der Generalsynode, deren Zusammenkunft man immer auf den dritten Sonntag nach Ostern festsetzt, werden drei Visitatoren gewählt, welche den Zustand jeder einzelnen Kirche zu untersuchen haben.

Es ist sehr bemerkenswert, daß ein Ausländer, ein Franzose, von Avignon, welcher jedoch, von Zwingli

bekehrt, in Luthers Schule von der evangelischen Lehre durchdrungen worden, diese Ideen so weit ausbildete. Es sind dieselben, auf welche die französische, schottische und amerikanische Kirche späterhin gegründet worden, von denen man wohl sagen kann, daß das Dasein, die Entwickelung von Nordamerika auf ihnen beruht. Sie haben eine unermeßliche, welthistorische Wichtigkeit. Gleich bei dem ersten Versuche traten sie auf; eine kleine deutsche Synode nahm sie an.

Eine andere Frage aber war es, ob sie in Deutschland und zwar damals auszuführen sein würden. Wenigstens Luther war von allen Anwandlungen nach dieser Seite hin bereits zurückgekommen, und dieser Homberger Entwurf erschreckte ihn eher, als daß er ihn angezogen hätte. Eine umfassende Gesetzgebung ohne historische Grundlage war ganz gegen seinen Sinn: habe doch selbst Moses nur das aufgezeichnet, was gebräuchlich und im Volke herkömmlich gewesen; in diesen Dingen müsse alles nur langsam angehen. „Wenig und wahr", war sein Spruch.

Bei seinem ganzen Unternehmen war ihm der Wunsch des höheren weltlichen Standes, sich von dem Druck der unmittelbaren geistlichen Aufsicht loszureißen, zu statten gekommen: die Menschen wollten sich einen gleichen Zwang unter anderer Form nicht wieder auferlegen lassen. Ferner fand Luther, er habe keine Leute zu einer Einrichtung dieser Art. Er schalt oft über die ungelehrige Hartnäckigkeit der

Bauern, welche nicht einmal dahin zu bringen seien, ihre Geistlichen zu ernähren; er meinte, mit den Ordnungen der Kirche verhalte es sich noch, als wenn sie unter Türken und Heiden auf einem freien Platz ausgeübt werden sollten: der größte Teil stehe und gaffe, als sehe er etwas Neues. Endlich aber, das Wesen der Ereignisse in Deutschland führte nicht dahin. Wenn jene Ideen, die wir als kirchlich-demokratisch bezeichnen können, später in anderen Ländern zur Herrschaft gelangten, so geschah das auch deshalb, weil sich da die neue Kirche in Widerspruch mit den Staatsgewalten festsetzte: sie bildete sich wirklich von unten her, sie hatte einen demokratischen Ursprung. Durchaus anders aber war es in Deutschland. Die neuen Kirchen wurden unter dem Schutze, dem unmittelbarsten Einflusse der zunächst regierenden Gewalten gegründet. Es ist natürlich, daß davon auch ihre Gestaltung bestimmt ward.

Denn nicht in völliger Unbedingtheit erscheinen die Ideen in der Welt. Der Moment ihres Hervortretens beherrscht ihr Dasein auf immer: so leben sie fort, wie sie zum Leben gelangten.

Es ist wohl der Mühe wert, an der Stelle, wo wir angekommen, wo wir nun die Gründung der evangelischen Kirche näher zu betrachten haben, uns die Umstände zusammenfassend zu vergegenwärtigen, unter denen sie geschah. Wir werden die Rechtmäßigkeit des dabei eingeschlagenen Verfahrens danach näher würdigen; aus der Geschichte wird sich

wenn ich mich nicht irre, das Prinzip des evangelischen Kirchenrechts, auf welches alles gebaut worden ist, ergeben.

Erwägen wir dann vor allem, daß es innere, kirchliche Irrungen waren, von welchen die Bewegung herkam, daß der Abfall innerhalb der eigentlich kirchlichen Kreise geschah. Eine Universität mit ihren Zöglingen machte den Anfang, die niedere Geistlichkeit in einem großen Teile von Deutschland folgte nach: sie waren es, welche die Überzeugungen aller Stände, der geringsten wie der vornehmsten, umwandelten, mit sich fortrissen. Der bisherige Kultus fiel an unzähligen Stellen ganz von selbst.

Es wäre zunächst die Sache der geistlichen Gewalt gewesen, diese Bewegung zu erdrücken; allein sie vermochte es nicht. Die Bulle des Papstes ward nicht ausgeführt. Den Anordnungen der Bischöfe lieh man in einem Teile des Reiches von weltlicher Seite den Arm nicht mehr. Die neuen Überzeugungen waren in einer Anzahl von Reichsfürsten so stark geworden, daß sie sich nicht dazu verpflichtet achteten.

Die kirchliche Gewalt hatte sich deshalb an die kaiserliche gewendet: ein Edikt zu ihren Gunsten war ergangen; allein wie dessen Ursprung nicht in einem großen Gefühl der allgemeinen Notwendigkeit, sondern in einseitigen politischen Rücksichten lag, so hatte man gar bald unmöglich gefunden, es auszuführen. Nach alle dem Hin- und Widerfluten der religiösen Bewegungen hatte man sich endlich am Reichstag entschlossen, es

zwar nicht zu widerrufen, aber doch in eines jeden eigenes Ermessen zu stellen, ob er es ausführen wolle oder nicht.

Was sollte nun unter diesen Umständen in den von den Reformationsideen ergriffenen Gebieten geschehen? Sollten die Fürsten eine Autorität wiederherstellen, mit der sie unaufhörlich in bitteren Zwistigkeiten gelegen, die einen allgemeinen nationalen Widerwillen gegen sich erweckt hatte und deren Amtsführung sie sogar für unchristlich hielten? Der Reichsabschied befahl ihnen das nicht. In diesem ist davon die Rede, daß niemand seiner Güter und seines Einkommens zu berauben sei; der Herstellung der geistlichen Jurisdiktion hatte man absichtlich nicht gedacht. Oder sollten sie warten, bis einmal ein Konzilium zusammenträte und Ordnung machte? Es war nicht abzusehen, wann das geschehen würde: der Reichstag selbst hatte es unmöglich gefunden. Man durfte die Dinge nicht ihren inneren Trieben oder dem Zufall überlassen. Sollte nicht eine wilde Anarchie sich Bahn brechen, so mußten die bestehenden rechtmäßigen Gewalten dazu schreiten, Ordnung zu machen.

Fragen wir, was die deutschen Fürsten hiezu berechtigte, so läßt sich ihnen wohl nicht eine Art bischöflicher Gewalt zuschreiben, wenigstens im Anfang nicht. Eben bei dieser Gelegenheit erklärt Luther ausdrücklich, „der weltlichen Obrigkeit sei nicht befohlen, geistlich zu regieren“. Eher ließe sich eine

andere Meinung, die man aufgestellt hat, verteidigen, daß nämlich die bereits bestehende Kirche den Landesherren das Amt der Oberaufsicht aufgetragen habe; in der Tat aber war die neue Kirche noch nicht konstituiert; daß sie ein Recht übertragen dürfe, traute sie sich selbst nicht zu. Luther, der alle diese Dinge bei sich überlegte und nichts ohne vollkommene Sicherheit tun wollte, spricht nur davon, daß man die Fürsten ersuchen möge, sich aus Liebe und um Gottes willen dieser Sache anzunehmen. Und ohne Zweifel bildet das für die ganze Folge einen der wichtigsten Gesichtspunkte; doch schließt er mehr eine Pflicht ein, als daß er ein Recht gäbe.

Das eigentliche Recht leitet sich, wenn ich nicht irre, aus einem anderen Ursprunge her.

Sollte wohl jemand dem Reiche die Befugnis absprechen, in der Verwirrung, in die man geraten war, auf einer regelmäßigen Zusammenkunft, wie die zu Speier beabsichtigte, Anordnungen auch über die kirchlichen Angelegenheiten festzusetzen? Es ist wahr: man hat schon damals von mehr als einer Seite allerlei Bedenken dagegen vorgebracht: die spätere Zeit hat dieselben jedoch gehoben. Wir müßten sonst an der Rechtsbeständigkeit des Religionsfriedens sowie des westfälischen Friedens zweifeln, welche doch beide von der päpstlichen Gewalt niemals anerkannt worden sind. Was hätte daraus hervorgehen müssen, wenn die Reichsversammlung, auf dem Wege, den sie durch die Reichsabschiede von 1523 und 1524 einge-

schlagen, fortschreitend, sich ihres Rechtes bedient und eine Reform für alle Stände angeordnet hätte: die großartigste Umgestaltung würde erfolgt sein. Allein die Reichsversammlung konnte sich nicht so weit vereinigen. Sie gab darum ihre Befugnis nicht auf, wie sie denn später darauf zurückgekommen ist. Damals fand sie es angemessen — und das ist der Moment, von dem alles ausgeht —, die Ausübung ihres Rechtes den Territorialgewalten anheimzustellen.

Denn etwas anderes heißt es nicht, wenn sie es den Fürsten überläßt, über die Befolgung oder Nichtbefolgung des Wormser Ediktes sich mit ihren Untertanen zu vereinigen. Darin lag die Notwendigkeit umfassender und durchgreifender Maßregeln. Was die Reichsversammlung selber auszuführen nicht einmütig noch entschlossen genug war, das überließ sie den einzelnen Ständen.

So verstand es Landgraf Philipp, wenn er seine „Untertanen geistlichen und weltlichen Standes" nach Homberg zu kommen einlud, um sich „mit ihnen in Sachen, den heiligen Glauben belangend, zu vergleichen". Darauf gründet sich Markgraf Kasimir von Brandenburg, wenn er als ein gottliebender und kaiserlicher Majestät gehorsamer Fürst, wie er sagt, mit den Abgeordneten seiner Landschaft eine Einrichtung trifft, die bei aller Zurückhaltung doch einen unzweifelhaft evangelischen Inhalt hat. Wir besitzen eine kleine Schrift aus jener Zeit, in der man aus den Worten des Reichsabschiedes nicht allein die Be-

fugnis, sondern die Pflicht der Fürsten herleitet, Anordnungen nach Maßgabe des göttlichen Wortes zu treffen über das gesamte christliche Leben und Wesen: denn dies zu umfassen sei doch auch der Sinn des Ediktes. Daran streift auch Luther, indem er an Kaiser Konstantin erinnert, der bei den arianischen Irrungen sich bewogen gefunden, wenigstens durch Berufung eines Konziliums einzuschreiten, um weiteren Unordnungen vorzubeugen.

Mit einem Worte: es war das unbestreitbare Recht der höchsten Gewalt, bei dem Überhandnehmen kirchlicher Entzweiungen eine Auskunft zu treffen; es war das den einzelnen Ständen anheimgestellte Recht des Reiches, kraft dessen die evangelischen Fürsten dazu schritten, die Reform in ihren Gebieten durchzuführen.

Da konnten nun jene demokratischen Ideen sich nicht geltend machen; dahin führte die Tatsache nicht: die Kirche konstituierte sich nicht von unten her. Jene Gemeinschaft von wahrhaft Gläubigen, entsprechend der Idee der unsichtbaren Kirche, der das Recht, sich selbst Gesetze zu geben, hätte überlassen werden können, war eben nicht vorhanden. Luther fuhr fort, die Kirche als eine göttliche, von allen weltlichen Mächten festzuhaltende Institution zu betrachten, jedoch nicht mehr, wie bisher, um das Mysterium darzustellen, sondern vor allem zur Unterweisung des Volkes, „als eine öffentliche Reizung", wie er sich ausdrückt, „zum Glauben und Christentume". Indem er Wehe über die Bischöfe ruft, welche das Volk so

roh dahingehen lassen, daß es weder das Vaterunser, noch die zehn Gebote gelernt, von dem christlichen Glauben nichts erfahren habe, bekämpft er zugleich die Vorstellungen einiger Evangelischen, welche nun wohl glaubten, bei der Leichtigkeit literarischer Belehrung, der Pfarrer ganz entbehren zu können: die Kirche ist ihm eine lebendige, göttliche Institution zur Befestigung und Ausbreitung des Evangeliums durch Verwaltung der Sakramente und Predigt; sein Sinn ist, die Lehre der Schrift den Menschen, wie er sagt, ins Herz zu treiben, gegenwärtige und künftige Generationen damit zu erfüllen.

Diese Ideen walteten bei den kirchlichen Einrichtungen des sächsischen Gebietes vor.

Der Kurfürst hatte einige Visitatoren ernannt, um den Zustand der einzelnen Gemeinden in Hinsicht auf Lehre und Leben zu prüfen. In ihrem Namen erging ein Unterricht an die Pfarrer, welchen Melanchthon ausgearbeitet hat und Luther billigte, ja selbst herausgab, der nun höchst merkwürdig ist.

Darin tritt die Opposition gegen das Papsttum, so lebhaft auch sonst der Kampf noch war, den man mit ihm bestand, schon sehr in den Hintergrund: man beschied sich, daß er auf die Kanzel, vor das Volk nicht gehöre; man ermahnte die Prediger, auf Papst und Bischöfe, von denen keiner sie vernehme, auch nicht zu schelten; man faßte nur das Bedürfnis der Menge ins Auge, die Pflanzung der evangelischen Lehre in den gemeinen Mann. Man ging hiebei mit der größ-

ten Schonung des Herkömmlichen zu Werke. Man fand es nicht notwendig, die lateinischen Messen geradezu zu verbieten: man glaubte selbst die Mitteilung des Sakramentes unter einer Gestalt gestatten zu können, wo sich jemand aus Gewissensskrupeln noch nicht von dem alten Ritus lossagen wolle. Obgleich man den Zwang der Ohrenbeichte verwarf, da sie nicht in göttlichen Schriften gegründet sei, erklärte man es doch für heilsam, daß ein jeder die Sünden beichte, von denen er sich beschwert fühle, worin er Rat zu bedürfen glaube; man schaffte nicht einmal alle Feste der Heiligen ab: schon genug, wenn nur dieselben nicht angerufen würden, auch nicht um ihre Fürbitte. Die Idee, die wir schon öfter wahrgenommen, daß man nur die unbedingte religiöse Bedeutung, die allein seligmachende Kraft der in den letzten Jahrhunderten festgesetzten Formen verwarf, aber übrigens keineswegs den geistigen Grund und Boden der lateinischen Kirche verließ, stellte sich hier noch einmal sehr deutlich dar. Man suchte sich nur des Zwanges der tausendfältigen Traditionen, der hierarchischen Anmaßungen zu entledigen und den reinen Inhalt der Heiligen Schrift, der Offenbarung wiederzugewinnen; was damit irgend bestehen konnte, behielt man bei. Man trug Sorge, die Gemüter der gemeinen Leute nicht mit den schwierigen kontroversen Lehren, namentlich über die guten Werke und den freien Willen, zu verwirren. Nicht daß man im mindesten von den einmal gewonnenen

Überzeugungen abgewichen wäre, von der Grundlehre der Rechtfertigung durch den Glauben, von der Bekämpfung des Irrtums, sein Heil in der Beobachtung menschlicher Anordnungen, z. B. der Fasten, der sieben Gezeiten, zu suchen: man wiederholte diese Sätze vielmehr so präzis wie möglich; aber man forderte zugleich Buße, Reue und Leid, Vermeidung der Vergehungen, frommes Leben. Denn das stehe allerdings in des Menschen Gewalt, das Böse zu fliehen, das Gute zu wählen: die Unkraft des freien Willens sei nur, daß er das Herz nicht reinigen, keine göttlichen Gaben hervorbringen könne; diese müsse man allein bei Gott suchen. Man hat sich das Ziel gesetzt, die Menschen zu innerlicher Religion, Glauben und Liebe, unschuldigem Wandel, Ehrbarkeit und Ordnung anzuleiten. Weit entfernt, daß man von dem echten Christentum auf irgendeiner Stelle abwiche, setzt man vielmehr sein Verdienst darein, die Gemüter tiefer und tiefer mit den Prinzipien desselben zu durchdringen. Darin sucht Luther seinen vornehmsten Ruhm, daß er die Grundsätze des Evangeliums auf das gemeine Leben anwendet.

Vor allem hat er sich angelegen sein lassen, von dem religiösen Standpunkte aus die verschiedenen Stände über ihre Pflichten zu unterweisen: die weltliche Obrigkeit und ihre Untertanen, die Hausväter und die Glieder der Familie. Er entwickelt ein unvergleichliches Talent populärer Belehrung. Er weist die Pfarrer an, wie sie zum Heile des gemeinen

Mannes predigen, die Schullehrer, wie sie die Jugend in ihren verschiedenen Stufen unterrichten, Wissenschaft und Religion verbinden, nichts übertreiben, die Hausherren, wie sie ihr Gesinde zur Gottesfurcht anhalten sollen; er schreibt einem jeden Sprüche seines Wohlverhaltens vor, den Pfarrern und den Gemeinden, Männern und Frauen, Eltern und Kindern, Knechten und Mägden, Jung und Alt: er zeigt ihnen eine Formel des Benedicite und des Gratias bei Tische, des Morgen- und des Abendsegens an. Er ist der Patriarch der strengen, mit Andacht durchdrungenen Zucht und Sitte des norddeutschen Hauswesens. Wie unzählige Millionen Male hat sein herzliches „Das walt Gott" den im dumpfen Treiben des Werktages dahinlebenden Bürger und Bauersmann seiner Beziehung zu dem Ewigen wieder erinnert! Der Katechismus, den er im Jahre 1529 herausgab, von dem er sagt, er bete ihn selbst, so ein alter Doktor er auch sei, ist ebenso kindlich wie tiefsinnig, so faßlich wie unergründlich, einfach und erhaben. Glückselig, wer seine Seele damit nährt, wer daran festhält! Er besitzt einen unvergänglichen Trost in jedem Momente, nur hinter einer leichten Hülle den Kern der Wahrheit, der dem Weisesten der Weisen genugtut.

Um aber dieser Tendenz der populären Unterweisung, dem gesamten Predigerwesen, das an die Stelle des Priestertums trat, ein festes Bestehen zu sichern, war zunächst eine äußerliche Begründung der Kirchen notwendig.

Da dürfen wir nun nicht vergessen, daß die geistlichen Güter von allen Seiten gefährdet wurden. Wir haben berührt, wie man zuerst von der streng katholischen Seite Klöster aufzuheben anfing, welche Ansprüche die österreichische Regierung an die Verwaltung der Weltlichkeit bischöflicher Gebiete machte. Täglich traten die Vergewaltigungen schroffer heraus; Luther meint, die papistischen Junker seien in dieser Hinsicht fast lutherischer als die Lutherischen selbst; er glaubt sich über die Maßregeln des Kurfürsten von Mainz gegen seine Klöster in Halle beklagen zu müssen; auch Landgraf Philipp bemerkt, man fange an, sich um die Klostergüter zu reißen: ein jeder strecke seine Hand danach aus, wer auch sonst nicht evangelisch heißen wolle. Es war das aber nicht allein eine deutsche, sondern eine europäische Tendenz. In den zwei Jahren 1524 und 1525 hat Kardinal Wolsey in England mehr als 20 Klöster und Konvente aufgehoben, um das neue Kollegium, durch das er seinen Namen in Oxford unsterblich machte, damit auszustatten. Man muß sich die allgemeine Stimmung vergegenwärtigen, die sich mit diesen Bestrebungen verband, um die Schritte zu beurteilen, welche in den evangelischen Gebieten geschahen. In Sachsen hatte sich eine große Anzahl von Klöstern von selbst aufgelöst: die Mönche waren auseinandergegangen; schon streckten die benachbarten Edelleute ihre Arme nach den vakanten Gütern und Gebäuden aus. Die Meinung Luthers war nicht, das zuzulassen. Er urteilte,

wie die Güter ursprünglich zum Gottesdienst bestimmt worden, so müsse es ihre Verwendung auch in Zukunft bleiben. Er forderte vor allem, daß die Pfarren im Lande, die ohnehin sehr kärglich dotiert waren und nach dem Wegfall so vieler Akzidenzien sich gar nicht mehr behaupten konnten, mit den erledigten Pfründen verbessert würden. Was dann noch übrig bleibe, möge den Armen zugute kommen oder zur Landesnotdurft gebraucht werden. Nur der höchsten Gewalt, wie er sich ausdrückt, „dem obersten Haupt", schrieb er das Recht, zugleich aber auch die Pflicht zu, diese Dinge zu ordnen, „nachdem der päpstliche Zwang im Lande erloschen". Er drang einst in die Gemächer seines Kurfürsten, um ihm die Pflicht vorzuhalten, die Güter vor dem Umsichgreifen des Adels zu schützen.

Jene Visitatoren empfingen nun den Auftrag, die neuen Einrichtungen nach diesen Gesichtspunkten anzuordnen. Wir müssen anerkennen, daß sie dabei mit großer Mäßigung verfuhren. Die Stifter, deren Mitglieder evangelisch geworden, z. B. in Eisenach und Gotha, blieben unangetastet. In Heusdorf und Weimar duldete man Klosterfrauen, die an den alten Zeremonien festhielten. Die Franziskanerkonvente in Altenburg und Saalfeld, welche eine sehr lebhafte Opposition machten, blieben doch bestehen; sie wurden ermahnt und, wie der urkundliche Bericht sich ausdrückt, „Gott befohlen". Von eigentlicher Aufhebung noch bestehender Institute ist hier überhaupt, soviel

ich finde, nicht die Rede. Man disponiert nur über die Güter der bereits vakant gewordenen Pfründen; mit diesen stattet man Pfarren und Schulen etwas besser aus; die Stiftungen, welche noch im Wesen sind, nötigt man zu Beiträgen zu demselben Zwecke. Von den Prälaten waren einige, z. B. der Abt von Bosau, dazu sehr willig; andere mußten ernstlich angehalten werden. Statt dies Verfahren der Gewaltsamkeit anzuklagen, möchte man wünschen, daß es sogleich entschiedener gewesen, mehr im ganzen und großen durchgeführt worden wäre. Bei der Frische und Macht des religiösen Antriebes würde es zu weit umfassenderen, bedeutenderen Instituten gekommen sein, als später zustande gebracht werden konnten. Und um wieviel großartiger, wie gesagt, hätte alles werden müssen, wenn das Reich selbst die Leitung der Umwandlung hätte übernehmen wollen! Wie die Sachen jetzt standen, mußte man sich begnügen, es nur zu einem leidlichen Zustande zu bringen, in welchem die neue Kirche eben bestehen konnte.

Nichtsdestominder schlossen auch diese Festsetzungen den Keim einer großartigen Entwickelung ein.

In der Mitte der so wesentlich hierarchischen lateinischen Christenheit bildete sich, ohne daß man zu einem gewaltsamen Umsturz geschritten oder von den tieferen, historisch gegebenen Grundlagen abgewichen wäre, eine neue Form des Lebens in Staat und Kirchen aus, frei von aller Hierarchie. Wenn in Bayern ein Bund zwischen der Fürstenmacht, der Uni-

versität und dem Papsttum geschlossen ward, durch welchen die regelmäßigen hierarischen Gewalten beaufsichtigt und beherrscht wurden, so bildete sich hier eine Vereinigung zwischen dem Fürsten, der Universität und der niederen Geistlichkeit, welche die bischöfliche Jurisdiktion geradezu ausschloß. Die niedere Geistlichkeit gelangte zu einer großen Selbstständigkeit. Durch die Superintendenten, welche der Fürst aus ihrer Mitte ernannte und denen einige bischöfliche Befugnisse übertragen wurden, regierte sie sich gleichsam selbst. Indem sie dann das Zölibat verließ, ward ihr ein neuer Einfluß auf die Fortbildung der Nation zuteil. Der Stand der verheirateten Pfarrer wurde eine Pflanzschule für Gelehrsamkeit und Staatsbeamte, der Kern für einen gebildeten Mittelstand; durch die sorgfältigere Erziehung, die in der Ruhe des Landlebens möglich wird und zu der die geistliche Würde noch besonders auffordert, ist es geschehen, daß die ausgezeichnetsten Männer aus seiner Mitte hervorgegangen sind. Daß die Klöster verfielen und ihre Mitglieder dem bürgerlichen Leben zurückgegeben wurden, führte allmählich zu einem sehr bemerklichen Steigen der Bevölkerung. Justus Möser hat im Jahre 1750 berechnet, daß 10 bis 15 Millionen Menschen in allen Ländern und Erdteilen Luthern und seinem Beispiele das Leben verdanken: „man sollte ihm eine Statue setzen als dem Erhalter des menschlichen Geschlechtes".

Deutschen Zuständen nun und den inneren Trieben

des Ereignisses entsprachen Einrichtungen dieser Art bei weitem besser, als die in Homberg gefaßten, für die Lage der Dinge zu kühnen Ideen. Wie der Unterricht der sächsischen Visitatoren gleich im Jahre 1528 auch in Hessen angenommen ward, so gingen die sächsischen Anordnungen sehr bald dahin über: schon 1531 ernannte Landgraf Philipp sechs Superintendenten. Nur in Hinsicht der geistlichen Güter waren die Maßregeln, die man in Hessen traf, mehr aus einem Stücke. Landgraf Philipp war noch in dem ersten Feuer religiös-patriotischer Ideen. „Ich will den Hessen helfen", ruft er einmal begeistert aus; doch verbarg er sich dabei die Gefahr nicht, „von dem Fleische übermannt, von der rechten Bahn abgeführt zu werden"; er faßte die Absicht, die Klöster einer von Fürst und Ständen zugleich abhängigen Verwaltung zu unterwerfen, sowohl die, welche darin bleiben, als die, welche herausgehen würden, zu versorgen und den Überschuß zu den allgemeinen, besonders den geistlichen Bedürfnissen zu verwenden; er selbst wollte das Recht nicht haben, ohne den Willen der Landschaft zu dieser Kasse zu gelangen. Die landschaftlichen Interessen traten hier in besonderer Stärke hervor. Als Grund zur Einziehung der Klostergüter gab man an, daß vielleicht nur der vierte Teil der Mönche und Nonnen Landsassen, alle andern jedoch Ausländer, daß deshalb die Güter ohne Nutzen für das Land seien. Einige Klöster ließ man bestehen, weil sie sich zum evangelischen Glauben bekannten;

aber bei weitem die meisten gingen ein: die einen, weil sie auf Almosen gestiftet waren, die niemand mehr zahlen wollte, die anderen, weil die Mitglieder heraustraten, entweder aus christlicher Bewegnis, wie sie sich ausdrückten, aus ehrbarlichem Bedenken, oder auch weil ihre Gelegenheit sich so zutrage. Sie nahmen mit Abfindungen in Geld oder in Früchten fürlieb. Von dem Überschuß sollten nun nach den Bestimmungen eines Landtages, im Oktober 1527, ein Teil dem Adel, ein anderer der Universität, die man in Marburg zu stiften beschlossen, zugute kommen, der Rest aber in eine nur infolge gemeinschaftlichen Beschlusses von Fürsten, Ritterschaft und Städten zu benutzende Kasse fließen. Es hat sich in der allmählichen, langsamen Ausführung wohl auch hier vieles anders gemacht. Doch sind einige größere Institute wirklich gegründet worden, zwei neue Stifte zum Besten adeliger Fräulein, vier große Landeshospitäler, hauptsächlich die Universität Marburg mit ihrem Seminarium theologicum: denn vor allem eine theologische Schule war diese erste neugegründete evangelische Universität; die übrigen Fakultäten waren nur in geringfügigen Anfängen vorhanden. Die Synode von Homberg hatte bestimmt, daß da überhaupt nichts vorkommen sollte, was den Geschäften des Reiches Gottes entgegen sei; und wenigstens so viel mußte jedes Mitglied bei seinem Eintritt beschwören, daß es keine Neuerung wider das göttliche Wort vornehmen werde. Von großer Bedeutung war es, daß

der wittenbergischen Schule ein neuer Mittelpunkt für die evangelische Theologie zur Seite trat, anfangs noch ohne die kaiserlichen Privilegien, die jedoch späterhin auch noch erworben wurden.

Diese Vorgänge wirkten nun auch auf die fränkisch-brandenburgischen Fürstentümer, obwohl hier die Sachen nicht so ganz einfach lagen. Von den beiden Fürsten, welche die Regierung gemeinschaftlich führten, hielt sich der eine, Markgraf Kasimir, Gemahl einer bayerischen Prinzessin und eng mit dem Hause Österreich verbunden, der altgesinnten Partei so nahe wie möglich, während der andere, Markgraf Georg, der jedoch in Schlesien residierte, eine entschieden evangelische Gesinnung hegte und aussprach. Im Oktober 1526 hielt Markgraf Kasimir auf den Grund des speierischen Reichsabschiedes einen Landtag zu Ansbach, auf welchem Beschlüsse von noch zweideutiger Natur gefaßt wurden. Man kann zwar an ihrer evangelischen Tendenz nicht zweifeln: gleich in dem ersten Artikel wird festgesetzt, daß die Prediger im Lande das reine Evangelium und Wort Gottes und nichts, was dawider sei, predigen sollen; auch wird man die Nachgiebigkeiten in Hinsicht des Ritus nicht zu streng beurteilen, wenn man weiß, wieviel da selbst von Luther noch geduldet wurde; aber viele mußten allerdings Anstoß daran nehmen, daß Markgraf Kasimir die lateinische Messe befahl, die Haltung der Fasten zwar nicht gerade gebot, aber darum bat, sogar die Abhaltung der gestifteten Seelmessen und Vigilien ratsam

fand. Besonders war Markgraf Georg damit unzufrieden: den Brief, mit welchem ihm sein Bruder die Beschlüsse zusendete, begleitete er mit sehr bitteren Anmerkungen. In dem Lande ward jedermann zweifelhaft. Und da nun die benachbarten Bischöfe sich doch auch nicht zufriedengaben, ihrer Jurisdiktion nicht verlustig gehen wollten, Versuche machten, die Pfarren nach wie vor zu besetzen, die man nicht kräftig genug zurückwies, so geriet alles in Verwirrung. Unter diesen Umständen war es ein entscheidendes Ereignis, daß Kasimir auf jenem ungarischen Kriegszuge starb und Markgraf Georg die Regierung der Fürstentümer selbst übernahm. Mit ihm kamen die eifrig evangelisch gesinnten Räte, Hans von Schwarzenberg und Georg Vogler, wieder in ungehinderte Wirksamkeit. Auf einem abermaligen Landtage zu Ansbach, 1. März 1528, ward dem früheren Abschiede eine mit rein evangelischen Überzeugungen übereinstimmende Erläuterung gegeben; auch in den Zeremonien sollte ferner nichts geduldet werden, was dem Worte Gottes entgegen sei. Nach dem Muster von Sachsen ward hierauf auch dort eine Visitation veranstaltet, und zwar in Verbindung mit der Stadt Nürnberg, durch welche beide Gebiete eine evangelische Kirchenverfassung empfingen.

Denn indessen war die Reform auch in Nürnberg durchgeführt. Wir gedachten schon der großen Hinneigung, welche die Bürger von Anfang an dazu zeigten, der Unterstützung, die sie dann bei ihren

beiden Pröpsten, ein paar Nürnberger Patriziern, fanden, der Anstellung evangelischer Prediger. Man änderte anfangs auch hier nur das Notwendigste. Im Jahre 1524 z. B. fing man an, in deutscher Sprache zu taufen; obgleich aber schon ein Jahr früher eine Anweisung dafür von Luther erschienen war, zog man es in Nürnberg doch vor, das ganze Formular der Bamberger Agende nur schlechtweg zu verdeutschen; dem Täufling ward nach wie vor Salz in den Mund gelegt, dreimal unter die Augen geblasen, die Brust mit Öl bestrichen; von den altherkömmlichen Beschwörungsformeln ließ man keine fallen. Zur Bezeichnung des Überganges verdient angeführt zu werden, daß der Rektor zu St.-Sebald das alte „Sei gegrüßt, Königin, Mutter der Barmherzigkeit" in ein „Sei gegrüßt, Jesu Christ, König der Barmherzigkeit usw." nur eben umsetzte. Die vornehmste Änderung bestand darin, daß man das Abendmahl unter beiderlei Gestalt reichte, den Kanon ausließ, die Vigilien, Seelmessen und Jahrtage für die Verstorbenen abschaffte, die Tagzeiten nicht mehr betete. Allein es versteht sich, daß schon dies dem Ordinarius Bischof von Bamberg viel zu viel war. Er schloß endlich die beiden Pröpste von der Gemeinschaft der Kirche aus, erklärte ihre Stellen für erledigt und forderte die, denen es gebühre, auf, neue Wahlen zu treffen. Allein wie sehr hatten sich die Dinge seit dem Jahre 1520 verändert! Damals war es noch notwendig gewesen, mit dem entfernten päpst-

lichen Kommissar eine Abkunft zu treffen; jetzt machte die Exkommunikation des nahen mächtigen Bischofs keinen Eindruck mehr. Die Pröpste appellierten von ihm an ein „frei, sicher, christlich und gottselig Konzilium". Allmählich ergriff ihre Gesinnung die wirksamsten Mitglieder des Rates, Hieronymus Eber, einen Mann, in welchem sich Gewissenhaftigkeit und Sanftmut paarten, Kaspar Nützel, Christoph Scheurl, Hieronymus Baumgärtner, den Ratsschreiber Lazarus Spengler, der mit einer außerordentlichen Tüchtigkeit in den Geschäften die lebendigste Teilnahme an den allgemeinen Fragen der Religion und der Kirche verband. Seit dem Spätjahre 1524 nahm der Rat zu Nürnberg auf allen Versammlungen der Städte, der Mitglieder des schwäbischen Bundes, der Reichsstände, dem Kaiser und dessen Vertretern gegenüber eine mutvoll evangelische Haltung an. Es ist wohl nicht ohne Grund, was er unaufhörlich versichert, daß er schon der allgemeinen Stimmung der Bürger halber nicht anders könnte. Vergessen wir aber nicht, daß er auch einige große politische Vorteile damit erwarb. Die kirchliche Reform war das einzige Mittel, die Unordnungen und Widerspenstigkeiten der Geistlichkeit, mit der man schon so lange zu kämpfen gehabt, endlich zu beseitigen. Die Nürnberger benutzten hiezu besonders die Unruhen des Bauernaufruhrs. Sie erinnerten die Geistlichen, ihre Notdurft zu bedenken, die Gefahr, die ihnen von dem Pöbel drohe, das für sie vorhandene dringende Be-

dürfnis des Schutzes, und brachten sie in der Tat dahin, daß sie sich sämtlich in Verpflichtung und Gehorsam der bürgerlichen Obrigkeit begaben. Selbst der Hauskomtur und Spitalmeister des deutschen Ordens leistete mit Bewilligung des fränkischen Landkomturs die Losungspflicht. Hiedurch ward der Rat erst Herr innerhalb seiner Mauern. Die Klöster mußten evangelische Prediger bestellen, das Versprechen geben, keine neuen Mitglieder aufzunehmen; in kurzem lösten sie sich auf oder wurden geschlossen. Die Jurisdiktion des Bischofs fand kein Objekt mehr. Mochte er sich beklagen, wie er wollte, der Rat erklärte, daß er nur die Pflichten der christlichen Obrigkeit, die Anordnungen des Reichsabschiedes vollziehe. Ohne Bedenken vereinigte er sich mit dem Markgrafen zu jener Kirchenvisitation: „habe doch der Bischof niemals in Gebrauch gehabt, die Kirchen zu visitieren."

Es liegt am Tage, welchen Fortschritt die Unabhängigkeit der weltlichen Macht sowohl der Städte wie der Fürsten durch diesen Gang der Dinge machte.

Erinnern wir uns jener ältesten Einrichtung der deutschen Kirche unter Karl dem Großen, die auf ein Zusammenwirken der Gewalt der Bischöfe und der Grafen berechnet war.

Wie es vor Jahrhunderten den Bischöfen gelungen war, in einem Teile ihres geistlichen Sprengels auch die weltliche Autorität an sich zu bringen und regierende Herren zu werden, so gelang es jetzt den weltlichen Gewalten, obwohl sie in ganz anderer

Gestalt die gräflichen Gerechtsamen ausübten, die bischöfliche Einwirkung von ihren Gebieten auszuschließen.

Man würde sich durch den Schein blenden lassen, wenn man dies so schlechtweg für einen Verlust des kirchlichen Prinzipes halten wollte. Denn das läßt sich doch gar nicht leugnen, daß die bischöfliche Einwirkung bei weitem mehr in der Behauptung von allerlei Exemtionen, Gefällen, Anrechten bestand, die mit der Religion wenig zu schaffen hatten. In diesem Augenblick war es z. B. eine der vornehmsten Streitigkeiten zwischen Nürnberg und Bamberg, daß die Stadt während der Bauernunruhen den kleinen Zehent nachgelassen hatte, den der Bischof schlechterdings nicht aufgeben wollte. Die weltlichen Gewalten vermochten nur dadurch zu ihrem Ziele zu gelangen, daß sie die religiösen, reiner kirchlichen Prinzipien zu vertreten unternahmen, z. B. die Pfarren eben besser einrichteten. Aus jeder Pfarre im Brandenburgischen und Nürnbergischen wurde auch ein Abgeordneter der Gemeinde berufen, um über Leben und Lehre des Pfarrers der Wahrheit gemäß Auskunft zu geben. Das Unwesen der niederen Geistlichkeit, um das sich nie ein Bischof ernstlich bekümmert, wollte man nicht mehr dulden. Hatte nicht der höhere Klerus die Ausbildung der Doktrin den Universitäten, das Amt am Wort wenig beaufsichtigten und schlechtbesoldeten Mietlingen überlassen? Man darf sich nicht wundern, daß endlich,

nachdem sich die hohen Schulen so lange als Verfechter der klerikalischen Ansprüche erwiesen, auf einer von ihnen auch einmal eine Lehre herrschend ward, die denselben entgegenlief, daß sich in denen, die sich dem eigentlichen Kirchendienste widmeten, mit dem Widerwillen gegen ein so verächtliches und schon verachtetes Verhältnis, wie das bisherige, zugleich ein Gefühl der eigenen Bedeutung und mit der lebendig gewordenen Überzeugung von der allein verpflichtenden Autorität des Evangeliums ein feuriger Eifer erhob, die Sache besser zu machen. Die weltliche Macht tat nichts weiter, als daß sie, durch den Reichsabschied dazu berechtigt, diesen doch offenbar geistlichen Bestrebungen den Raum verschaffte, sich zu entwickeln. Wollte doch niemand sagen, daß hiedurch die Kirche dem Staate ganz zu eigen geworden! Versteht man unter Kirche den Einfluß geistlicher, religiöser Prinzipien, so gelangte sie vielmehr erst jetzt dazu. Niemals haben dieselben mehr bedeutet, als in den Zeiten, die nunmehr kamen. Was unter den Evangelischen begann, setzte sich unter den Katholischen auf eine analoge Weise fort. Aber zugleich ist klar, daß die Wirksamkeit der evangelischen Kirche nicht auf reicher Ausstattung, hohem Rang, dem Pomp hierarchischer Ordnungen beruhte, sondern auf innerer Energie, evangelischem Eifer, freier geistiger Entwickelung. Auf ein anderes Fundament wird sie in Deutschland niemals zu gründen sein. Darin liegt auch allein ihre Stärke.

Wie in Nürnberg, ging es in vielen anderen oberländischen Städten, zunächst in Augsburg und in Ulm — nicht selten wurden zwischen diesen drei Städten Zusammenkünfte gehalten, Verabredungen getroffen; im Jahre 1528 war noch einmal von einem neuen Bunde aller Reichsstädte die Rede —; ferner in Straßburg, vorzüglich in der Schweiz: eben im Jahre 1528 entschloß sich auch Bern zu der Veränderung. Wir werden die Ereignisse in diesen Gegenden aber erst im folgenden Buche übersehen können, wenn wir den Modifikationen in der Lehre, welche in der Schweiz hervortraten, eine nähere Aufmerksamkeit gewidmet haben.

In dem niederen Deutschland hielt man sich dagegen überall an die in Sachsen unter der Einwirkung Luthers festgesetzten Formen. Die Unterscheidungen, welche etwa eintraten, hingen nur von der Verschiedenheit der Verfassungen, der in jedem Lande vorherrschenden Macht ab.

In Lüneburg geschah die Veränderung infolge einer Vereinigung des Fürsten und des Adels auf dem Landtage zu Scharnebeck im Jahre 1527. Die Prälaten hatten sich geweigert, auf früheren Versammlungen mit zu erscheinen; auf ihren Antrieb kam soeben der alte Fürst, welcher abdiziert hatte und in Frankreich der katholischen Lehre treu geblieben war, in das Land zurück, um sich den Neuerungen zu widersetzen. Allein schon war es zu spät. Auf jenem Landtage versprachen einander Fürst und Mannschaften,

das Evangelium rein, lauter und klar predigen zu lassen; sie setzten fest, daß auch die Prälaten in ihren Kirchen und Klöstern dazu verpflichtet sein sollten, wiewohl man ihnen anheimstelle, in Hinsicht der Zeremonien sich so zu halten, wie sie es bei Gott zu verantworten gedächten. Seitdem durchdrang die Reform allmählich das ganze Gebiet. Der Kanzler Klammer machte sich hier so verdient wie Brück in Sachsen, Feige in Hessen, Vogler in Ansbach, Spengler in Nürnberg.

In Ostfriesland war die Gewalt des Grafen noch zu neu, um in so schwierigen, die innerste Überzeugung herausfordernden Angelegenheiten entscheiden zu können. Als Graf Edzard, der anfangs auch von den lutherischen Meinungen lebhaft berührt worden, später zu dem Entschlusse gekommen war, an dem bisherigen Kirchenwesen festzuhalten, übernahm ein Häuptling, Junker Ulrich von Dornum, die Leitung der Sache. Auf seine Veranlassung ward eine feierliche Disputation zu Oldersum veranstaltet. Sie begann sehr charakteristisch. „Sprechet ein Vaterunser," sagte der Vorkämpfer der Lutherischen, Heinrich Arnoldi, „und ein Avemaria," fügte der Dominikaner, der die katholische Sache verfocht, Prior Laurenz, hinzu. Auch der Streit bezog sich hauptsächlich auf die Verehrung der Jungfrau Maria. Da die Lutheraner aber dabei blieben, sich nur mit Stellen der Schrift bestreiten lassen zu wollen, so konnten die Dominikaner nichts ausrichten. Vielmehr fing

der Abfall sogleich in ihren eigenen Reihen an. Am Neujahrstage 1527 bestieg ein Dominikaner, Resius, die Kanzel in der Kirche zu Norden, um einige lutherische Sätze zu verfechten, die er schon vorher bekannt gemacht hatte; ein einziger Gegner erhob sich, der aber gar bald zum Schweigen gebracht ward; hierauf, noch auf der Kanzel, legte der Dominikaner, zum Zeichen seines Übertritts, die Kutte ab. Im Jahre 1527 gelangte das Luthertum in den Pfarren fast allenthalben zur Herrschaft. Im Jahre 1528 erschienen dann die ostfriesischen Kirchen mit einer ausführlichen Konfessionsschrift.

In Schleswig und Holstein hatte man den Vorteil, daß die Bischöfe der Diözesen Schleswig und Lübeck der Reformation keinen ernstlichen Widerstand leisteten. Dagegen gewährte ihnen auch die Regierung Schutz und ließ ihnen ihre Einkünfte zufließen. Der Übergang von dem einen zu dem anderen Bekenntnis war hier besonders leicht. Wie es einer der vierundzwanzig päpstlichen Vikare gewesen war, Hermann Tast, der die ersten evangelischen Predigten gehalten hatte, so fanden sich auch seine Kollegen ohne Schwierigkeit in die Veränderung, vorausgesetzt, daß ihnen ihr Einkommen auf Lebenszeit versichert ward. Von den Landpfarrern bekannten sich viele ohne Widerrede zur gereinigten Lehre; leicht nahmen sie die Artikel an, die ihnen z. B. in Hadersleben zur Nachachtung vorgelegt wurden. In den Städten hatte man fast ebensoviel mit den Wiedertäufern zu kämpfen

wie mit den Anhängern des Papsttums. Die unmittelbaren Schüler Luthers, z. B. Marquard Schuldorf von Kiel, leisteten nach beiden Seiten ersprießliche Hilfe. Nach und nach wurden die kirchlichen Einrichtungen auch hier in das Geleise der sächsischen geleitet.

Auch in Schlesien war, wie wir schon berührten, die evangelische Lehre sehr früh und sehr mächtig vorgedrungen. Zwar unterschied sich dieses Land dadurch von anderen deutschen Gebieten, daß es nicht reichsunmittelbar war und auf den Reichsabschied von Speier keine Ansprüche begründen konnte. Allein die Zustände waren doch nahe verwandt: Hauptstadt und Fürsten nahmen der Krone von Böhmen, der sie angehörten, gegenüber eine nicht weniger selbständige Haltung ein als die Reichsstände im Verhältnis zum Kaiser; jede geistige Bewegung des inneren Deutschlands fand hier sofort ihre Analogien. So unerschütterlich sich Breslau vor noch nicht allzu langer Zeit, in den podiebradschen Händeln, auf der Seite des Papstes gehalten hatte, so ging es doch jetzt in dem Kampfe wider denselben voran. Durch gar manchen Vorgang hatte die Stimmung des Rates und der Bürgerschaft auch hier eine antiklerikalische Richtung empfangen. Man wollte ein Bernhardinerkloster nicht mehr, weil man durch die Verbindungen desselben am königlichen Hofe beeinträchtigt zu werden glaubte. Man war über den Unfug, der mit der Pfarre zu Maria Magdalena getrieben wurde, wo

immer ein Prätendent den anderen verjagte, mißvergnügt. Mit den Domherren in der Stadt gab es tausendfältigen Hader. Da fanden nun die lutherischen Tendenzen einen sehr wohlvorbereiteten Boden. Im Jahre 1523 wagte man es, jene Pfarre auf eigene Hand und zwar mit einem der vertrautesten Freunde Luthers und Melanchthons, der jüngst von Wittenberg gekommen, Dr. Johann Heß, zu besetzen. Hierauf gingen die Sachen in Breslau wie anderwärts. In einer feierlichen Disputation wurden die neuen Grundsätze siegreich bewährt; das Volk ward gewonnen; man fing an, die Zeremonien zu ändern, obwohl man sich dem herkömmlichen Ritus des Breslauer Bistums auch in mancherlei Zufälligkeiten so nahe wie möglich hielt. Jene Bernhardiner hatten sich schon früher lieber aus der Stadt entfernt, als daß sie sich mit den Jakobiten, wie man ihnen zumutete, vereinigt hätten; jetzt lösten die Klöster sich von selbst auf; der Rat ließ geschehen, daß Mönche und Nonnen austraten und sich verheirateten. Doch dürfte man nicht glauben, daß nun die neue lutherischgesinnte Geistlichkeit, die dem Rat allerdings ihr Emporkommen verdankte, ihm so ganz und gar zu Willen gewesen wäre. Im April 1525 hörte Dr. Heß plötzlich auf, zu predigen. Der Rat ließ ihn fragen, weshalb. Er antwortete: er sehe seinen lieben Herrn Christus vor den Kirchtüren liegen; über den könne er nicht hinwegschreiten. Er hatte nämlich schon öfter den Rat aufgefordert, für die Bettler zu sorgen,

welche die Stadt anfüllten und sich zur Zeit des Gottesdienstes vor die Kirchtüren lagerten; erst jetzt drang er damit durch: sein ernstes Bezeigen machte Eindruck. Man schied die wirklich Bedürftigen von den bloß Mutwilligen und brachte jene in sechs verschiedenen Spitälern unter. Im Jahre 1526 ward dann der Bau eines großen Spitales begonnen, zu dem der Pfarrer selbst den Grundstein legen half, die wohlhabenderen Bürger die Materialien lieferten, an dem auch die Handwerker umsonst arbeiteten, so daß man denselben in Jahresfrist vollbrachte, — ein rechtes Werk des jungen evangelischen Eifers. Dem Pfarrer stand besonders der Stadtschreiber, Johann Corvinus, zur Seite, ein Mann, welcher früher der literarischen Richtung angehört und selbst an einigen der ersten Poetenschulen unterrichtet hatte. Überhaupt wirkte alles zusammen, alles war einmütig; der Rat rühmte bei Hofe, nie habe er eine gehorsamere Gemeinde gehabt.

Wenn diese Änderung von denen ausging, welche Podiebrad bekämpft hatten, was ließ sich von seinen Anhängern erwarten? Noch war sein Geschlecht in Schlesien sehr mächtig. Der Sohn seines Sohnes, Herzog Karl, beherrschte Münsterberg, Oels, Frankenstein; der Sohn seiner Tochter, Herzog Friedrich II. von Liegnitz, hatte damit Brieg und Wohlau vereinigt. Man kann denken, welche Gesinnung sie hegten. Herzog Karl wünschte das Andenken seines Großvaters von Luther rehabilitiert zu sehen. Herzog Friedrich

ließ sich von seinem Adel und seinen Städten leicht bewegen, ihnen freiere Religionsübung zuzugestehen; allmählich ward er selbst von dem wärmsten Religionseifer ergriffen; er faßte die Absicht, eine neue evangelische Universität zu errichten, und nur die in seinem Gebiete eintretenden Irrungen des Schwenkfeldianismus hinderten eine großartigere Organisation. Eben damals hatte Markgraf Georg von Brandenburg Jägerndorf erworben und ließ auch hier, wie sich versteht, der Lehre freien Lauf. Der junge Herzog Wenzel Adam von Teschen ward gleich in den neuen Meinungen aufgezogen. Alle dem setzte sich nun weder die geistliche noch die weltliche Gewalt ernstlich entgegen. Der Bischof von Breslau, Jakob von Salza, sah sehr wohl, daß das Christentum nicht in ein paar Zeremonien mehr oder weniger bestehe. Am Hofe König Ludwigs von Ungarn fand die Lehre mächtige Beschützer. Von König Ferdinand sahen wir, daß er die religiösen Forderungen, die man ihm bei seiner Wahl stellte, wenigstens nicht zurückweisen durfte; und wenngleich er zuweilen sehr eifrig lautende Mandate erließ, so war er doch nicht imstande, ihnen Nachdruck zu verleihen. Die Breslauer stellten ihm einst die Unmöglichkeit, zu den alten Gebräuchen zurückzukehren, so lebhaft vor, daß er selbst nicht mehr darauf zu dringen wußte; „nun wohl," sagte er endlich, „haltet nur Frieden und glaubt, wie ihr's gegen Gott und den Kaiser verantworten könnt". Er erstreckte gleichsam die Zugeständnisse des Reiches

auch auf diese seine besonderen Landsassen. So bildete sich zuerst in Schlesien die Verfassung aus, die hernach, wie anderwärts, so besonders in den österreichischen Gebieten ein Jahrhundert lang geherrscht hat; evangelische Stände hielten mit demselben Eifer an ihren politischen und religiösen Vorrechten fest; die Regierung war zur Milde und Duldung verpflichtet.

Bei weitem die merkwürdigste und durchgreifendste Veränderung fand nun aber in Preußen statt. — Schon war sie daselbst mannigfaltig vorbereitet.

Die politische Bedeutung, ja im Grunde auch die staatsrechtliche Stellung des deutschen Ordens in Preußen war schon vor mehr als einem halben Jahrhundert vernichtet worden. In dem Thorner Frieden vom Jahre 1466 hatte der Orden sich dazu verstehen müssen, die größere Hälfte seines Gebietes mit all seinen reichsten und mächtigsten Städten an Polen abzutreten, für die kleinere, die ihm gelassen wurde, den König dieses Reiches als seinen Lehnsherrn anzuerkennen.

Fragen wir, wie es dahin kam, so lag der Grund nicht sowohl in der militärischen Übermacht der Polen, die zwar im ganzen nicht geleugnet werden kann, aber an und für sich nimmermehr fähig gewesen wäre, so entscheidende Erfolge herbeizuführen, als in den inneren Landesverhältnissen, dem Mißverständnisse zwischen dem Orden und seiner Landschaft.

Preußen war eine, allmählich zu selbständigem Dasein entwickelte Kolonie. Der Orden, der nicht mehr von den alten Impulsen der Religion, Ehre oder Kriegslust angetrieben wurde und nur, um zu regieren und zu genießen ins Land kam, war den Eingeborenen höchst beschwerlich. Sie beklagten sich, daß man ihnen keinen Anteil an der Verwaltung gestatte, sie behandeln wolle wie Leibeigene, sich Gewalttätigkeiten gegen sie erlaube, ihnen kein Recht gewähre. Es bildete sich ein Verhältnis wie zwischen Kreolen und Chapetons in Südamerika, zwischen Pullanen und Fils Arnaud im Königreich Jerusalem, wie es nach vorgeschrittener Kultur in jeder Kolonie entstehen wird. Anfangs suchte sich die Landschaft durch ihren großen Bund von 1440 zu schützen; als der Kaiser sich gegen denselben erklärte, wandte sie sich an Polen. Die Landschaft war es, die dem Könige von Polen die Waffen gegen den Hochmeister in die Hand gab, durch die derselbe den Sieg erfocht und zuletzt einen so vorteilhaften Frieden errang, wie der Thorner war. Die Stadt Danzig hat es sich 700 000 Mark kosten lassen, um zu diesem Resultate zu gelangen. Der König von Polen gewährte den Verbündeten dafür die provinzielle Selbständigkeit und wenigstens für die ersten Zeiten die Wohltat der Selbstregierung, die ihnen die Ritter nicht zugestehen wollten.

In dem kleineren Teile des Landes nun, welcher dem Orden seitdem übriggeblieben, wo man an dem Bunde und dem Kriege ebenfalls teilgenommen,

machten sich, wie man denken kann, auch ferner verwandte Tendenzen geltend. Wir finden, daß die Stände, welche die Steuern zu bewilligen haben, sie ein und das andere Mal versagen. Sie fordern das Recht, im Falle, daß sich der Hochmeister entfernt, einen Stellvertreter desselben gemeinschaftlich mit ihm zu ernennen, und zuweilen finden wir Bürgermeister als Statthalter. In dem Entwurfe zu einer Landesverteidigung vom Jahre 1507 werden fünfzehn Hauptleute ernannt; von diesen gehören vierzehn dem einheimischen Adel an, nur ein einziger dem Orden.

Ward aber der Orden auf diese Weise in seinen Befugnissen beschränkt, so ward auch allmählich das ihm eigentümliche republikanische Wesen von einem mehr monarchischen überwältigt. Man fand es ratsam, geborene Fürsten zu Hochmeistern zu wählen, 1498 Friedrich von Sachsen, 1511 Albrecht von Brandenburg. Um ihnen eine standesgemäße Existenz zu verschaffen, wurden ganze Komtureien eingezogen. Diese Fürsten selbst besorgten die Geschäfte durch Kanzler, die nicht zu dem Orden gehörten, durch ihre besonderen Räte, auf die Weise deutscher Höfe. Sie nahmen um so mehr eine landesfürstliche Stellung an, da sie ihren Untergebenen außerhalb des Landes, sowohl dem Meister in Livland als dem Deutschmeister, eine große Selbständigkeit zu gewähren, namentlich den ersteren aller wesentlichsten Pflichten zu entlassen genötigt waren.

An die Stelle allgemeiner Beziehungen traten engere territoriale Verhältnisse.

Da war nun die einzige Frage, an die sich eine weiterausſehende Bewegung knüpfte, ob man auch fortan den Verpflichtungen des Friedens von Thorn nachkommen würde oder nicht. Die letzten Hochmeister weigerten sich, die Huldigung zu leisten, wie ihre unmittelbaren Vorgänger getan; sie forderten eine Revision der Friedensbedingungen „nach natürlichen und christlichen Rechten"; sie nahmen die Hilfe des Reiches, namentlich der Ritterschaft, welcher dieser preußische Besitz zugute kam, unaufhörlich in Anspruch. Auch wäre ihnen solche ohne die Entzweiungen des Jahres 1519 wahrscheinlich zuteil geworden. Unter anderen rüstete sich Erich von Kalenberg dazu; aber seine Macht ward durch die geldrischen Reiter gebrochen; die Schlacht auf der Soltauer Heide war zugleich ein Unglück für Preußen. Die Polen meinten, daß ihnen die Umstände günstig genug seien, um der Widerspenstigkeit des Ordens ein für allemal ein Ende zu machen. Ein Generalkonvent zu Thorn faßte den Beschluß, den Hochmeister, der dem Könige seinen Eid nicht leistete und sich überhaupt nicht so betrage, wie es einem Untertanen und guten Nachbar zukomme, mit Gewalt der Waffen zu unterwerfen. Manche meinten, das Hochmeistertum solle von dem Könige geradezu aufgehoben werden, nach dem Beispiele Ferdinands des Katholischen in Spanien, gleich als sei es ein polnisches Institut. Un-

verzüglich, mitten im Winter — denn da konnte Albrecht keine Hilfe von Deutschland erwarten —, rückte die polnische Heeresmacht gegen ihn vor, und zwar mit entschiedenem Erfolge. Dem Hochmeister schlug zum Nachteil aus, was seinen Vorfahren verderblich geworden war; die von dem Orden abgefallenen Städte und Gebiete durften denselben nicht wieder zu Kräften kommen lassen. Den Städten Danzig und Elbing, dem Geschlechte der Bundherren schrieb die öffentliche Meinung jener Zeit den Friedensbruch vornehmlich zu: ihr Sinn sei, den Orden ganz und gar von Land und Leuten zu bringen; sie gaben dem polnischen Angriff mit ihrem Geschütz den besten Nachdruck. Nach einigen Monaten war der Hochmeister in eine so verzweifelte Lage geraten, daß er bereits entschlossen war, sich in das Unabänderliche zu fügen und den Huldigungseid zu leisten.

Indem aber vernahm er, daß sich das ritterliche Deutschland doch noch für ihn rege und rüste. Der junge Kaiser hatte erklärt, er würde nicht zugeben, daß das Ordensland unter seiner Regierung erobert oder geschmälert werde.

Es erinnert noch einmal an die Unternehmungen früherer Zeiten, in welchen Preußen erobert oder behauptet worden war, wie sich im Spätjahre 1520 auf Kosten des Ordens und einiger Fürsten ein stattlicher Heerhaufe zusammenfand, unter Rittern wie Schönberg, Eisenberg, aus 3000 Mann zu Pferde, 11 000 zu Fuß bestehend, um den Kampf für das

Ordensland aufzunehmen. Die Seele von allem war der Vetter Albrechts, Kurfürst Joachim I. von Brandenburg; durch ihn, sagt Sigismund, seien die Truppen zusammengebracht, verpflegt und mit allem Nötigen versehen worden; er habe die Fahne vorgetragen und den Brand geschürt.

Die Polen setzten sich in Verfassung, den Heranziehenden den Übergang über die Weichsel zu wehren, wobei der Hauptmann von Marienburg, Coscelek, sich sehr eifrig bewies. An den Furten stellte er einiges Geschütz auf, das durch leichte polnische Reiterei unterstützt wurde. Es kam ihm zustatten, daß die eintretenden Wintermonate doch keinen Frost brachten, sondern Regenwetter und Nässe. Und nur vergeblich warteten die deutschen Truppen auf ihren Hochmeister, der von den Polen anderweit beschäftigt wurde. Ohnehin schlecht ausgestattet und schlecht besoldet, gaben sie ihren Plan auf; nur hielten sie es noch für möglich, Danzig durch einen plötzlichen Anlauf zu nehmen. Aber die Stadt war durch die Bürger und den König in Verteidigungsstand gesetzt; sie ist ein paar Tage lang berannt und selbst beschossen worden, jedoch ohne Erfolg. Darin lag das Charakteristische der Epoche, daß ein Unternehmen, diese Gebiete den Polen zu entreißen und unter die Autorität des Reiches und des Ordens zurückzuführen, von der Stadt und von der festen Burg her, die zur Aufrechterhaltung derselben vornehmlich gegründet waren, gebrochen wurde. Die Polen behaupten, leicht

hätte der König das deutsche Heer vollends vernichten können; aber es sei ihm dienlicher erschienen, es auseinandergehen zu lassen, weil es den Fürsten, durch die es geworben worden, mit seinen Soldforderungen beschwerlich fallen werde.

Der Anfall war abgeschlagen, der Hochmeister selbst indes eher wieder zu Kräften gekommen; er hatte unter unzähligen Schwierigkeiten doch wieder eine für jene Zeit ansehnliche Truppenschar — 15000 Mann — beisammen; er machte glückliche Einfälle in das Kulmer Land und in Masovien und durfte bei einigem Sukzeß noch auf die Hilfe des Großfürsten Wassilij von Rußland rechnen.

Gerade dies Verhältnis zu dem Oberhaupt der Schismatiker und noch mehr die Gefahr, die damals aus der Verbindung zwischen Tataren und Türken für Ungarn oder Polen selbst überhaupt erwuchs, bewog die Häupter der lateinischen Christenheit, den Papst und den Kaiser, ihr gewichtiges Wort zu Beilegung dieser Zwistigkeiten einzusetzen. Es war der Vorschlag der kaiserlichen Gesandten, daß die vornehmste Frage, die den Krieg veranlaßt hatte, einer friedlichen Entscheidung der Nächstbeteiligten anheimgegeben werden möge. In Polen war eben der heftigste Gegner von Preußen, der Vizekanzler Tomizki, erkrankt; zum größten Verdruß seines Stellvertreters ging der König, der den Krieg an sich nicht gewünscht hatte, auf den Vorschlag ein und bewilligte unter Bedingung der Rückgabe der von beiden Seiten

gemachten Eroberungen einen Stillstand auf vier Jahre, bis zu dessen Ablauf ein Schiedsgericht, zu dem sich der Kaiser und der König von Ungarn mit den Bevollmächtigten des Königs von Polen vereinigen sollten, über die Pflicht des Hochmeisters, den Huldigungseid zu leisten, definitiv entschieden haben würde. Der Hochmeister geriet dadurch in den Nachteil, daß er elf Städte mit ihren Gebieten aufgeben mußte; aber er erlangte doch Ruhe für einige Jahre, in denen er weitere Verteidigung vorbereiten konnte.

Er ging nach Deutschland, um noch einmal in Person zu versuchen, was sich von Ständen und Adel des Reiches erlangen lasse. Hätte Sickingen, mit dem er schon ohnehin längst in Verbindung stand, den Sieg davongetragen, so würde Preußen auf Hilfe haben rechnen können. Allein Sickingen unterlag, die Ritterschaft erlitt die größten Verluste; sie konnte ihre Selbständigkeit im Innern nicht behaupten, geschweige an auswärtige Unternehmungen denken.

Eine andere Aussicht eröffnete sich dem Hochmeister durch die Verwickelung der nordischen Angelegenheiten. Christian II. von Dänemark brachte im Jahre 1523 durch seine Freunde in Deutschland ein Heer zusammen, mit dem er sein Reich, das noch nicht ganz verloren war, wiederzuerobern dachte. Besonders bei dem Kurfürsten von Brandenburg, mit dem er auf das engste verbunden war, fand er kräftige Unterstützung; der Hochmeister erklärte sich bereit, die Heer-

führung zu übernehmen. Hierüber aber gerieten die Verbündeten des neuen Königs, die hanseatischen Städte, in Aufregung; sie gaben dem Könige von Polen zu erkennen, es werde ohne Zweifel zugleich auf eine Wiedereroberung Preußens abgesehen sein. Der König eilte, mit den Herzögen von Pommern und Mecklenburg, die sich ebenfalls bedroht fühlten, ein Bündnis zu schließen, in welchem sie sich gegenseitige Hilfe gegen das Haus Brandenburg, den Hochmeister und den Orden oder den Kurfürsten Joachim I., wenn sie von ihnen angegriffen würden, zusagten.

Das Schiedsgericht war indes nicht vergessen. Da der Kaiser Deutschland verließ, übernahm zuerst sein Vertreter beim Reichsregiment, sein Bruder, Erzherzog Ferdinand, auch in jenem seine Stelle. Der König von Ungarn wurde sogar sehr dringend, als die vier Jahre sich ihrem Ende näherten; die beiden Fürsten setzten den Termin, an welchem auch die Polen selbst teilnehmen sollten, in den Oktober 1524, oder in den Januar 1525. Aber in Polen hatte man keine Neigung mehr, dazu mitzuwirken. Sigismund wendete ein: man habe die Sache ungebührlich verzögert; jetzt seien die von ihm zur Wahrnehmung der polnischen Interessen bestimmten Großbeamten gestorben; er selbst sei anderweit zu viel beschäftigt. Es ist kein Zweifel, daß er bei der Annahme des Schiedsgerichts auf die enge Verbindung gerechnet hatte, in welcher er mit dem kaiserlichen Hause und

vornehmlich mit Ungarn stand. Seitdem aber war er innegeworden, daß der ungarische Hof, wo Markgraf Georg von Brandenburg einen großen Einfluß ausübte, mehr im brandenburgischen Interesse war als in dem polnischen. Der Hochmeister selbst erschien zu wiederholten Malen in Ungarn und machte dort durch sein ritterliches Wesen einen guten Eindruck auf den jungen Fürsten; die Polen beklagten sich, er werde mit vorzüglicher Gunst behandelt und selbst zu Rate gezogen, er genieße dort ein der polnischen Krone nachteiliges Ansehen. Jetzt fürchteten sie, daß der Spruch sogar gegen sie ausfallen dürfte. Indem König Sigismund die Zusammenkunft ablehnte, ging er auch auf den Vorschlag nicht ein, den Stillstand auf vier Jahre zu verlängern. Auch die polnischen Magnaten hatten es abgelehnt. Auf dem Reichstage zu Petrikau wurde man einig, daß der Hochmeister entweder den Huldigungseid leisten oder samt dem Orden aus Preußen vertrieben werden müsse. Das Jahr zuvor hatte man über die Türken und Tataren einige Vorteile erfochten; für das nächste erwartete man um so heftigere Angriffe; wenn man sich entschloß, eine neue Kontribution auszuschreiben, deren Ertrag vor allem zu diesem Kriege bestimmt war, so bezweckte man zugleich, bei dem Ablauf des Stillstandes gegen den Hochmeister gerüstet zu sein.

So stand es am Anfang des Jahres 1525; ein Kompromiß oder die Verlängerung des Waffenstillstandes

ließ sich nicht mehr erwarten; ein neuer Krieg zwischen dem Orden und dem Könige von Polen schien unvermeidlich zu werden.

In diesem Augenblick aber waren durch das Vordringen der Kirchenreformation die Verhältnisse geändert.

Wie allenthalben, wo man deutsch redete, war die neue Lehre auch in beiderlei preußischen Gebieten, unter dem Orden sowie unter dem König in Thorn und Danzig, wie in Königsberg, von den Bürgerschaften mit populärem Beifall begrüßt worden; jedoch war dabei ein Unterschied: die polnische Regierung suchte dieselbe zu ersticken; von der Regierung des Ordens wurde sie begünstigt. Der Hochmeister, der an den Beschlüssen des Reichsregiments Anteil genommen hatte, hielt allezeit an ihr fest. In dem Ordensgebiet erlebte man, daß ein Bischof, Georg Polenz von Samland, früher Hauskomtur des Hochmeisters und in dessen vollem Vertrauen, die Veränderung in die Hand nahm. Er predigte selbst im Sinne derselben und autorisierte andere Prediger, die eben von Wittenberg kamen; er empfahl, die Übersetzung der Bibel und der lutherischen Schriften zu lesen; unter seiner Leitung wurden die Fasten abgeschafft, die Festtage vermindert, die vornehmsten kirchlichen Handlungen in deutscher Sprache vollzogen, die Zeremonien geändert, die Klöster geräumt. In seinem Titel vermied er die Erwähnung des apostolischen Stuhles. Darüber von dem päpstlichen

Legaten in Anspruch genommen, gab der Hochmeister demselben eine begütigende Antwort; niemals aber hätte er sich zur Absetzung des Bischofs, die man ihm zumutete, verstanden; er bestärkte denselben vielmehr in seinem Verfahren, bei dem er ihn schützen werde, „solange Gott ihn selbst erhalte". Albrecht meinte genug zu tun, wenn die Unordnungen möglichst verhütet und die altherkömmlichen Dienste ebenfalls geduldet würden; aber an seiner Hinneigung zu der religiösen Neuerung konnte kein Zweifel sein. Sie kam ihm insofern zustatten, als sie die Antipathien der Städte gegen den Orden verringern und diese selbst geneigt machen mußte, ihn aufrechtzuerhalten. Aber andererseits war sie ihm auch höchst gefährlich: man drohte ihm — und nichts schien näher zu liegen —, daß ihn der römische Hof, durch seinen Abfall gereizt, mittelst eines Machtspruches seines Amtes entsetzen, oder wenigstens in der Frage über den Huldigungseid seinen großen Gegner, den König von Polen, begünstigen könnte.

Merkwürdigerweise ging aber die Meinung der Polen nicht dahin, sich dieses Vorteils zu bemächtigen. Sie wollten den deutschen Orden in diesem Gebiete wie seinen Zusammenhang mit dem deutschen Reich und seinen Anspruch auf Unabhängigkeit nicht mehr; in dieser Beziehung waren sie Freunde der Reformation. Der große Gegner des Ordens, Vizekanzler Tomizki, bemerkt mit einer Art von Genugtuung, daß die christliche Freiheit, welche von den Lutheranern

gelehrt werde, leicht dahin führen könne, daß sie überhaupt das Joch des Ordens von sich abwerfen. — Da die neue Lehre die Verbindlichkeit der Ordensgelübde leugnete, wie sollte nicht auch die Ritterschaft des deutschen Ordens davon betroffen worden sein?

Der deutsche Orden und seine Herrschaft in Preußen war ohne Zweifel das eigentümlichste Produkt des hierarchisch-ritterlichen Geistes der letzten Jahrhunderte in der deutschen Nation; er hatte eine großartige Welteinwirkung ausgeübt und ein unermeßliches Verdienst um die Ausbreitung des deutschen Namens erworben; aber seine Zeit war vorüber. Vorlängst des größten Teiles seiner Landschaften beraubt, sah er sich jetzt mit einem Kriege bedroht, der ihm den Überrest derselben kosten mußte; denn von keiner Seite konnte er auf nachhaltige Hilfe rechnen, und die Polen waren entschlossen, ihn zu unterwerfen. Zugleich aber hatte sich im eigenen Geiste des deutschen Volkes die Überzeugung Bahn gebrochen, daß die als religiös verehrte Institution mit dem ursprünglichen Geiste des Christentums nicht in dem inneren Zusammenhang stehe, den man einst voraussetzte; die Ritter selbst wurden belehrt, daß ihr Stand das Verdienst nicht in sich trage, das man ihm zugeschrieben, und dem göttlichen Worte nicht entspreche. Viele von ihnen legten das Ordenshabit ab, in dem sie sich nicht mehr zu zeigen wagten, und traten überhaupt aus. Der Hochmeister hat die Ordensregel

dem Doktor Luther vorgelegt, um die darin nötigen Verbesserungen anzugeben; Luther erklärte sie, wie sie war, für verwerflich, die Verbindung von Mönchtum und äußerer Gewaltherrschaft für hermaphroditisch; er gab dem Hochmeister den entschlossenen Rat, das erste von sich zu werfen, die letzte zu behaupten. Noch ist zuweilen von Entsagung des Hochmeisters die Rede gewesen, entweder zugunsten eines Deutschen, wie Ernsts von Kalenberg, oder sogar zugunsten des Königs von Polen, der einmal davon gesprochen hatte. Aber die erstere hätte an der Sache selbst nichts geändert, die letztere aber die Landschaft den Deutschen vollends entfremdet. In dem Labyrinth verschiedener, gleich beschwerlicher Möglichkeiten bot sich nur ein Ausweg dar; es war eben der, welchen Luther angegeben hatte. Er entsprach zugleich dem dynastischen und dem persönlichen Ehrgeiz, schien aber auch noch durch eine andere Rücksicht geboten zu sein. Man stellte dem Hochmeister vor, daß er doch nicht abdanken könne, daß er landesfürstliche Pflichten habe, denen er sich nicht so leichtfertig entziehen dürfe. Die Landschaft forderte ihn auf, einmal ihr Verderben und Unvermögen zu beherzigen und ihr den ewigen Frieden zu verschaffen, sodann ihr Prediger des reinen Gotteswortes zu vergönnen und alles abzustellen, was demselben entgegen sei. Höchst wahrscheinlich verstand sie darunter auch die Gelübde des Ordens.

Und wenn nun der Hochmeister, hierauf gestützt, wie

er es denn immer als eines seiner vornehmsten Motive bezeichnet hat, den Gedanken faßte, sich selbst und das Land von dem Orden loszureißen, so fand er in den Polen eine seinem Vorhaben entgegenkommende Stimmung. Sie hätten es an sich lieber gesehen, wenn das Land die Mitglieder des Ordens verjagt hätte. Aber für die Frage, auf die es ankam, war der Unterschied so groß nicht, wenn die Ordensmitglieder und der Hochmeister selbst mit dem Lande gemeinschaftliche Sache machten.

Dem Hochmeister, Markgrafen Albrecht, kam es zustatten, daß er in Schlesien ein paar seiner nächsten Verwandten hatte, seinen Bruder Markgraf Georg und seinen Schwager Herzog Friedrich von Liegnitz, die das volle Vertrauen des Königs von Polen, dessen Neffen sie waren, genossen und es übernahmen, Albrecht mit demselben wieder auszusöhnen und ihm günstige Bedingungen zu verschaffen.

König Sigismund hatte sich mit einer Anzahl geistlicher und weltlicher Magnaten, auf welche für diese Sache die Autorität des Reichstages übertragen worden war, nach Krakau begeben. Hier suchten ihn die beiden Fürsten auf, selbst, wie wir wissen, eifrige Vorkämpfer der Evangelischen, in der Absicht, auf eigene Hand den Austrag zu unternehmen, den kein Schiedsgericht hätte zustande bringen können. Sie gingen dabei von dem Grundsatze aus, daß sich mit dem Orden selbst kein fester Friede erreichen lasse, da dieser immer eine unzuverlässige Vielherrschaft in sich

schließe; aber, fügten sie hinzu, der Orden sei überhaupt nicht mehr für einen Orden zu halten; unter den Umständen der Zeit falle er selber auseinander. Um den Frieden zwischen dem Lande und der Krone herzustellen, schlugen sie dem Könige vor, den Hochmeister zum Herzoge der Preußen zu erheben, wogegen dieser ihm, als seinem Erbherrn huldigen werde. Die Anerkennung des Erbrechts sollte durch die Säkularisation des Landes und diese durch jene erwidert werden.

Der frühere Kanzler des Herzogs von Liegnitz, damaliger Bischof von Pomesanien, Erhard von Queis, wird als der Mann zu nennen sein, der diesen Gedanken, wenn nicht zuerst gefaßt, doch vor allen anderen zur Besprechung gebracht und praktisch eingeleitet hat.

In dem polnischen Reichsrat erhob sich mancherlei Widerspruch, der vornehmlich darauf beruhte, daß man durch die Annahme des Vorschlages mit dem römischen Stuhle und dem deutschen Reiche, dem der Orden angehöre, in Hader geraten und der katholischen Kirche überhaupt Abbruch tun werde. Darauf war die Antwort: den Polen sei es gleichgültig, wem der Orden angehöre; genug, er müsse als ein Feind ihres Reiches angesehen werden. Auf allen Seiten von christlichen Gebieten umgeben, könne der Orden seine ursprüngliche Bestimmung, den Kampf gegen die Ungläubigen zu führen, nicht mehr erfüllen; im Gegenteil, er hindere die Polen am Kriege gegen die

Ungläubigen und die Schismatiker. Bei den Rittern sei nichts so verhaßt wie der Name des Papstes, der Orden als solcher eigentlich schon zugrunde gegangen; um einen verderblichen Krieg zu vermeiden, erscheine es in der Tat als das Ratsamste, das Land, das dem Erbherrn gehöre, denen zu Lehen zu geben, in deren Händen es sich befinde und die überdies die Verwandten des Königs seien.

Man schreckte nicht davor zurück, daß man dabei in Widerspruch mit der römischen Kirche gerate. Dem Papsttum machte man es schon längst zum Vorwurf, daß es den ewigen Frieden vereitelt und auch den Hochmeister darin bestärkt habe, die in demselben angeordnete Huldigung zu verweigern; man hielt dafür, daß man ihm keinerlei Rücksicht schuldig sei; was er auch dazu sagen möge, dieser alten widerwärtigen Feindseligkeit wolle man sich ein für allemal entledigen.

Indem der König der Meinung der Senatoren beitrat, meinte er auch den Forderungen der Umstände und ebenso einer Pflicht der Verwandtschaft zu genügen.

Die Verhandlung versetzte sich hierauf von Krakau nach Beuthen, wo sich mit dem Markgrafen zugleich Bevollmächtigte des Ordens und der Stände eingefunden hatten. Zuerst erklärten sich die Ordensgesandten, auf die ohne Zweifel das Meiste ankam. Sie billigten den Vorschlag vollkommen und brachten nur zugleich einige ihnen von den Polen zuzugestehende

Vorteile in Antrag. Die Abgeordneten der Stände hatten eher das Bedenken, daß sie, von der Körperschaft des Ordens, die in Deutschland bestehen bleibe, und dem Reiche angefochten, von Polen vielleicht nicht hinreichend verteidigt werden möchten; sie forderten zugleich von dem neuen Fürsten das Versprechen, ihre Privilegien eher vermehren, als vermindern, und keine Fremden anstellen zu wollen; obwohl er ihnen das letztere nicht gab, wurden sie doch übrigens von seinen Erklärungen befriedigt. Auch die Ordensgesandten waren zufrieden, als ihnen der König die Rückgabe der im letzten Kriege eroberten Plätze und zugleich eine kleine Rente für den neuen Fürsten bewilligte.

So vereinigten sich alle Teile leicht und freudig zu dieser großen Veränderung. Der König von Polen sah seine Lehnshoheit endlich willig anerkannt, Nachkommen seiner Schwester innerhalb seiner erweiterten Grenzen versorgt. Das Land gelangte zu der Unabhängigkeit von dem fremden Einfluß, nach der es so lange getrachtet. Die Mitglieder des Ordens, die sich selber säkularisiert hatten, wurden dabei geschützt; sie gesellten sich nun den Landeseingesessenen zu, denen sie sonst gegenüberstanden. Markgraf Albrecht endlich gründete nicht allein eine erbliche Herrschaft, er glaubte auch seinem Lande einen Dienst zu erweisen, indem er ihm den Frieden verschaffte und dem Evangelium die Bahn frei machte.

Am 10. April 1525 geschah die feierliche Belehnung

auf dem Ringe zu Krakau. Der König, in seinem priesterlichen Krönungsornate, umgeben von seinen Bischöfen, übertrug dem neuen Herzog in dem Symbole der Fahne, die zugleich Markgraf Georg ergriff — denn auf die ganze Linie erstreckte sich die Belehnung —, „das Land in Preußen, welches der Orden gehalten". Albrecht leistete den Huldigungseid mit einer Formel, in welcher der Heiligen nicht gedacht war.

In Königsberg begrüßte ihn ein evangelischer Prediger bei seinem Einzuge mit einer geistlichen Rede. Mit alle den festlichen Ehrenbezeigungen, die einem geborenen Fürsten erwiesen werden, ward er empfangen. Die Glocken läuteten, die Häuser an den Straßen waren mit Teppichen behängt, die Wege mit Blumen bestreut.

Wie sich versteht, trugen nun die Stände kein Bedenken, die Handlungen ihrer Abgeordneten zu genehmigen: sie genehmigten den Krakauer Vertrag und leisteten die Huldigung. Das Original der Urkunde, durch welche Albrecht gleich dort in Krakau die Gerechtigkeiten, Freiheiten und löblichen Herkommen des Landes bestätigt hatte, ward dem Altstädter Magistrat in Königsberg übergeben. An die Stelle der Großgebietiger traten Marschall, Landhofmeister, Oberburggraf und Kanzler; alle diese Ämter sollten in Zukunft mit Eingeborenen besetzt werden. Mit Beirat des Adels wurden die Landgerichte neu angeordnet.

Von allen Ordensrittern leistete nur ein einziger einen etwas nachhaltigen Widerstand, Erich von Braunschweig in Memel, zu dessen Gunsten Albrecht einst zu resignieren gedachte; später ward er durch eine kleine Rente abgefunden.

Die religiösen Einrichtungen wurden ohne Schwierigkeit getroffen: die Bischöfe selbst, wie gesagt, waren dafür. Gleich in der ersten Versammlung verzichtete der Bischof Polenz von Samland auf die weltlichen Zweige seiner Gewalt: denn einem Bischof komme nur der Dienst am Evangelium, nicht der Genuß weltlicher Ehre zu; diese überließ er dem Herzog; der Herzog nahm die Stände zu Zeugen dieser freiwilligen Überlieferung. Der Bischof Erhard Queis von Pomesanien tat kurz darauf dasselbe. Um so vollständiger ward ihnen ihre geistliche Autorität gelassen, die sie nach wie vor durch Offiziale verwalteten. Sie führten eine Agende ein, in der sie sich noch immer so nahe wie möglich an das Altherkömmliche hielten; die Klöster wurden in Spitäler verwandelt. Die Tendenz, das Christentum auch in den untersten, noch wenig davon ergriffenen Kreisen zu verbreiten, fand hier einen neuen Wirkungskreis in den Undeutschen, die noch in großer Zahl das Land bevölkerten. Neben den Pfarrern stellte man in den Kirchen die Tolken, d. i. Dolmetscher, auf, welche jeden Satz der Predigt in altpreußischer Sprache wiederholten. Um die Pfarrer selbst auf dem rechten Wege zu erhalten, ließ der Markgraf sich die Postille

auf den Winter und den Sommer von Wittenberg kommen, von jeder 200 Exemplare. Lukas Kranach hatte überhaupt den Auftrag, ihm alle guten und lesenswürdigen Bücher zuzuschicken.

„Ist das alles wahr"? so fragte eines Tages der päpstliche Datar den polnischen Geschäftsträger in Rom, „hat der König von Polen wirklich ein Land der Kirche und des Ordens zum Herzogtum gemacht und einen durch Gelübde verpflichteten Prälaten zum weltlichen Herzog desselben"? Wie am römischen Hofe, so äußerte man am kaiserlichen das äußerste Erstaunen. Zur Verwandlung des Ordenslandes in ein Herzogtum kam nun aber die Einführung der kirchlichen Reformation durch den neuen Herzog, die von den Polen selbst mißbilligt wurde. Gerade damals sind von der polnischen Regierung die blutigsten Verfolgungen über die Anhänger der neuen Meinungen verhängt worden. Man meinte dem polnischen Volke nur dadurch genugzutun und den drohenden Feindseligkeiten entgehen zu können, wenn Herzog Albrecht sich bewegen lasse, dem Luthertum für sich und sein Land wieder zu entsagen. Indessen suchte man der fortgehenden Bewegung Hindernisse in den Weg zu legen; unter anderem wollte man die Jurisdiktion des Bischofs von Pomesanien, der vom Papst nicht bestätigt war, nicht anerkennen und die lutherischen Prediger zur Strafe ziehen, die bei demselben Schutz fanden. Es ist der Mühe wert, der Gründe zu gedenken, mit denen der Herzog diese Zu-

mutungen von sich wies. Bei der Unterhandlung, sagte er, habe man den Bischof anerkannt: warum solle er jetzt nicht mehr als solcher gelten? Denn wenn die Bestätigung des Bischofs durch den römischen Stuhl unerläßlich wäre, so würde derselbe auch darüber zu entscheiden haben, ob der Orden in Preußen bestehen solle oder nicht. Die Aufhebung desselben sei aber mit Beistimmung der geistlichen und der weltlichen Magnaten erfolgt, ohne Rücksicht auf die päpstliche Bulle, der auch eine solche Handlung bei dem Zorne der Apostel Petrus und Paulus verpönt sei. Sei es Religion, die Gesetze der römischen Kirche, je nachdem man es nützlich finde, zu halten oder zu brechen? — Ohne Zweifel war die protestantische Idee eines der vornehmsten Momente in der geschehenen Veränderung, und Polen selbst dadurch in einen Widerspruch mit Kaiser und Papst geraten, der nicht mehr zurückgenommen werden konnte. Eben aus dem Konflikt der katholischen Gewalten erhob sich die neue Kirchenform mit unbedingter Notwendigkeit.

Es liegt eine Art von Vollendung und Befestigung aller dieser Dinge darin, daß Herzog Albrecht sich im Jahre 1526 mit der dänischen Prinzessin Dorothea vermählte. Zu einer von allen Seiten anerkannten fürstlichen Existenz in unserem Europa gehören nun einmal verwandtschaftliche Verbindungen dieser Art. Die Herzogin entwickelte allmählich eine ebenso starke evangelische Überzeugung, „ein festes

Trauen und Glauben an unseren einigen Heiland", wie ihr Gemahl; sie machte ihn überdies glücklich in seinem Hause. Er kann ihre edlen teueren Gaben nicht genug rühmen; überdies: „wäre sie eine arme Dienstmagd gewesen," sagt er, „so würde sie sich nicht demütiger und getreuer, in unwandelbarer Liebe gegen ihn Unwürdigen haben verhalten können". Indem ihr Bruder Christian, nachmals König von Dänemark, sich mit einer lauenburgischen Prinzessin verheiratete, aus welchem Hause später auch Gustav Wasa in Schweden seine Gemahlin wählte, traten alle diese neuen evangelischen Gewalten des Nordens in die engste Verbindung.

Bemerken wir die allgemeine Wendung der nordischen Politik, die sich in diesen Ereignissen vollzog. Im Jahre 1515 hatte Maximilian alle nordischen Gebiete slawischer und germanischer Zunge in einem großen Bunde an sich zu knüpfen gedacht. Zuerst trennte sich Polen; dann ward Christian II. aus Dänemark und Schweden verjagt; jetzt trat Albrecht, der sich bisher zu Christian gehalten, mit den neuen Königen in Bund und Verwandtschaft; jener Erich von Braunschweig mußte auch darum aus Memel entfernt werden, weil er fortfuhr, Verhältnisse mit dem Admiral Christians, Severin Norby, zu unterhalten. Die Stellung, in welche Albrecht gleich bei seinem Eintritt zu den nordischen Mächten geriet, war überaus günstig und stark.

Und eine andere Stütze boten ihm nach der deutschen Seite hin die evangelischen Fürsten dar.

Schon damals, als Kurfürst Johann von Sachsen mit seinen gleichgesinnten Nachbarn über die Zusammenkunft zu Magdeburg unterhandelte, schickte er auch an den neuen Herzog in Preußen, um ihm anzubieten, wenn er in irgend etwas, das Evangelium betreffend beschwert werde, mit ihm für einen Mann zu stehen. Höchst willkommen war dieser Antrag dem Herzog. Er sendete den Bischof von Pomesanien, der überhaupt seine auswärtigen Geschäfte leitete und die Verhältnisse mit Polen und Dänemark geordnet hatte, im September 1526 nach Breslau, wo von sächsischer Seite Hans von Minkwitz mit demselben zusammentraf. Hier ward eine förmliche Abkunft geschlossen. Der Herzog hatte erklärt, Preußen sei durch die letzten Kriege so erschöpft, daß er sich nur zu einer Hilfe von 100 gerüsteten Reisigen verstehen könne. Kurfürst Johann war damit zufrieden; so viel versprach nun auch er dem Herzog, wenn derselbe einmal angegriffen werde. Der Hilfe sendende Teil sollte die Besoldung zahlen und den Schaden tragen, der Hilfe empfangende für die täglichen Bedürfnisse stehen. Im Dezember 1526 kam die Ratifikation in Weimar an. Der Herzog und sein Bischof hatten die Idee, auch die gleichgesinnten schlesischen Stände, den Markgrafen Georg für Jägerndorf, den Herzog von Liegnitz, die Stadt Breslau, in diesen Bund zu ziehen. Schon ward über eine gemeinschaftliche nähere Ver-

abredung mit Dänemark verhandelt; der Kurfürst zeigte sich bereit dazu.

Man hat oft gesagt, und es ist ganz wahr, daß das Reich durch den Akt der Huldigung an Polen einen großen Verlust erlitten habe. Allein das ließ sich nun nicht vermeiden. Hätte der Orden sich nicht gefügt, so würde er aus Königsberg so gut verjagt worden sein, wie aus Danzig; die Landschaft wäre eine polnische Provinz geworden wie das königliche Preußen. Unter diesen Umständen ist es ohne Zweifel als eines der glücklichsten und heilbringendsten Ereignisse für das germanische Prinzip in jenen Ländern anzusehen, daß ein Herzogtum, ein erbliches deutsches Fürstentum errichtet ward. Vergleichen wir Livland damit, so war auch da die Reformation eingedrungen; der mächtige Ordensmeister Plettenberg, der nun völlig unabhängig war, beschützte sie und wußte sogar den Orden noch eine Zeitlang aufrecht zu erhalten —, allein nur eine Zeitlang; später ward das Land doch auch säkularisiert, geriet aber zugleich unter fremde Botmäßigkeit und ging für das Gesamtbewußtsein der deutschen Nation verloren. Ebenso war das königliche Preußen dadurch nicht gefördert, daß es keinen Fürsten an seiner Spitze hatte: später hatte sich der polnische Einfluß gewaltig geltend gemacht; welche unbeschreiblichen Bedrängnisse politischer und religiöser Art hat das Land aushalten müssen! Die Germanisierung ward hier wie dort nicht allein in ihrem Lauf aufgehalten, sondern rück-

gängig. Dagegen ward das herzogliche Preußen allmählich völlig deutsch; es blieb politisch schon durch die verwandtschaftlichen Verhältnisse des Fürsten mit einem mächtigen deutschen Hause in unauflöslicher enger Beziehung zu dem großen Vaterlande; unter alle den Verwirrungen theologischer und literarischer Kämpfe, welche im Gefolge der Reformation eintraten, bildete sich hier doch ein unabhängiger Mittelpunkt deutscher Kultur, von dem hinwiederum die großartigsten Entwickelungen unserer Nationalität ausgegangen sind.

Wie mächtig erhob sich überhaupt das deutsche Wesen in diesem Augenblicke!

Man durfte Belgien und die Niederlande, Böhmen und dessen Nebenländer wieder zum Reiche zählen. Die deutschen Waffen hatten Italien dem französischen, sowie dem hierin von dem Reiche abgesonderten schweizerischen Einfluß entrissen; sie hatten den Namen des Reiches in Italien und in der alten Metropole zu Rom wiederhergestellt. Mehr als einmal waren sie von dem Süden und Osten in Frankreich drohend vorgedrungen: auch in dem Westen hatten sie den Spaniern zur Wiedereroberung verlorener Grenzfestungen, zur Besiegung der Mauren von Valencia geholfen. Soeben war Ungarn durch sie bezwungen worden. Mit Hilfe der deutschen Seestädte hatten sich die beiden nordischen Könige in Besitz ihrer Kronen gesetzt. Polen verdankte die davongetragenen Vorteile doch ganz allein den Provokationen und dem

Beistande der deutschen Provinzen selber, und schon daraus ergab sich wohl, daß es nicht immer so bleiben konnte. In Livland waren die Angriffe der Russen durch glückliche Schlachten zurückgewiesen, noch im Jahre 1522 sehr vorteilhafte Friedensbedingungen erworben worden.

Und dies alles war geschehen, obgleich es an jeder kräftigen zentralen Regierung fehlte, unter den Stürmen der heftigsten inneren Entzweiungen.

Ja, in diesen selber drang eine noch viel weiter reichende, die Welt umfassende Tendenz zutage. Es war dem deutschen Geiste gelungen, die innere Wahrheit des Christentums von den Zufälligkeiten der letzten Formationen in dem Papsttum zu scheiden und derselben mit ebenso viel Mäßigung und Entschlossenheit in weiten Gebieten eine legale Geltung zu verschaffen. In einem Kurfürstentum, drei oder vier Herzogtümern, der größten Landgrafschaft, der größten Grafschaft des Reiches, einem oder zwei Markgraftümern und einer ganzen Anzahl von Städten war die neue Lehre zur Herrschaft gelangt und durchdrang die Populationen, deren eingeborener Sinn eine natürliche Verwandtschaft damit hatte. Um sich die ursprünglichen Gesichtspunkte positiver und negativer Art wieder zu vergegenwärtigen, sollte man einmal die Bekenntnisschriften zusammenstellen, die schon damals an so vielen Orten erschienen: die Artikel der sächsisch-hessischen und besonders der brandenburgisch-nürnbergischen Visitation, die ost-

friesische Konfession, die Instruktion der schleswig-holsteinischen Prediger, die Entschuldigungsschriften der schlesischen Stände, die Synodalkonstitutionen in Preußen. Man wird in allen denselben Sinn eines notgedrungenen Zurückgehens von dem Zufälligen auf das Wesentliche, einer noch nicht symbolisch-festgestellten, aber ihrer Wahrheit sich bewußten, mächtig vordringenden Überzeugung wahrnehmen. Es liegt in der Natur der Sache, da die Entwickelung nur innerhalb beschränkter Territorien vorging, daß die neu sich bildende Kirche in Großartigkeit und Glanz ihrer Erscheinung sich mit der bisherigen Hierachie, in der sich die Einheit eines Komplexes großer Reiche aussprach, nicht von fern messen konnte: ihr Wert und ihr Wesen bestand in ihrer inneren geistigen Kraft. Sie hatte es übernommen, das christliche Prinzip dem Gemüt und insbesondere dem gemeinen Volke in unmittelbare Nähe zu bringen, das Verständnis desselben frei von aller Verunstaltung fremdartiger Formeln und Dienste dahin zu entwickeln, daß es das allgemeine Bewußtsein der Nationen der Erde zu erfüllen vermochte. Schon ward die neue Lehre fast in allen Sprachen vernommen. Wir gedachten jener Dolmetscher in Preußen; Doktor Heß ließ in Breslau das Evangelium slawisch verkündigen; Luthers Schüler predigten es in Dänemark und Schweden; einer der ersten Inskribierten in Marburg ist der Gründer der schottischen Kirche; im Korpus Christ-Kollege zu Oxford bildete sich 1527 ein Verein

Lutherisch-Gesinnter, der als ein Seminar der neuen Meinungen angesehen werden kann. Indessen ging seit 1528 von Bern eine unmittelbare Wirkung auf Genf und die romanische Welt aus. In Italien wanderte die Lehre durch die alten literarischen Verbindungen ein; in Spanien ward sie sehr früh von den Franziskanern ergriffen; in Frankreich fand sie an der Königin von Navarra eine mächtige Beschützerin. Luther, der von keinem Ehrgeiz wußte, nicht einmal eigentlichen Bekehrungseifer hatte, alles von der stillen, eingeborenen Macht der Überzeugung erwartete, bemerkte doch, daß das Evangelium, das er wiederhergestellt, auch einst eine Kirchengeschichte haben werde. Jezuweilen erhob er sich zu noch höheren Hoffnungen. „Es wird die Zedern des Libanon zu sich bringen," sagt er. Er wendet den Spruch bei Jesaias darauf an: „Ich spreche zum Mittag, gib her meine Töchter, und zum Abend, wehre mir's nicht."

This book is DUE on the last date stamped below

LD-URL NOV 15 1965

RECEIVED
LD-URL

OCT 28 1965

AM PM
7-4 9-10

orm L-9-10m-2,'31

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 254 517 6